The Recollections Of

WILLIAM FINAUGHTY

ELEPHANT HUNTER
1864-1875

Finaughty, William – Die Erinnerungen von William Finaughty Elefanten Jäger 1916

DIE ERINNERUNGEN

VON

WILLIAM FINAUGHTY

ELEFANTENJÄGER

1864–1875

PRESSE DER

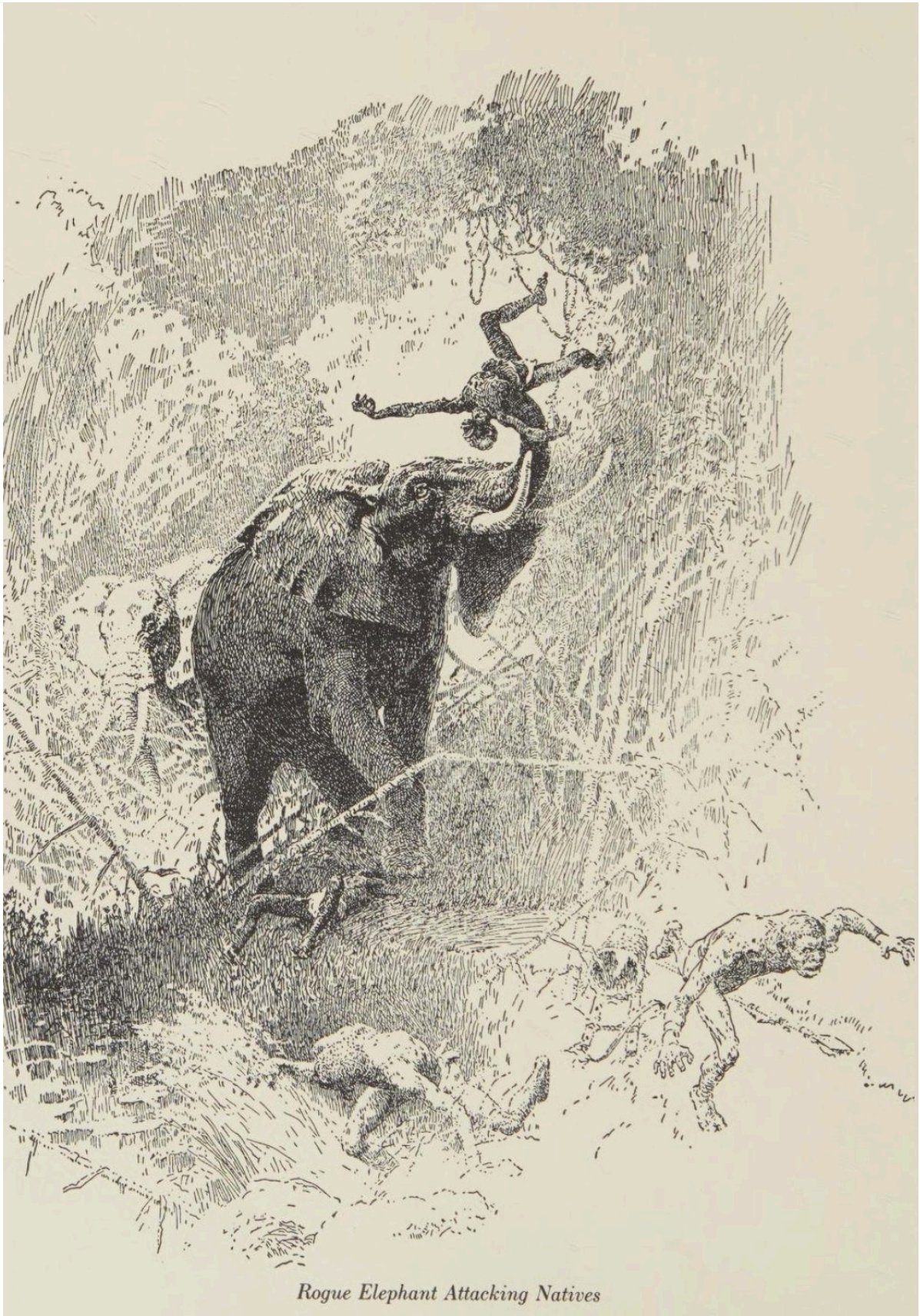
J. B. LIPPINCOTT COMPANY

EAST WASHINGTON SQUARE

PHILADELPHIA

ZWEIHUNDERTFÜNFZIG EXEMPLARE

DIESES BUCHES WURDEN GEDRUCKT



Rogue Elephant Attacking Natives

VORWORT

Im Jahr 1908 hatte ich im nordwestlichen Rhodesien William Finaughty in meinen Diensten, einen Sohn jenes William Finaughty, der einer der ersten weißen Männer war, die in Matabeleland auf Elefantenjagd gingen. Herr Selous erwähnt in einem seiner Bücher, dass Finaughty mit der Jagd aufhörte, weil die Elefanten zu knapp wurden, noch

bevor er – Selous – das erste Mal nach Afrika kam. Im Jahr 1913 hielt ich mich zufällig in Bulawayo auf und besuchte, da ich einen Tag erübrigen konnte, Finaughty auf einer nahe gelegenen Farm. Er überließ mir die Ausgaben des *Rhodesian Journal*, die seine Jagderlebnisse enthielten. Ein oder zwei der Nummern fehlen, und da die Zeitschrift nicht mehr existiert, kann ich sie nicht ersetzen. Sein Sohn hatte mir von seinem wunderbaren Gedächtnis erzählt, was mir von allen, die ihn kannten, bestätigt wurde. Ich fand in ihm einen sehr schmächtigen alten Mann mit sehr weißem Haar vor, der durch viele Fieberanfälle stark geschwächt war. Der Wert der folgenden Seiten liegt, sofern vorhanden, in der Tatsache, dass sie das Bild einer nunmehr vergangenen Zeit zeichnen, die niemals wiederkehren wird.

G. L. H.

Poplar House

St. Davids'

Pennsylvania

Mai 1916

EINLEITUNG

[Nur ein Wort zur Einleitung und Erklärung. Der Herausgeber dieser Schrift wurde vor einigen Monaten gefragt, ob er die Aufgabe übernehmen wolle, den berühmten südafrikanischen Großwildjäger „Bill“ Finaughty zu interviewen und seine Reminiszenzen zur Veröffentlichung niederzuschreiben. Seine Antwort war, dass er geglaubt habe, dieser renommierte Nimrod sei längst in die ewigen Jagdgründe eingegangen; er wurde jedoch versichert, dass dieser nicht nur am Leben sei, sondern nur wenige Meilen von Bulawayo entfernt wohne und bereit sei, von einigen jener Dinge zu berichten, die er in jenen frühen Tagen sah und tat, als das heutige Rhodesien noch ein Teil des wilden Südafrikas war und als Mzilikatse und nach ihm Lobengula ihre grausame Herrschaft ausübten. So wurde der alte Jäger an einem Sonntagmorgen in seiner bescheidenen Hütte, etwa sechs Meilen von Bulawayo entfernt, besucht und mit den „Erinnerungen“ begonnen. Die Erzählung ist praktisch in Mr. Finaughtys eigenen Worten wiedergegeben, entweder von ihm zwischen den Besuchen notiert oder dem Verfasser diktiert. Sie trägt den Stempel der Wahrheit, und jene, die das Land in seinem damaligen Zustand kannten – Missionare, Jäger und andere –, werden die Wahrheit vieles dessen bezeugen, was hier über den überwältigenden Wildreichtum und die Tapferkeit der alten Jäger niedergeschrieben ist.]

INHALT

KAPITEL | SEITE

|

I. Mein erster Treck | 9

II. Von Löwen belagert – Zwei Monate im Lager | 24

III. Meine zweite Reise – Unter den Elefanten – Die Hartley-Gruppe | 40

IV. Meine dritte Reise – Des Handels müde – Werde Elefantenjäger – Napiers alarmierender Unfall – Einige große Strecken – 5.000 Pfund Elfenbein | 45

V. Der wilde Mann der Wälder – Eine unheimliche Begegnung – Mzilikatses herrische Vorladung – Eine schreckliche Tragödie – Holländische Familie dezimiert | 57

VI. Im Fliegengebiet – Ein Elefantenabenteuer – Eine glückliche Flucht – Die Ochsen verloren – Eine siebzig Meilen lange Verfolgungsjagd – Napiers schreckliche Erfahrung | 65

VII. Tod von Mzilikatse – In der Klemme – Inmitten feindseliger Matabele – Eine bange Zeit – Geschenke für den Induna – Erinnerungen an Mzilikatse – Ein Induna „ausgelöscht" – Napiers amüsante Abenteuer – Ende der Reise 1868 | 77

VIII. Wieder bei den Elefanten – Eine Reise mit Häuptling Khama – Hungrige Lagerfolger – Gifford von einem Elefanten gejagt – Ein unbrauchbares Gewehr – Wir verlieren die Orientierung – Ein tropisches Gewitter – Knappe Risiken | 89

IX. Verirrt im Busch – Das erschreckende Erlebnis meines Bruders – Von Buschmännern gerettet – Die Qualifikationen eines Jägers – Besuche von Löwen – Ein doppelter Schreck – Pandämonium im Lager | 99

X. Wieder Mr. Hartleys Gruppe – Ein Löwenabenteuer – Der Anführer gepackt – Meine Tat mit einer Assegai – Ein riskantes Unterfangen – Feigheit der Eingeborenen – Zwei mutige Picannins – Ihr Kampf mit einem Löwen | 108

XI. Ein Buschdieb – Die trickreichen Wege der Buschmänner – In einem Jägerlager – Elfenbein, Riemen und Sjamboks – Von einem Büffel gejagt – 3.000 Pfund Elfenbein – Rückkehr nach Shoshong | 116

XII. Cigar und der Elefant – Ein Einhorn-Horn – Sechs Elefanten mit fünf Kugeln – Knappe Flucht – Das Elefantenbaby und seine Mutter – Eine amüsante Szene – Ein enttäuschter Bure – Der buschmännische Viehdieb und seine Strafe | 125

XIII. Büffelgefahren – Ein wilder Angriff – Wagenunfall – Unter den Löwen – Mein Pferd getötet – Ein Tag des Abschlachtens | 134

XIV. Ende der Reise – Rekord-Elefantenstrecke – Ein unkonventioneller Raucher – Das Elfenbein eines Jahres: 5.000 Pfund – Abenteuer mit den Elefanten – Ein Fass Pfirsichbrandy – Und wie es angezapft wurde | 143

XV. Zwei lebenslustige Jäger – Wie sie die Elefanten erschreckten – Giraffe für den Topf – Eine erschreckende Erfahrung – „Wasser, Wasser, gebt uns Wasser" – Dan Francis' Bergbaugruppe – Streit mit Khamas Eingeborenen | 152

XVI. Ein unverschämter Diebstahl – Die Beute eines Anführers – Mehr Viehdiebstähle – Und prompte Bestrafung – Abenteuer mit Löwen – Eine unangenehme Ecke – Zwischen Grasbrand und einem verwundeten Löwen | 159

XVII. „Nobby" und die Elefanten – Elandantilopen und Heuschrecken – Ein Viehraub – M'Tibi ausspielen – Wie wir sein Vieh „stahlen" – Ein aufregender Treck – Eine erfolgreiche Reise – Ich verkaufe alles und lasse mich nieder – Die Abenteuer meines alten Gewehrs – Einige Beobachtungen über Büffel und die Tsetsefliege | 168

XVIII. Die letzte Reise – Eine Waffenschmuggel-Expedition – Von Diamanten in Versuchung geführt – Kanone für Secoconi – Von Buren verhaftet – In der Klemme – Wie wir unsere Bewacher austricksten | 177

XIX. Die Buren austricksen – Wie wir die Kanone versteckten – Und unsere Spuren verwischten – Ankunft in Rustenburg – Vor dem Landdrosten | 187

XX. Den Magistrat überlisten – Meine Flucht aus Rustenburg – In die Höhle des Löwen – Ein morgendlicher Schreck – Ein Sprint nach Süden – Der Löwe und die Decke – Der lustigste Kampf auf Erden | 198

XXI. Eine glückliche Flucht – Von einem Kommando gejagt – Nur wenige Stunden Vorsprung – Ochsen statt Pferde – Eine weitere Kanonen-Expedition – Ankunft in Bulawayo – Von Lobengula gekauft | 206

XXII. Ein Elfenbeingeschäft – Auf Elefanten mit Hinterladern – Eine schmerzhafte Erfahrung – Ein feiger Hund – Eine nützliche Elefantenstrecke – Abenteuer mit einer Löwin – Eine schreckliche Begegnung – Mein Junge schwer zugerichtet | 215

XXIII. Tsetsefliege und Büffel – Meine Theorie – Mein erster Fieberanfall – Der verletzte Eingeborene – Trauriger Wagenunfall – Umgekippt in einem Sumpf | 225

XXIV. Ein Angelabenteuer – Von Krokodilen beobachtet – Eine Waldtragödie – Löwen, Zebras und Krokodile – Das Festmahl der Saurier | 232

XXV. Vom Jäger zum Händler – Ein großes Geschäft – Der Basuto-Krieg – In den Tagen von „Majuba“ – Von Eingeborenen ausgeraubt – Leben in Johannesburg – Rückkehr nach Bulawayo – Einige abschließende Überlegungen | 236

Die Erinnerungen eines Jägers

KAPITEL I

MEIN ERSTER TRECK

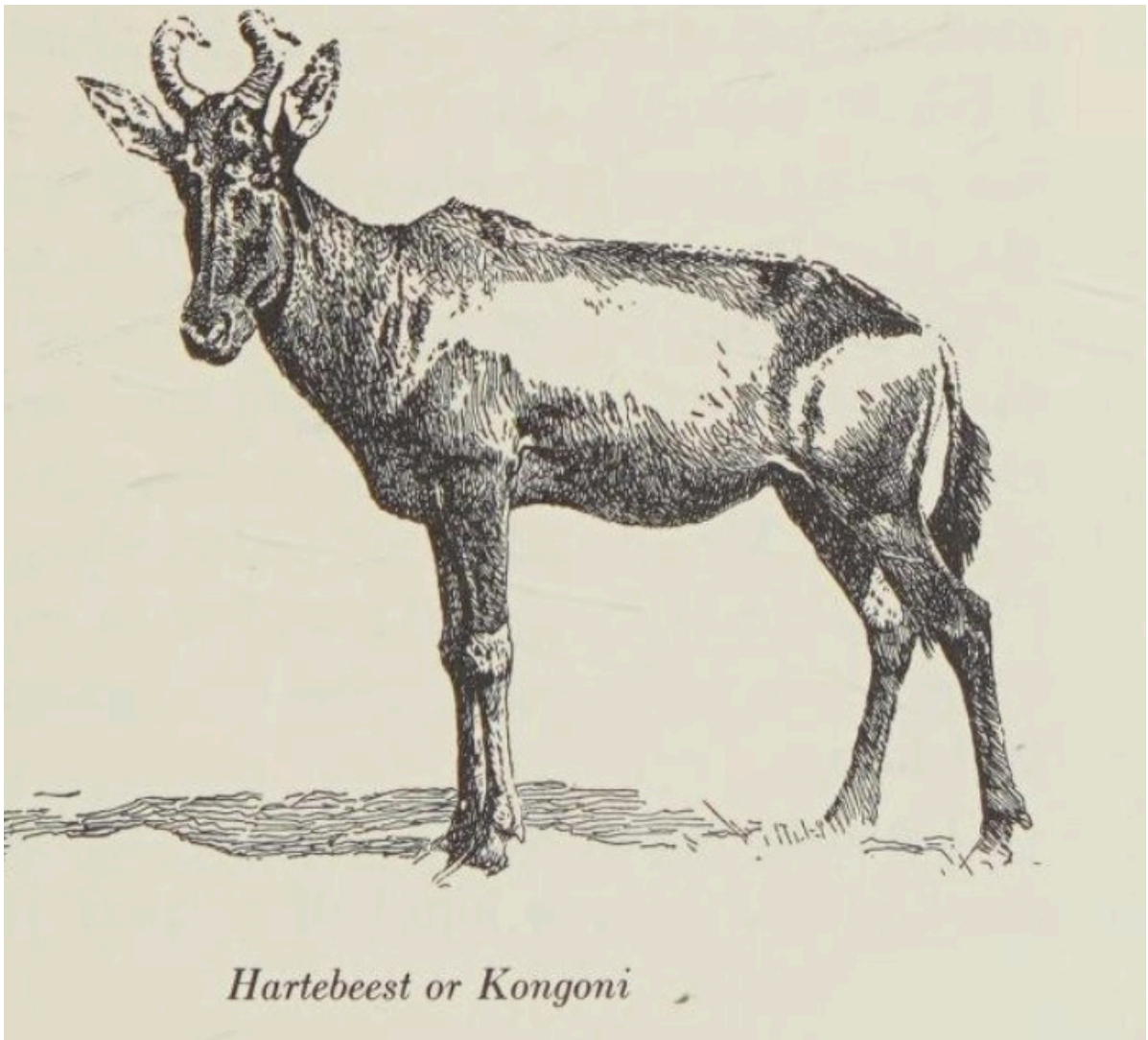
Da ich von Jugend auf ein Draufgänger, ein guter Reiter und ein recht passabler Schütze war, entschloss ich mich, ins Innere Afrikas zu ziehen, hauptsächlich um Großwild zu jagen.

Ich verließ Grahamstown Anfang 1864 im Alter von 21 Jahren und reiste durch den Freistaat herauf. Das Wild, das ich dort sah, erstaunte mich so sehr, dass ich glaubte, es sei nicht nötig, noch viel weiter zu ziehen. Niemals hätte ich geglaubt, dass sich eine solche Menge an wilden Tieren zusammenscharen würde. Soweit das Auge reichte, war es eine einzige sich bewegende Masse, Zehntausende wunderschöner wilder Kreaturen vieler Arten, bestehend zum Großteil aus schwarzen Gnus, Blesböcken, Springböcken, eingestreuten Straußen, Quaggas und Streifengnus.

Ich wurde dieser Art von Sport jedoch bald überdrüssig, da man einfach so viel erlegen konnte, wie man wollte, und machte mich schließlich auf den Weg zum Vaal River, wo ich Herrn E. Chapman, einen örtlichen Händler, traf, der mit seinen Wagen auf dem Weg ins Matabele-Land war.

Der Häuptling der Matabele war zu jener Zeit Mzilikatse, ein Bruder des Zulu-Häuptlings Chaka. Der alte Mzilikatse hatte sich gewaltsam seinen Weg durch den Transvaal gebahnt und das Land in Besitz genommen, das heute als Matabeleland bekannt ist.

Mr. Chapman hatte bereits einen weißen Mann bei sich, einen Mr. W. Francis. Wir verbrachten einige Tage an einem Ort namens Kruitfontein (Pulverquelle). Dessen Wasser war zeitweise ungenießbar. Wir machten uns auf den Weg zum Vaal River, der sehr viel Wasser führte, aber wir brachten alle Waren in einem Boot hinüber; dann banden wir große Stämme von trockenem Weidenholz und ein paar Fässer unter die Wagen und ließen sie auf diese Weise über den Fluss treiben, wobei das Boot davor sie schleppte. Es war harte Arbeit und dauerte uns genau vier Tage. Wir brachen sofort nach Kuruman auf, einem sehr hübschen Ort. Der Ehrwürdige Robert Moffat war dort, ebenso Mr. John Chapman. Wir blieben etwa vierzehn Tage in Kuruman und traten dann eine lange, öde Reise an, wobei wir die Kalahari-Wüste umgingen und die Betschuana-Dörfer passierten – Ian Missiby, Kanye, Molepolole und Shechillies. Vor uns lag eine Strecke von 140 Meilen mit sehr zweifelhaftem Wasser, aber wir hatten großes Glück und fanden etwa 20 Meilen von Shechillies entfernt Wasser. Die Wege waren durch den Sand sehr schwer und gut 18 Zoll tief. Wir hatten erneut Glück, als wir an einem Ort namens Beatlanamie ein wenig schlammiges Wasser bekamen, obwohl die Büffel während der Nacht getrunken und das Wasser etwas trübe gemacht hatten.



Nachdem wir etwas gegessen hatten, schlug Chapman vor, zu versuchen, einen Schuss auf die Büffel abzugeben. Die Pferde wurden gesattelt, und Chapman, ein Junge (ein eingeborener Diener) und ich folgten der Fährte ein kurzes Stück und sahen sie. Da der

Busch ziemlich dicht war, wurden wir unglücklicherweise getrennt, und es gelang mir, eine sehr fette Kuh zu schießen.

Chapman wäre beinahe von einem alten Bullen erwischt worden, den er nicht sah, bis er fast an ihm vorbei war. Der Büffel stürmte auf Chapman zu, der zu fliehen versuchte, aber da der Busch sehr dicht war und ein umgestürzter Baum seinen Weg kreuzte, wurde er aufgehalten. Er blickte zurück und sah den Büffel dicht hinter sich und den Tod vor Augen. Im Bruchteil einer Sekunde warf er sein Gewehr nach der Bestie. Die Waffe traf ihn am Rücken, was seine Aufmerksamkeit für ein paar Sekunden von Chapman ablenkte und ihm die Chance gab, zu entkommen. Später ging ich mit Chapman zurück, um sein Gewehr zu holen.

Wir blieben den Tag über dort, um das Fleisch der Kuh, die ich geschossen hatte, zu zerlegen. Es schmeckte gut, denn Büffel ist wirklich erstklassiges Rindfleisch. Wir brachen wieder auf, und da wir hörten, dass die Pfanne (Wasserloch) Selinya, etwa 20 Meilen voraus, reichlich Wasser hatte, kamen wir dort gut an, nur um mit einer weiteren Strecke von über 40 Meilen konfrontiert zu werden, ohne Wasser und auf sehr schwerem Weg. Wir kamen in Shoshong an, einem sehr großen Betschuana-Dorf mit etwa 80.000 Einwohnern, mit Seccommie als Häuptling. Dort gab es auch zwei Missionare, den Ehrwürdigen John McKenzie und den Ehrwürdigen Rodger Price. Es war einer der wichtigsten Handelsposten im Landesinneren, da hier drei Straßen zusammentrafen – eine vom Ngamisee, eine vom Sambesi und die andere aus dem Matabele-Land. Wir blieben gut vierzehn Tage hier, und an dem Tag, an dem wir weiterzogen, war ich hocherfreut, denn es war absolut der schmutzigste Ort, den ich je gesehen habe. Wir treckten zum ersten Wasser, Magalappe, etwa 20 Meilen entfernt.

Am nächsten Tag kamen Mr. Price und der junge Häuptling mit vielen Anhängern zu uns und sagten, sie wollten etwas Wild für Fleisch schießen. Wir gingen zusammen aus, etwa sechs von uns, und an jenem Tag sah ich den herrlichsten Anblick, den ich je erlebt habe. Wir hatten uns verteilt, Mr. Price befand sich zu meiner Rechten, als er neben etwa 300 bis 400 Giraffen herjagte. Es war ein wunderbarer und schöner Anblick. Es schien ein Jammer, sie zu schießen, aber wir unterdrückten unsere Gefühle und erlegten fünf von ihnen. Das Fleisch wurde auf die Wagen geladen, ebenso die Häute. Nichts wurde verschwendet. In jener Nacht hatte ich ein gegrilltes Steak von der Giraffe, das ich köstlich fand, und ich halte Giraffenfleisch immer noch für das beste von allen. Mit einem solchen Vorrat an Fleisch bestand nun keine Gefahr mehr zu verhungern.

Wir verließen den jungen Häuptling Khama und Mr. Price und reisten wegen der Löwen nur tagsüber. Nach etwa sechs Tagen Reise kamen wir an einen Ort namens Serowe, wo man Wasser erhalten konnte, indem man den Schmutz heraushub, was wir auch tun mussten. Ich fragte Chapman, ob er an jenem Morgen weiterziehe, und er antwortete: „Ja, sobald die Ochsen gefressen haben." Ich sagte, ich würde schon einmal den Weg vorausgehen, da ich gewöhnlich vor den Wagen herlief. Ich brach auf und dachte, ich würde das nächste Wasser, Gookure, etwa 18 Meilen voraus, erreichen. Es war ein ordentlicher Marsch, aber ich kam gut an, sah einen Kudu am Wasser und schoss ihn, machte ein Feuer und aß etwas, schnitt eine Keule des Bocks ab und hängte sie in einen Baum. Ich wartete, aber von den Wagen war keine Spur, und da der Tag zur Neige ging, dachte ich, es sei besser, zurückzugehen und die Wagen abzuholen. Ich lief, bis mir die Beine wehtaten, aber immer noch kein Wagen, und ich fragte mich, was wohl passiert sein könnte. Schließlich, gegen Mitternacht, völlig erschöpft, nachdem ich 36 Meilen gelaufen war, kam ich an der Stelle an, von der ich gestartet war, und die Wagen standen immer noch dort! Sie waren nie aufgebrochen; sie dachten, sie würden noch einen Tag warten! Nach dieser Erfahrung hütete ich mich sehr, jemals vorauszugehen, bevor ich die Wagen in Bewegung gesehen hatte.

Gerade nachdem ich eingeschlafen war, wurde ich durch das Brüllen eines Löwen dicht am Lager geweckt. Ich weiß nicht, ob er mich angeschlichen hatte und verärgert war, sein Abendessen verloren zu haben. Jedenfalls rief Chapman und fragte mich, ob ich es gehört hätte, und schlug vor, wir sollten hinausgehen und einen Schuss auf ihn abgeben.

Ich sagte, ich sei bereit, bemerkte aber, dass er sich nicht allzu weit von den Wagen entfernte. Jedenfalls warteten wir, bis der Löwe wieder brüllte, und ich schoss auf die Stelle, von der das Geräusch kam. Der alte Löwe stieß sofort ein Brüllen voller Wut aus und begann zu knurren und einen ganz unirdischen Lärm zu veranstalten. Nach einer Weile verzog er sich, und das war das Letzte, was wir von ihm hörten.

Am nächsten Morgen sah ich, wie sich die Wagen in Bewegung setzten, bevor ich es wagte, vorauszugehen.

Etwa vier Meilen entlang des Weges bemerkte ich eine riesige Anzahl von Geiern, die in den Mopane-Bäumen saßen. Ich schlenderte hinüber, um zu sehen, was die Ursache für diese Ansammlung sein könnte, und als ich mich näherte, flogen die Geier davon. Zu meinem Erstaunen stand ich plötzlich einer Löwin gegenüber! Ich war erheblich erschrocken, hob aber sofort meinen alten Vorderlader, der immer geladen war, und tötete sie mit einem Schuss. Nachdem ich nachgeladen hatte, ging ich zu der Stelle, wo sie lag, und fand in ihrer Nähe die Überreste eines kürzlich getöteten Gnus, aber alles Fleisch war abgefressen, und nur die Knochen waren noch übrig. Ich dachte mir, dass die Löwin es sich ziemlich gut gehen lassen hatte, aber ich war zu hungrig, um dem viel Beachtung zu schenken, und beschloss sofort, ein Feuer zu entfachen, um ein paar gegrillte Markknochen zu genießen. Dann bekam ich einen weiteren Schock, denn als ich gerade ein paar Stöcke für diesen Zweck aufhob, stand ein alter männlicher Löwe seelenruhig direkt vor mir! Er war offensichtlich schon seit einigen Minuten nur wenige Meter von mir entfernt gewesen, war aber zu vollgefressen, um sich die Mühe zu machen, sich zu bewegen, bis ich fast auf ihm stand.

Zu sagen, dass ich die Stöcke wie heiße Kohlen fallen ließ, zu meinem Gewehr sprang und den Abzug drückte, drückt die Schnelligkeit meiner Bewegungen nur schwach aus. Ich traf ihn ordentlich, aber er sprang davon, und ich folgte ihm nicht. Ich war zu hungrig.

Ich zündete das Feuer an und war mitten in einer interessanten kulinarischen Operation, als Chapman herankam und, als er mich sah, wie ich die großen Markknochen über den Flammen röstete, in ein Gelächter ausbrach über die Vorstellung, dass ein Mann von einem Tier im Busch isst, wenn ihm die Todesursache unbekannt ist.

Als Antwort lenkte ich lediglich seine Aufmerksamkeit auf den Körper der toten Löwin, die er zuvor nicht gesehen hatte, und zeigte auch auf die Blutspur des alten Löwen, wobei ich meinen heißen Markknochen als Zeigestock benutzte.

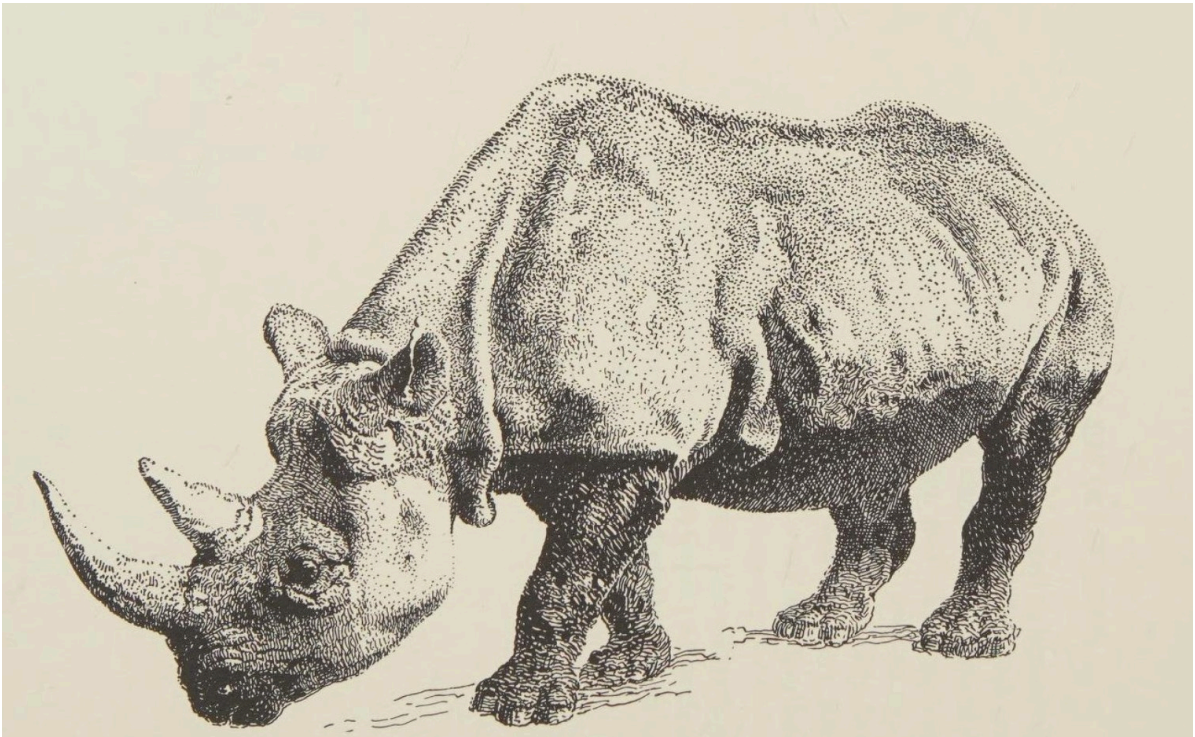
...man hörte schnell auf, über meine angebliche „Grünschnabeligkeit“ zu lachen, und beim Verfolgen der Blutspur fanden wir den alten Löwenmännchen in den letzten Zügen, da meine Kugel seine Lunge durchschlagen hatte.

Chapman und ich gingen dann gemeinsam die Straße entlang, warteten mittags auf die Wagen und nahmen die übliche Mittagsmahlzeit ein – eine Tasse Tee und eine Sardine – und dann ging ich allein voraus. Als ich zu dem Baum kam, an dem ich zuvor den Kudu erlegt und eine Keule für das Abendessen des Vorabends aufgehängt hatte, fand ich, wie nicht anders zu erwarten, dass die Geier alles bis auf die Knochen abgeräumt hatten. In jener Nacht am Wasser schoss ich auf ein Nashorn, aber es gelang ihm zu entkommen,

wobei es eine Blutspur hinterließ. Wir folgten ihr am nächsten Morgen ein Stück, aber da sie uns von unserer Route wegführte, beschlossen wir, sie nicht weiter zu verfolgen, und drängten zum Macloutsie River vor, wo die übliche Praxis des Auskratzens des Sandes, um Wasser für die Ochsen zu gewinnen, befolgt werden musste. Zu gegebener Zeit werde ich von einem außergewöhnlichen Anblick berichten, den ich an dieser Stelle auf meiner Rückreise sah.

Ab diesem Stadium kamen wir rasch voran. Chapman war sehr darauf bedacht, vorwärtszukommen, und obwohl die Spuren aller Arten von Wild, einschließlich Elefanten, reichlich vorhanden waren, machten wir uns nicht die Mühe, ihnen nachzugehen. Am nächsten Tag erreichten wir den Tati, wo Chapman und ich im Zuge eines Spaziergangs gleichzeitig auf einen alten Giraffenbullen feuerten, an den wir uns bis auf 200 Yards herangepirscht hatten. Die beiden Kugeln zusammen töteten ihn auf der Stelle. Er war ein prächtiges Tier, fett wie Butter, die fetteste Giraffe, die ich je gesehen habe. Mit einer angenehmen Erinnerung an unsere frühere Mahlzeit von zartem Giraffenfleisch gingen wir daran, ihn zu zerlegen, aber zu unserem Ekel roch er so ranzig, dass sein Fleisch absolut ungenießbar war. Auf diese ruhmlose Weise um eine Abendmahlzeit gebracht, kehrten wir ins Lager zurück, und am nächsten Morgen nahmen wir Francis mit, um ihn sich anzusehen. Wir bekamen ein erstaunliches Schauspiel geboten. Es befanden sich mindestens zehn bis ein Dutzend Löwen um den Kadaver, einige rissen am Fleisch, andere lagen da, bis zum Überdruss gesättigt. Wir beobachteten sie für ein paar Sekunden, und es war wirklich ein Bild, das es wert war, betrachtet zu werden. Dann feuerte Francis auf einen von ihnen, mehr um sie zu erschrecken als alles andere. Ich weiß nicht, ob er den traf, auf den er zielte; jedenfalls machten sie sich alle davon.

Wir brauchten fünf Tage von Tati aus, um den Eingang zum Matabele-Land zu erreichen. Hier wurden wir von den Matabele-Wachen angehalten und unsere Ankunft von dort per Boten gemeldet. Da Chapman schon einmal dort gewesen war, wurden wir nicht am Eingang aufgehalten, wie es bei Fremden immer der Fall war, bis die Erlaubnis des Häuptlings eingetroffen war. Es wurde uns erlaubt, sehr langsam weiterzuziehen, aber Ende Juli waren wir an Mzilikatses Kral angekommen, der sich damals am Bembesi befand.



Rhinoceros

Er schien sehr erfreut zu sein, uns zu sehen, war aber besonders darauf bedacht zu wissen, ob Francis und ich „Engländer“ seien, und stellte die Frage mehrmals. Er hatte eine große Abneigung gegen Holländer und schien uns gegenüber anfangs etwas misstrauisch zu sein. Wir konnten ihn jedoch voll und ganz von unserer englischen Herkunft überzeugen, und dann war alles gut.

Der alte Häuptling war ein körperliches Wrack. Seine unteren Gliedmaßen waren gelähmt, und wann immer er sich bewegte, wurde er von vier kräftigen Frauen in einem Lehnstuhl getragen. Er war kein sehr großer Mann – etwa 5 Fuß 8 Zoll, würde ich sagen –, aber sehr breitschultrig. Er war ein gutmütiger alter Kerl, trotz gelegentlicher Gewaltausbrüche gegen sein Volk, und wir führten ständig Gespräche mit ihm, bei denen er auf die freundlichste Weise mit uns lachte und scherzte.

Bei der Gelegenheit dieses Besuches hatte ich meinen ersten und wahrscheinlich schönsten Blick auf die Matabele-Armee in ihrer Blütezeit. Es war die Zeit ihres Neujahrsfestes, und ein großer Tanz war im Gange, Tag und Nacht. Die Krieger, die etwa 25.000 Mann zählten, waren alle in ihrem Kriegsschmuck, trugen ihren Federschmuck, Assegais und Schilde, und sie boten einen wunderbaren und beeindruckenden Anblick. Tausende von ihnen nachts um die Lagerfeuer tanzen zu sehen, ihrem Gesang und dem dumpfen Lärm der Trommeln zuzuhören und das Aufstampfen ihrer nackten Füße auf der Erde zu hören, vermittelte einen Eindruck von der Macht der Matabele, der für einen Jüngling wie mich im höchsten Maße packend war. Einigen Leuten mag es gefährlich erscheinen, dass drei weiße Männer inmitten dieser riesigen Armee sind, die durch den Tanz, das Bier und die allgemeine Aufregung in Raserei versetzt wurde; aber natürlich waren wir so sicher, wie wir es heute in Bulawayo wären. Keiner von uns verschwendete auch nur einen Gedanken daran. Sobald der Häuptling uns die Erlaubnis gegeben hatte, das Land zu betreten, gab es keine Gefahr, und wir bewegten uns mit vollem Vertrauen unter den Kriegern. Nur aus Neugier gingen Francis und ich nach dem Schlachten der Ochsen für das Fest um den Kral und zählten 540 tote Tiere – eine sehr beachtliche Fleischerrechnung.

Die Pferdekrankheit war in jenen Tagen ebenso tödlich wie heute; tatsächlich noch viel mehr. Von den 17 Pferden, die wir mitgebracht hatten, starben 14 innerhalb von 30 Stunden nacheinander. Es war ein schwerer Verlust und verursachte uns einiges an Unannehmlichkeiten.

Wir blieben mehrere Monate im königlichen Kral. Wir bewohnten keine der Hütten, sondern brachten unsere Wagen in den Kral und schliefen darin, wie wir es während der gesamten Reise getan hatten. Es war eine ziemlich müßige und interessante Zeit für mich. Chapman verbrachte seine Zeit mit Handeln und schaffte es, etwa 5.000 Pfund Elfenbein sowie ein paar Ochsen, Schafe und Ziegen zu erwerben. Da ich nichts Besseres zu tun hatte, streifte ich umher und schoss Niederwild, was alles sehr nützlich für den Topf war, während die Eingeborenen auch die vielen Böcke, die ich für sie schießen konnte, sehr schätzten. Häufig kam ein Kommando junger Matabele mit mir zu einem Jagdtag heraus, und wir hatten einige aufregende Zeiten zusammen. Bei mehreren Gelegenheiten erlegte ich mehr Fleisch, als sie nach Hause tragen konnten.

Eines Tages kamen einige Frauen mit einer aufregenden Geschichte herein, dass eine Herde Elefanten in den Maisfeldern angekommen sei, diese vollständig in Besitz genommen habe und die Frauen das Getreide nicht ernten ließe. Mzilikatse ließ sofort nach Chapman schicken und bat ihn, hinzugehen und sie zu schießen. Chapman und ich bestiegen unsere Pferde, setzten einen Jungen auf das dritte, und nach einem langen Ritt kamen wir zu den Feldern, und dort waren tatsächlich die Elefanten, die keinerlei Anstalten machten, sich zu bewegen. Wir gaben jeder einen Schuss ab und töteten jeweils einen Elefanten. Die anderen machten sich sofort in den angrenzenden Busch davon. Wir ließen den Jungen zurück und kehrten zu den Wagen zurück, aber es war Mitternacht, bevor wir ankamen, und sowohl wir als auch die Pferde waren vor Erschöpfung fast am Ende.

Wir hören heutzutage viel über das Problem der Geschlechter, und die Leute sagen oft, dass die Eingeborenen in den „alten Tagen" viel moralischer waren als heute. Das mag so sein, aber in jenen Tagen hatten sie eine Art, mit Tätern umzugehen, die nicht dazu angetan war, andere zu ermutigen, es ihnen gleichzutun. Ich machte eines Abends einen Spaziergang und suchte nach einem passenden Bock, als ich unter einem großen Baum einen Eingeborenen mit eingeschlagenem Schädel sah. Ich war etwas erschrocken und fragte mich, welche grimme Tragödie sich wohl abgespielt hatte.

Ich blickte zufällig in den Baum hinauf, und dort, weit über meinem Kopf, hingen zwei eingeborene Frauen an ihren Hälsen! Ich hatte Andeutungen über Mzilikatses Methoden der Justiz gehört und erfuhr nach diskreten Nachfragen das Drama, dessen Folge diese drei Leichen waren. Es stellte sich heraus, dass die Frauen zwei der zahlreichen Ehefrauen des Königs waren. Sie lebten zusammen in einer Hütte, wie es Brauch war, damit sie sich nicht nur Gesellschaft leisten, sondern sich auch gegenseitig kontrollieren konnten. In diesem Fall war die Kontrolle jedoch wirkungslos geblieben. Ein eingeborener Krieger hatte sich in eine der Frauen verliebt und besuchte sie nachts, wobei die andere Frau, falls sie es wusste, keine Notiz davon nahm.

Die Affäre wurde schließlich entdeckt, und Mzilikatse ordnete die übliche Strafe an – die Frau sollte gehängt und dem Mann der Schädel mit einem Knobkerrie zertrümmert werden. Die zweite Frau wurde dazu verurteilt, an der Seite der schuldigen Ehefrau gehängt zu werden, weil sie Mzilikatse das eheliche Fehlverhalten der anderen nicht gemeldet hatte! Auf diese plumpe Weise hielt der Häuptling seine Frauen im Zaum und versetzte seinem Volk Angst und Schrecken. In diesem Zusammenhang kann ich hier feststellen, dass die Matabele-Frauen einen glänzenden Ruf für ihre Tugend genossen, was die weißen Besucher des Landes betraf. Ob sie unter sich so waren, kann ich nicht sagen,

aber die oben erwähnte Strafe schien ausreichend, um sie auf dem geraden und schmalen Weg zu halten.

Ein weiteres Beispiel für Mzilikatses Barbarei ereignete sich während unseres Aufenthalts. Ein Impi von etwa 2.000 Mann Stärke war zu einem ihrer periodischen Raubzüge aufgebrochen, wobei die schwachen Mashonas wie üblich ihr Ziel waren. Sie nahmen genügend Ochsen mit, um sie auf dem Hinweg zu schlachten, und verließen sich darauf, dass ihr erfolgreicher Beutezug ihnen mehr als genug Fleisch für den Rückweg einbringen würde. Diesmal zogen sie jedoch den Kürzeren. Die Mashonas lieferten einen großen Kampf und schlugen die Matabele in die Flucht.

Sie kehrten mit leeren Händen zurück, sehr geknickt und voller Bedauern, nachdem sie etwa einen Monat lang weggewesen waren. Mzilikatses Zorn war entsetzlich. Er drückte seinen Abscheu in unmissverständlichen Worten aus und ließ sie dann, ohne ihnen Nahrung zu geben, tanzen. Und er hielt sie vier Tage und Nächte ohne Unterlass dazu an! Die einzige Nahrung, die sie hatten, war das Wenige, das sie von den anderen aufschnappen konnten, die ihnen Brocken zuwarfen. Es war schrecklich, diese beinstummen, herzzerbrochenen, hungernden Männer Stunde um Stunde tanzen zu sehen, bis ihre Augen tief in ihre Höhlen zurückwichen und Delirium in ihr Gehirn kroch. Dennoch tanzten sie weiter, während der Alte vor ihnen saß; sie wussten nur zu gut, dass aufzuhören, wenn er ihnen befohlen hatte weiterzumachen, bedeuten würde, für immer aufzuhören. Es war der scheußlichste Totentanz, den ich je gesehen oder von dem ich je gehört habe. Es hieß: „Tanze oder stirb."

Francis und ich waren anwesend, als Mzilikatse seine Absicht verkündete, ihnen etwas Nahrung zu geben. Einige von ihnen wurden hereingebracht und saßen in einem Halbmond vor dem Häuptling. Etwas rohes Fleisch wurde auf so etwas wie einem Fleischertablett hereinreicht, und der Induna befahl ihnen zu essen. Ein Mann ergriff eine Hammelkeule und biss ein riesiges Stück heraus. Er war so gierig, dass er nicht warten konnte, es zu kauen, sondern einen weiteren Bissen nahm und versuchte, das erste Stück durch Schlucken loszuwerden. Der Klumpen rohen Fleisches blieb ihm in der Kehle stecken, und der arme Kerl begann zu husten und zu ersticken.

„Schafft den Hund weg!", sagte Mzilikatse. Sie zerrten ihn aus dem Halbmond, versetzten ihm einen wuchtigen Schlag mit einem Knobkerrie an die Seite des Ohrs, und er fiel tot um.

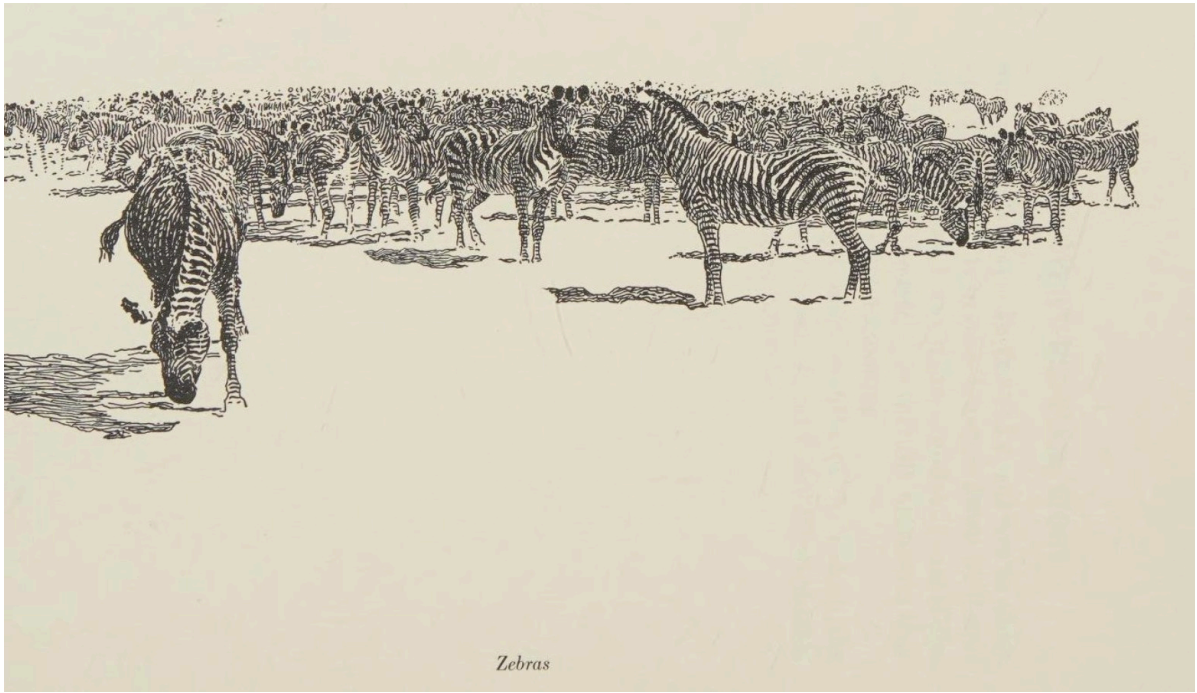
KAPITEL II

VON LÖWEN BELAGERT – ZWEI MONATE IM LAGER

Ich habe erwähnt, was für einen glänzenden Anblick die Matabele-Armee in ihrer Blütezeit bot. Die großen Viehherden waren nicht weniger von Interesse. Es gab enorme Mengen, denn Vieh stellte die Matabele-Vorstellung von Reichtum dar, und da Mzilikatse sehr strenge Vorstellungen in Bezug auf das königliche Vorrecht hatte, wurden sie nicht übermäßig dezimiert. Da das Matabeleland eines der feinsten Viehzuchtgebiete der Welt war und immer noch ist, war es kein Wunder, dass sich die ursprünglich aus dem Zululand mitgebrachten Herden in beispielloser Weise vermehrt hatten.

Das Vieh war auf die verschiedenen Krale verteilt, unter der Obhut der jeweiligen Indunas, und es war ein schönes Bild, sie jeden Morgen unter der Führung der Hirten hinausziehen oder bei Einbruch der Dunkelheit zu den Kralen zurückkehren zu sehen. Obwohl es in jedem Kral zwei oder drei Farben gab, wurde beim Hinausgehen zur Weide

jede Farbe getrennt gehalten; und da das Vieh schon von klein auf auf diese Weise getrennt worden war, sortierten sie sich fast von selbst. Eine große Herde schwarzer oder roter Rinder zum Weidegrund marschieren zu sehen, hieß ein Bild zu erleben, das wir in diesen Tagen nicht mehr sehen.



Zebras

Apropos Ochsen: Das erinnert mich an einen außergewöhnlichen Anblick, den ich sah und der die große Zahl der Matabele in jenen Tagen und ihren unerschütterlichen Gehorsam gegenüber dem Häuptling illustriert. Es wurde Mzilikatse ein „wilder" Ochse gemeldet, ein Tier, das es sich in den Kopf gesetzt hatte, aus seinen ruhigen Traditionen auszubrechen, und nicht länger seinen üblichen Platz beim Kralvieh einnehmen wollte. Der Häuptling befahl seinem Volk, ihn hereinzubringen. Sie machten sich sofort daran, dem Ochsen die Lektion seines Lebens zu erteilen. Ich weiß nicht, wie viele hundert Männer hinter ihm hergingen, aber ich sah sie zurückkehren – eine solide Masse von Männern, dicht aneinander gedrängt, mit dem Ochsen in der Mitte hoch in der Luft auf ihren Schultern stehend!

Es war das Geräusch ihres Gesangs, das meine Aufmerksamkeit auf den Vorfall lenkte. Sie kamen einmarschiert, etwa zwei- oder dreihundert Mann stark, und sangen in triumphierenden Tönen davon, wie sie den Übeltäter gefangen hatten, der es gewagt hatte, sich der Obhut des großen Häuptlings zu entziehen. Das verängstigte Tier, brüllend und zitternd vor Angst und Wut, wurde hoch über ihnen getragen, bis es unter jubelnden Rufen am Kral abgesetzt wurde, wo es eine solche mahnende Lektion erhielt, die es von jeglichen weiteren Tendenzen zum Herumstreifen heilte.

Diese Begebenheit erinnert mich an eine andere merkwürdige Geschichte, die mir damals erzählt wurde und von der man mir versicherte, dass sie sich tatsächlich so zugetragen habe. Krokodile standen offenbar unter dem besonderen Schutz von Mzilikatse, der nicht zuließ, dass eines von ihnen getötet wurde. Gelegentlich forderten sie ihren Tribut an Rindern, auch an Schafen, Ziegen und sogar an einem Menschen, aber das wurde als die normale Ordnung der Dinge angesehen. Ich konnte nicht feststellen, ob es so etwas wie eine Verehrung dieser Tiere gab, aber ich erfuhr später, dass es so viel wie das Leben eines Mannes wert war, eines zu erschießen.

Eines Tages wurde dem Häuptling gemeldet, dass am Fluss ein Kind von einem hungrigen Krokodil geholt worden sei, und die verzweifelten Leute wollten wissen, was

der Häuptling von ihnen erwarte.

„Bringt mir beide“, war die lakonische Antwort. Nun ist wohlbekannt, dass das Krokodil seine Opfer niemals sofort frisst, wenn sie gefangen sind. Der übliche Plan ist, die Beute unter Wasser zu ziehen und zu ertränken und sie dann in irgendein Loch zu tragen, möglicherweise unter der hervorstehenden Wurzel eines Baumes, wo der Körper in dieser „Speisekammer“ bleibt, bis er für den Feinschmeckergeschmack des Krokodils „hautgout“ und zart genug ist. Die Eingeborenen wussten das offensichtlich gut genug.

Wie sie es anstellten, weiß ich nicht, aber man versicherte mir, dass nach Erhalt der Anweisungen des Häuptlings eine riesige Menge von ihnen zum Schauplatz der Tragödie marschierte; und obwohl der Fluss von Krokodilen wimmelte, stürzten sich die Krieger ins Wasser, fingen das Krokodil, das angeblich der Übeltäter war – es war ein gewaltiger Kerl –, und bargen den Leichnam des Kindes. Mit dem toten Kind und dem lebenden Krokodil, das sie hoch über sich hielten, kehrten sie zum Kral zurück, wo der Häuptling Recht sprach.

Ich habe es immer bedauert, dass ich nicht neugierig genug war, um herauszufinden, was tatsächlich geschah. Ich glaube nicht, dass er befohlen hätte, es zu töten. Wahrscheinlich wurde es streng gerügt und in seinen Unterschlupf zurückgebracht. Möglicherweise fand irgendeine Zeremonie im Zusammenhang mit „Medizin“ statt. Ich war zu jung, um mich für die Angelegenheit zu interessieren, da mich hauptsächlich die fast unglaubliche Tat beschäftigte, eine so riesige Kreatur lebendig zu fangen und sie auf den Schultern vor den Häuptling zu tragen. Man kann sich vorstellen, welche Art von Lied sie einem Krokodil unter solchen Umständen singen würden und wie dem zappelnden Saurier die Kraft, Macht, Majestät und Herrschaft des großen Mzilikatse eingeprägt wurde.

Während der gesamten Zeit, in der ich im Land war, sah ich bei den Matabele nie eine Spur von Gold. Falls sie den Wert oder das Vorhandensein des Edelmetalls im Land kannten, unternahmen sie keinen Versuch, es auszubeuten. Ich persönlich glaube nicht, dass sie die geringste Vorstellung von seinem Nutzen oder Wert oder auch nur von seinem Fundort hatten. Ihre Vorstellung von Reichtum bestand aus Vieh, Elfenbein, Gewehren, Munition, Perlen usw.

Ich sollte hier erwähnen, dass Mzilikatse keine Prospektion im Land erlaubte. Er wusste gerade genug, um zu wissen, dass sich im Boden etwas befand, das bei seiner Entdeckung einen Zustrom weißer Männer verursachen würde. Ein paar Händler oder Jäger machten ihm nichts aus, denn sie brachten ihm Dinge aus der Zivilisation, die erstrebenswert waren; aber darüber hinaus wollte er nicht gehen. Um dies sicherzustellen, stellte der listige alte Mann jedem weißen Mann vom Moment des Betretens bis zum Verlassen des Landes einen Führer zur Verfügung. Er war zwar ein Führer, aber er war auch ein Spion, und jede Handlung wurde dem Häuptling getreulich gemeldet. Und da man wusste, wie Mzilikatse war, wagten es nur wenige, seinen ausdrücklichen Anweisungen in Bezug auf die Suche nach verbotenen Dingen zu trotzen. Ich habe nie gehört, dass andere weiße Männer auf das Vorhandensein von Gold oder Diamanten im Land Bezug genommen hätten, außer einem – Baines, dem Entdecker. Wir trafen ihn am Mangwe, und er erwähnte, dass er am Fluss Umyati kleine Goldnuggets gefunden habe, was irgendwo bei Que Que sein müsste, aber wir schenkten dem wenig Beachtung. Die Männer, die sich in jenen Tagen ins Matabeleland wagten, waren keine Goldjäger und zerbrachen sich nicht den Kopf über die Angelegenheit. Elfenbein und Vieh waren ihr Hauptanliegen.

Der alte Häuptling behandelte uns während unseres gesamten Aufenthalts exzellent. Er schickte uns fast jeden Tag Bier und Fleisch und zeigte sein freundliches Interesse an uns auf unmissverständliche Weise. Er brachte es jedoch nicht aus seinem Kopf heraus, dass

Francis und ich trotz unserer Dementis möglicherweise Buren sein könnten, und er brachte das Gespräch häufig auf diesen Punkt und fragte uns arglos, ob wir nicht doch sicher seien, keine Buren zu sein. Ich weiß nicht, was passiert wäre, wenn wir ja gesagt hätten, aber ich vermute, das Geringste wäre eine sofortige Ausweisung aus dem Gebiet gewesen, wenn nicht Schlimmeres.

Ich kann nicht umhin, an dieser Stelle eine Geschichte zu erzählen, die uns Mr. Thomas erzählte, der Vater des heutigen Native Commissioner. Er war aus dem Süden gekommen und erzählte uns, dass er auf seinem Weg dem Ehrwürdigen Sykes begegnet war, der mit seiner Frau etwa vierzehn Tage lang am nördlichen Ufer des Shoshong gelagert hatte. Ein unverschämter kleiner Hund gehörte zur Gruppe des Missionars – ein vorlautes, mutiges kleines Biest, das alles Lebendige anbellte.

Nun, eines Nachts schliefen der Missionar und seine Frau in ihrem schönen Wagen mit Segeltuchverdeck, als der kleine Hund in seiner gewohnt

furiosen Weise zu bellen begann. Sie schenkten dem wenig Beachtung, da sein Geäffe eine häufige Erscheinung war.

Dann hörten sie Geräusche, als ob ein paar Hunde umeinander herumspringen würden, wobei jedoch nur der kleine Hund bellte. Das Herumspringen dauerte einige Sekunden, und dann gab es ein lautes Geräusch, als ein schwerer Körper gegen das fest verzurrte Segeltuch prallte.

Der ehrwürdige Herr sprang sofort aus dem Bett, tastete nach seiner Brille, entzündete ein Streichholz, öffnete die Klappe – und blickte direkt in die Augen eines großen Löwen, der, nachdem es ihm nicht gelungen war, den Hund zu fangen, sich offensichtlich fragte, ob die Insassen des Wagens wohl schmackhaft wären.

Es erscheint unnötig hinzuzufügen, dass der ehrwürdige Herr seinen Kopf ohne Zeitverlust zurückzog. Er tastete nach seinem Gewehr, das zwar geladen, aber nicht mit Zündhütchen versehen war, und dann folgte ein banger Moment, während das hingebungsvolle Paar die zum Verzweifeln langsamen alten „Tandstiker"-Luzifer-Streichhölzer anmachte und fieberhaft nach den Zündhütchen suchte. Der ehrwürdige Herr war kurzsichtig und konnte nicht allzu gut sehen, während die Nerven von keinem der beiden als besonders fest bezeichnet werden konnten, da der alte Herr Löwe draußen vor der Klappe schwer atmete und in einer schrecklich vielsagenden Art schnüffelte.

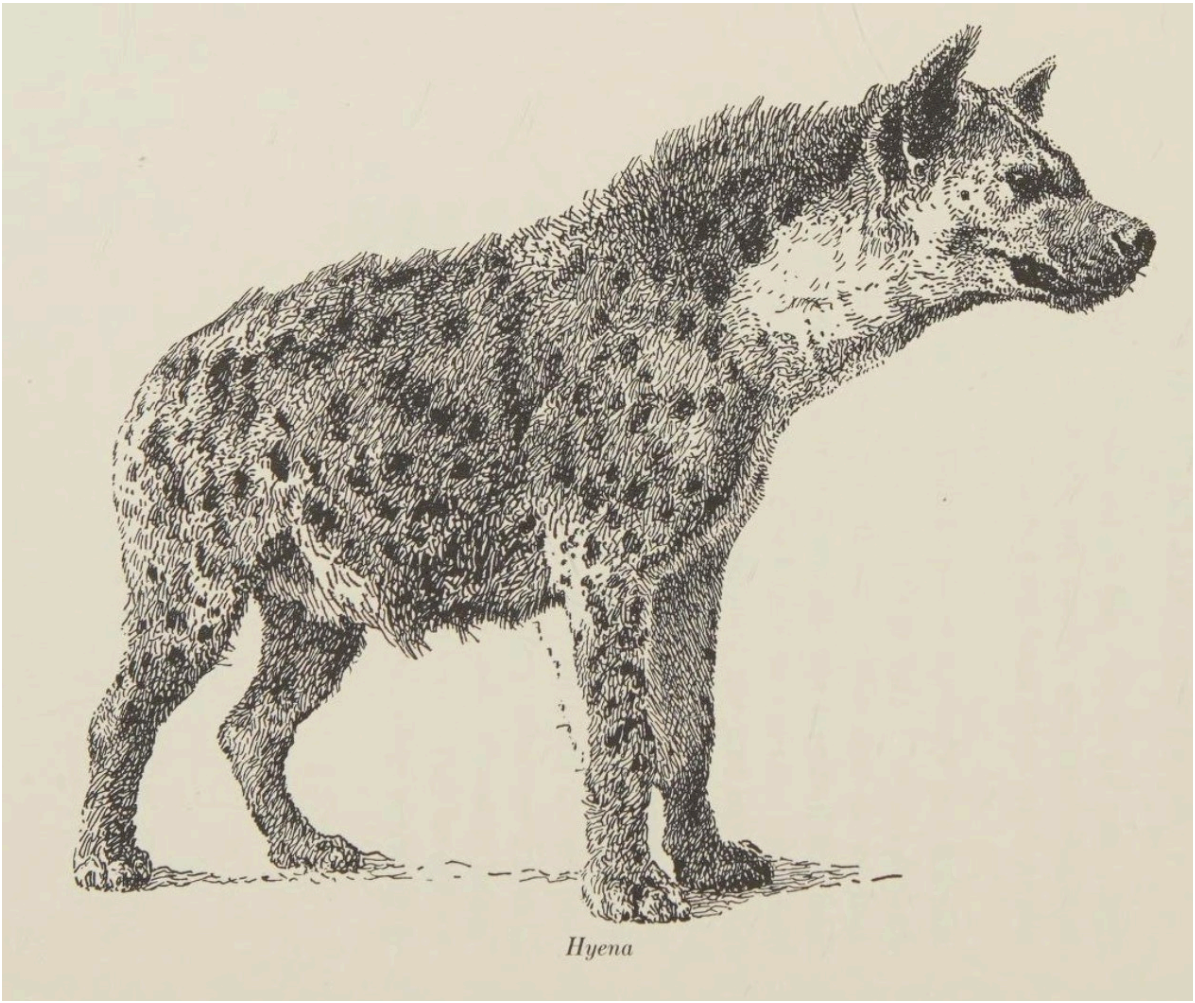
Nach einer gefühlten Ewigkeit wurden die Zündhütchen jedoch gefunden, und ein Schuss durch das Segeltuch verscheuchte den Löwen, woraufhin der kleine Hund den Rückzug seines Feindes mit einer wahren Salve beleidigenden Bellens feierte.

Ich habe zu erwähnen vergessen, dass kurz nach unserer Ankunft in Mzilikatses Kral ein alter Induna eintraf und die Anwesenheit einiger Wagen und dreier weißer Männer am Mangwe-Pass meldete. Er sagte, sie hätten mehrere Zulu-Jungen aus Natal bei sich. Mzilikatse verbot ihnen sofort, das Land zu betreten, und befahl ihnen, dorthin zurückzukehren, von wo sie gekommen waren. Über diese Gruppe werde ich später noch mehr zu sagen haben.

Etwa in der ersten Oktoberwoche traten wir unsere Rückreise an. Wir reisten wegen der Schafe und Ziegen – etwa 500 Stück –, die Chapman von den Matabele eingetauscht hatte, sehr langsam. Wir stießen in der Nähe des Ramaquabane auf Elefanten, stellten uns dabei aber recht ungeschickt an. Ich verstand absolut nichts vom Elefantenschießen, und Chapman wusste nur wenig mehr. Hätten wir mehr Erfahrung gehabt, hätten wir eine

reiche Beute machen können. So gelang es uns nur, jeder einen zu erlegen, und das Elfenbein dieser Tiere war nicht viel wert.

Und nun komme ich zu dem oben erwähnten Vorfall mit den Wagen, die einige Monate zuvor aus dem Matabele-Land zurückgewiesen worden waren. An dem Morgen, als wir den Shashi verließen, bestiegen Chapman, ich und der Junge die Pferde, um einen fetten Giraffenbullen anzupirschen und so den Vorratsschrank aufzufüllen. Wir hatten kein Glück; wir sahen zwar reichlich anderes Wild, aber keine Spur von einer Giraffe, und da wir es auf Giraffen abgesehen hatten, schossen wir nicht.



Hyena

Im Laufe des Nachmittags machten wir uns auf den Weg zum Macloutsie-Drift. Als wir uns näherten, bemerkten wir einen großen dunklen Fleck, der unsere Neugier weckte. Er war sicher nicht da, als wir auf dem Hinweg vorbeikamen, und wir konnten uns nicht vorstellen, was es sein könnte. Zuerst dachten wir, es müsse eine Elefantenherde sein, aber der Fleck bewegte sich nicht, als wir näher kamen, und wir blieben im Ungewissen, bis wir ganz nah waren und sahen, dass es ein Lager war, gebildet aus einem sehr hohen und dichten Zaun aus Dornbusch, der zwei Wagen umschloss.

Die Bedeutung einer solchen Verteidigungsanlage erschloss sich uns erst, als wir dicht am Zaun ankamen und drei weiße Männer uns mit Worten tief empfundener Dankbarkeit begrüßten, wie Männer, die gerade von einer langen und schrecklichen Belagerung befreit worden waren.

Sie hatten eine klägliche Geschichte zu erzählen. Sie sagten, sie seien die Leute, die – wie oben erwähnt – von Mzilikatse zurückgewiesen worden waren und seitdem hier lagerten, belagert von Löwen!

Chapman, der dazu neigte, diese Aussage für etwas übertrieben zu halten, wollte gerade sein Pferd frei laufen lassen, als sie ihn anflehten, die Pferde nicht außer Kontrolle zu lassen, da sie von Löwen umzingelt seien!

In diesem Augenblick kletterte ein Zulu-Junge vorne aus dem Wagen und rief: „Da drüben unter dem Baum liegt einer!“ Wir drehten uns um und schauten hin, und tatsächlich war da ein Objekt, das Chapman als einen Löwen identifizierte.

Wir sattelten sofort wieder auf und ritten zu der Stelle, die nicht mehr als hundert Yards entfernt war, und als wir uns dem Baum näherten, sprang ein Löwe auf und flüchtete in das Gestrüpp.

Chapman rief mir zu, ich solle flussabwärts bleiben. Das tat ich sofort, und als ich durch dichtes, niedriges Gestrüpp galoppierte, sah ich den Löwen. Ich lenkte mein Pferd so, dass ich ihn in offeneres Gelände trieb, schaffte es, meine Beute aus dem Busch zu locken, und brachte ihn mit dem ersten Schuss zur Strecke.

Fast unmittelbar darauf hörte ich Chapman feuern, worauf ein gewaltiges Brüllen folgte. Als ich auf das Geräusch zugaloppierte, kam ich gerade rechtzeitig, um zu sehen, wie er einen zweiten Schuss abgab, der seinen Löwen erledigte. Bei der Untersuchung des Kadavers stellten wir fest, dass der erste Schuss ihn nur am Fuß getroffen hatte, daher das schreckliche Brüllen, das ich gehört hatte.

Wir ritten zurück zu den Wagen im Lager und baten die drei Herren, herauszukommen und sich die toten Löwen anzusehen, aber das lehnten sie absolut und nachdrücklich ab; sie sagten, sie hätten genug lebende gesehen, um für den Rest ihres natürlichen Lebens bedient zu sein!

Nachdem wir abgesattelt und die Pferde angebunden hatten, gingen wir in das Lager, und sie erzählten uns eine der seltsamsten Geschichten, die ich je gehört habe.

Die Gruppe, zu der Mr. Throgmorton, Mr. de Barry und Mr. Page gehörten, hatte sich, wie es schien, in Natal eine aufwendige Ausrüstung zusammengestellt, um im Inneren Afrikas zu jagen. Sie hatten zwei prächtige Wagen, Ochsenspanne, mehrere Pferde, eine höchst vollständige und kostspielige Ausrüstung und – was aus ihrer Sicht das Schlimmste war – mehrere Zulu-Diener. Wahrscheinlich dachten sie, dass deren Verwandtschaft mit den Matabele ihre Anwesenheit zu einer großen Hilfe machen würde, um Einlass in das Matabele-Land und ein Fortkommen darin zu erhalten. Im Gegenteil stellten sie zu spät fest, dass die Zulus für Mzilikatse ein Gräuel waren, der keinen Grund hatte, Angehörige jenes Stammes, von dem er und sein Volk sich losgesagt hatten, zu lieben oder auch nur mit Argwohn zu betrachten. Jedenfalls hatte die Anwesenheit dieser Zulu-Diener dazu geführt, dass Mzilikatse die ganze Gruppe zurückschickte. Wie die Dinge lagen, war das jedoch wahrscheinlich das Beste, was ihnen hätte passieren können, denn eine hilflosere Truppe Männer im Veld habe ich nie gesehen. Wären sie erst einmal im wilden Matabele- oder Mashona-Land unter das Großwild geraten, bin ich absolut sicher, dass einige, wenn nicht alle von ihnen, mit Sicherheit entweder getötet worden oder verschollen wären.

Nachdem sie zurückgewiesen worden waren, lagerten sie am Macloutsie-Fluss. Das Erste, was ihnen passierte, war, dass die Löwen ihre Ochsen in die Flucht trieben. Mit ungeheurer Mühe gelang es ihnen, fünf davon wieder einzufangen, aber kurz nachdem sie sie zurück bei den Wagen hatten, verloren sie sie erneut, diesmal für immer. Zu diesem Zeitpunkt hatten sie nur noch ein Pferd übrig, und auch dieses wurde von Löwen getötet. Sie dachten, sie wollten sich rächen, und installierten ein Gewehr in der Nähe des Kadavers mit einer Schnur zum Abzug; in der Nacht, als die Löwen zu ihrem Mahl

kamen, entlud sich das Gewehr und eines der Tiere wurde getötet, obwohl die Gruppe dies erst einige Tage später erfuhr.

Sie befanden sich nun in einer höchst unvorteilhaften und gefährlichen Lage. Da ihre Ochsen und Pferde weg waren, konnten sie die Wagen nicht mehr bewegen, und keiner von ihnen wollte das Risiko eingehen, zu Fuß Hilfe zu suchen. Währenddessen strichen die Löwen, die an der Gruppe so gut verdient hatten, mit unheilvoller Beharrlichkeit um sie herum. Jeden Tag sah man sie um das Lager schleichen, während ihr Brüllen in der Nacht die schlimmsten Befürchtungen in den Köpfen der glücklosen Jäger weckte.

Obwohl sie nur eine kurze Strecke vom Fluss entfernt waren, war die Aufgabe, Trinkwasser zu besorgen, mit extremer Gefahr verbunden. Die Jungen sahen häufig Löwen, wenn sie Wasser holen gingen, und bei einer Gelegenheit wurde ein Junge von den Bestien auf einen Baum getrieben und musste etwa drei Stunden lang im Geäst bleiben, bevor die hungrigen Tiere ihre Aufmerksamkeit einer vielversprechenderen Beute zuwandten und ihn entkommen ließen.

So verging die Zeit mühselig. Keine Hilfe erschien; ihr Vorrat an Lebensmitteln war begrenzt, und sie waren mit ihrem Latein am Ende. Verängstigt durch die sie umkreisenden Löwen hatten sie die Jungen angewiesen, eine riesige Menge Dornbusch zu schlagen, und damit umzingelten sie die Wagen vollständig mit einer dichten Hecke von etwa sechs bis acht Fuß Höhe. Es blieb nur eine kleine Öffnung, durch die ein Junge einmal am Tag kroch, um Wasser zu holen, und diese wurde sofort hinter ihm geschlossen. Um ihre klägliche Lage noch zu verschlimmern, desertierten alle ihre Jungen bis auf einen, und sie sahen nichts anderes vor sich, als dazusitzen und zu warten, bis entweder Hilfe in irgendeiner Form oder der Hungertod das Problem für sie löste. Sie waren seit zwei Monaten in ihrer Zareba, und die Löwen waren den weißen Männern so sehr auf die Nerven gegangen, dass sie sich unter keinem Vorwand mehr nach draußen trauten; und dort waren sie die ganze Zeit über in diesem erbärmlichen, verängstigten Zustand eingepfercht geblieben.

Was aus ihnen geworden wäre, wenn wir nicht zur rechten Zeit aufgetaucht wären, lässt sich schwer sagen. Ihre Vorräte waren praktisch aufgebraucht, ihre Nerven lagen blank und jegliche Initiative war von ihnen gewichen. Ihre Erleichterung bei unserer Ankunft war grenzenlos. Ob sie irgendeinen entschlossenen Schritt unternommen hätten, um aus ihren Schwierigkeiten herauszukommen, wenn wir nicht erschienen wären, weiß ich nicht. Jedenfalls wurden wir wie Retter angesehen. Chapman schaffte es, einen Ochsenspann für sie aufzutreiben; ihre zwei Wagen wurden aneinandergebunden, sodass der eine Spann beide ziehen konnte, und auf diese Weise brachten wir sie aus der Wildnis zurück.

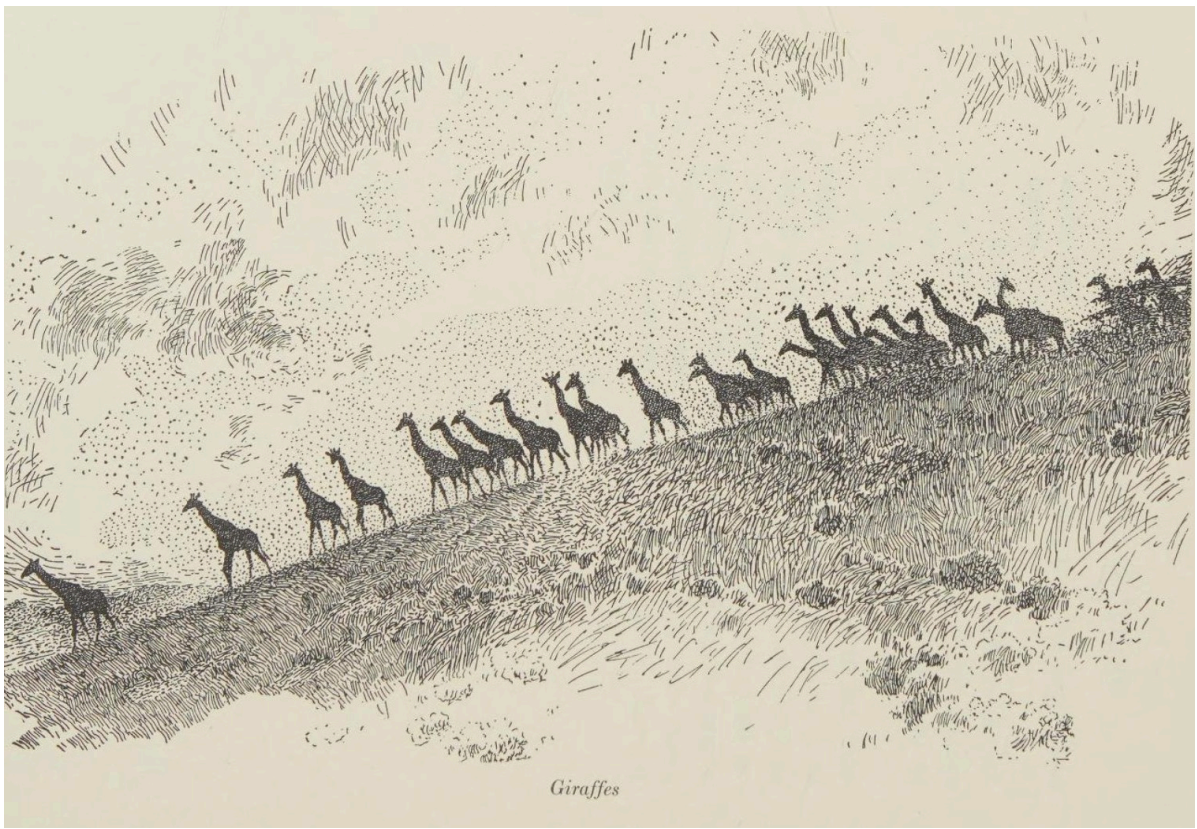
Unsere Rückreise nach Shoshong verlief notwendigerweise langsam und war zugleich ereignislos. Die einzigen Vorfälle, an die ich mich erinnere, waren mein Erfolg beim Schießen eines Paares Strauße sowie einer Menge Niederwild für den Kochtopf.

Während wir in Shoshong waren, gerieten die Löwen unter das Vieh der Missionare und töteten vier Tiere. Wir weißen Männer organisierten daraufhin, begleitet von etwa 400 Eingeborenen, eine große Löwenjagd. Wir hatten einen großartigen Sporttag, trieben die Löwen zusammen, und ich hatte das Glück, den ersten Schuss abzugeben; meine Kugel traf einen großen Löwen genau in die Rippen und streckte ihn nieder. Es waren nur zwei dieser Bestien da, aber der andere schaffte es, unbeschadet zu entwischen.

Wir blieben bis Ende November in Shoshong und kamen einen Monat später in Kuruman an. Ich blieb dort, um mich um den Laden von Mr. John Chapman zu kümmern, während dieser in die Kolonie reiste, um seine Warenvorräte aufzufüllen. Es

waren einsame vier Monate für mich, und ich war nur zu froh, als meine Wache vorüber war. Manche Leute sprechen von der Einsamkeit des Veld. Mir kam es nie einsam vor, und sicher nicht so einsam wie das Führen eines Ladens im Hinterland in jenen Tagen.

Damit endet meine erste Reise ins Landesinnere. Selbst heute blicke ich mit einer gewissen Bewunderung darauf zurück, denn man darf nicht vergessen, dass ich erst ein Jüngling von 21 Jahren war und keine vorherige Erfahrung mit der Art von Leben hatte, die dies bedeutete. Man musste sich die ganze Zeit auf seine eigenen Mittel verlassen, da wir es uns nicht leisten konnten, riesige Vorräte an Lebensmitteln auf einer Reise mitzuführen, die im Wesentlichen eine Handelsreise war. Viele, viele Male hatte ich Hunger und war dem Verhungern nahe, denn man konnte nicht immer einen Bock erlegen, und wenn man darin versagte, mussten wir eben hungrig bleiben, bis das Schicksal wieder gnädig war. Die tägliche Ration bestand aus einem Keks und einer Tasse Kaffee am Morgen, einer Tasse Tee, einem Keks und einer Dose Sardinen für uns drei am Mittag und abends wieder Kaffee und einem Keks. Wir hatten in den Wagen keinen Platz, um für einen so langen Treck etwas Aufwendigeres mitzuführen, und selbst dann war der Vorrat an Lebensmitteln für eine so lange Reise bei dieser äußerst mageren Kost kein geringer Faktor. Ich kann wahrheitsgemäß sagen, dass der Hunger meine Sinne als Jäger schärfte. Manchen mühsamen Marsch habe ich unternommen, um „den Topf zu füllen". In einigen Gegenden war das Wild natürlich so zahlreich, dass man es sozusagen „vom Wagen aus" erlegen konnte. An anderen Orten sahen wir tagelang kein Tier, und das waren die Zeiten, in denen wir lernten, dass eine Dose Sardinen unter drei hungrigen Männern nicht gerade ein Bankett im Grand Hotel war.



Giraffes

KAPITEL III

MEINE ZWEITE REISE – UNTER DEN ELEFANTEN – DIE HARTLEY-GRUPPE

Meine zweite Reise im Jahr 1865 verlief eher ruhig. Dieses Mal zog ich „auf eigene Faust“ als Händler los. Ich verließ Kuruman im März und arbeitete mich nach Shoshong vor. Hier blieb ich bis November mit Handel beschäftigt, als ich nach der Ankunft von Mr. E. Chapman aus dem Matabele-Land meine Vorräte aus seinen Restbeständen auffüllte und in das Territorium von Mzilikatse aufbrach. Auf dem Weg dorthin hatte ich keine nennenswerten Abenteuer. Dort angekommen, handelte ich ein wenig Elfenbein und etwa 200 Ochsen ein und wandte mich dann wieder nach Süden. Hier stieß ich auf die Jagdgesellschaft von Mr. Hartley. Es war eine große Gruppe weißer Männer. Da waren der alte Mr. Hartley, seine drei Söhne Fred, Tom und der „kleine Willie“ – von dem ich hier erwähnen darf, dass er später im Hinterland starb und nach dem die Hartley Hills liebevoll benannt sind – sowie sein Stiefsohn Maloney; Mr. S. Liesk aus Klerksdorp; der „große“ Phillips, Mr. Gifford und ein Hauptmann irgendeines Milizkorps, dessen Name mir entfallen ist, sowie ein Holländer.

Ich hatte kein Pferd, also lieh mir Mr. Hartley eines zum Jagen, wobei ich ihm die Hälfte von allem geben sollte, was ich schoss. Das Pferd stellte sich als ein Biest heraus und war völlig verdorben. Niemand aus der Gruppe konnte etwas mit ihm anfangen, und deshalb war es mir geliehen worden! Ich galt als guter Reiter, aber es gelang ihm, mich beim ersten Mal, als ich in den Sattel stieg, abzuwerfen. Der Gurt riss und ich legte eine Bruchlandung hin, mitsamt Sattel. Er hatte diesen Punkt gewonnen, aber ich brachte ihm bald bessere Manieren bei, und nach sehr kurzer Zeit wurde er so ruhig und zahm, dass er mir erlaubte, von seinem Rücken aus zu schießen. Dieses Pferd war, wie ich erwähnen möchte, in ausgezeichnetem Zustand, da es keine Arbeit verrichtet hatte, während alle anderen extrem mager waren, da sie schwer arbeiten mussten und gleichzeitig nur sehr wenig Futter bekamen, da die Gruppe im Mashona-Land kein Getreide für sie auftreiben konnte.

Unser erster Ausflug von den Wagen aus galt den Elefanten. Wir verließen die Wagen, alle beritten, am frühen Morgen, und am Nachmittag stießen wir auf vier Elefantenbullen. Sie flohen, und wir nahmen die Verfolgung auf. Ich war der Erste, der sie einholte, da mein Pferd in einer besseren Verfassung war als ihre. Das Ergebnis war, dass ich alle vier Elefanten erlegte, und ich betrachtete das gewiss als eine sehr ordentliche Tagesleistung auf einem Pferd, das sonst niemand reiten wollte.

In derselben Woche erlegte ich drei weitere Bullen aus einer sehr großen Herde, während die gesamte Hartley-Gruppe zusammen nur zwei zur Strecke brachte. Ihr Jagdstil gefiel mir nicht im Geringsten. Sie erzielten nie eine große Beute. Anstatt dass sich jeder Mann sein eigenes Tier aussuchte, rotteten sie sich alle zusammen und schossen auf denselben Elefanten, bis er am Boden lag, und suchten dann, wenn es die Gelegenheit erlaubte, einen anderen. Natürlich bekamen sie auf diese Weise sehr wenig. Ich vermute, der Hauptgrund dafür war, zumindest was die Jungen betraf, die Notwendigkeit, zusammenzubleiben, um auf den alten Herrn aufzupassen, der sehr unsicher auf den Beinen war. Hätte er ihnen erlaubt, jeder auf eigene Faust loszuziehen, hätten sie viel besser abgeschnitten, aber sie mussten tun, was er ihnen sagte, und so erlegte ich allein so viel oder mehr als sie alle zusammen. Der alte Mann war in dieser Hinsicht sicherlich ein Hindernis.

Als wir das nächste Mal auf Elefanten stießen, stellten wir uns alle furchtbar ungeschickt an. Ich schoss eine Kuh, und als sie fiel, sah ich, dass sie ein kleines Kalb bei sich hatte. Das kleine Ding weigerte sich, seine Mutter zu verlassen und der Herde zu folgen. Es blieb an der Seite der gefallenen Mutter, bis ich herankam, woraufhin es sofort in einer höchst kläglichen Weise auf mich zulief. Mein Pferd erschrak und wich ihm aus, da es das kleine Geschöpf nicht verstand oder schätzte. Ich vergewisserte mich nur, dass die Kuh tot war, und wandte mich dann um, um zu den Wagen zurückzukehren. Das

Elefantenbaby, geleitet von irgendeinem Instinkt, der es mich als seinen Beschützer ansehen ließ – nachdem ich seine Mutter getötet hatte –, folgte mir beharrlich den ganzen Weg zurück zu den Wagen. Als ich dort mit meinem seltsamen Begleiter ankam, stellte ich zu meinem Erstaunen fest, dass den Hartleys ein ähnliches Erlebnis widerfahren war und ein Elefantenbaby, etwas größer als meines, ihnen bis zu den Wagen gefolgt war und stumm ihren Schutz einforderte. Für einen Moment schätzten wir die Position als Pflegemütter für zwei unhandliche Babys dieser Art kaum, aber dann dachten wir an die hohen Preise, die junge Elefanten an der Küste erzielten, und wir erkannten: Wenn wir sie am Leben erhalten und mitnehmen könnten, würden wir mit ihnen sogar ein besseres Geschäft machen als mit dem Elfenbein der Muttertiere, die wir geschossen hatten.

Leider lebten sie nicht lange, obwohl wir zwei Kühe bei uns hatten, die Milch gaben. Wir gaben ihnen reichlich Milch, auch etwas Getreidebrei, aber die Nahrung bekam ihnen nicht. Es stellte sich Ruhr ein, und sie starben etwa drei Wochen später.

Danach musste ich mein Pferd abgeben. Ich hatte sieben Elefantenbullen und eine Kuh geschossen, und ich konnte sehen, dass der alte Herr zwar seine Hälfte des Elfenbeins schätzte, es ihm aber nicht gefiel, meine acht Stoßzähne von ihm fortgehen zu sehen. Die menschliche Natur, nehme ich an! Mir wurde ein anderes Pferd angeboten, aber ich lehnte ab und verließ die Gruppe.

Ich eilte mit aller möglichen Geschwindigkeit nach Shoshong, wo ich auf einen Jäger vom Sambesi traf, einen gewissen Martinus Swaarts. Ich verkaufte ihm 50 Ochsen, für die ich in Elfenbein bezahlt wurde, und drängte dann ohne Verzögerung nach Kuruman, wo ich nach einer Abwesenheit von genau 12 Monaten ankam. Ich hatte gewiss keinen Grund, mich über das Ergebnis meines ersten Wagnisses zu beklagen, denn sowohl an Vieh als auch an Elfenbein hatte sich die Reise für einen Jüngling als äußerst erfolgreich erwiesen.

Mr. John Chapman war verreist, als ich ankam, aber er kehrte einige Tage später von einer Reise in die Kolonie zurück; ich veräußerte sehr schnell die Ergebnisse meiner Reise und traf Vorkehrungen für die Rückkehr.

KAPITEL IV

MEINE DRITTE REISE – DES HANDELNS MÜDE – WERDE ELEFANTENJÄGER – NAPIERS ALARMIERENDER UNFALL – EINIGE GROSSE BEUTEN – 5.000 PFUND ELFENBEIN

Meine dritte Reise diente eindeutig Handelszwecken und wurde im April 1866 angetreten. Mit dem Erlös aus dem vorangegangenen Unternehmen war ich in der Lage, einen recht beachtlichen Warenbestand mitzuführen, und freute mich auf eine höchst profitable Expedition.

Meine Reise nach Shoshong verlief ohne Zwischenfälle, war aber extrem einsam, und ich war froh, als ich Ende Mai an meinem Bestimmungsort ankam. Ich machte mich sofort an die Arbeit, baute mir eine große Hütte für den Handel und schickte einen Brief an Mr. John Chapman mit der Bitte, heraufzukommen oder jemanden für meine Erzeugnisse zu schicken. Gegen Ende des Jahres traf er selbst ein und brachte eine große Ladung Waren mit, die ich ihm alle abkaufte.

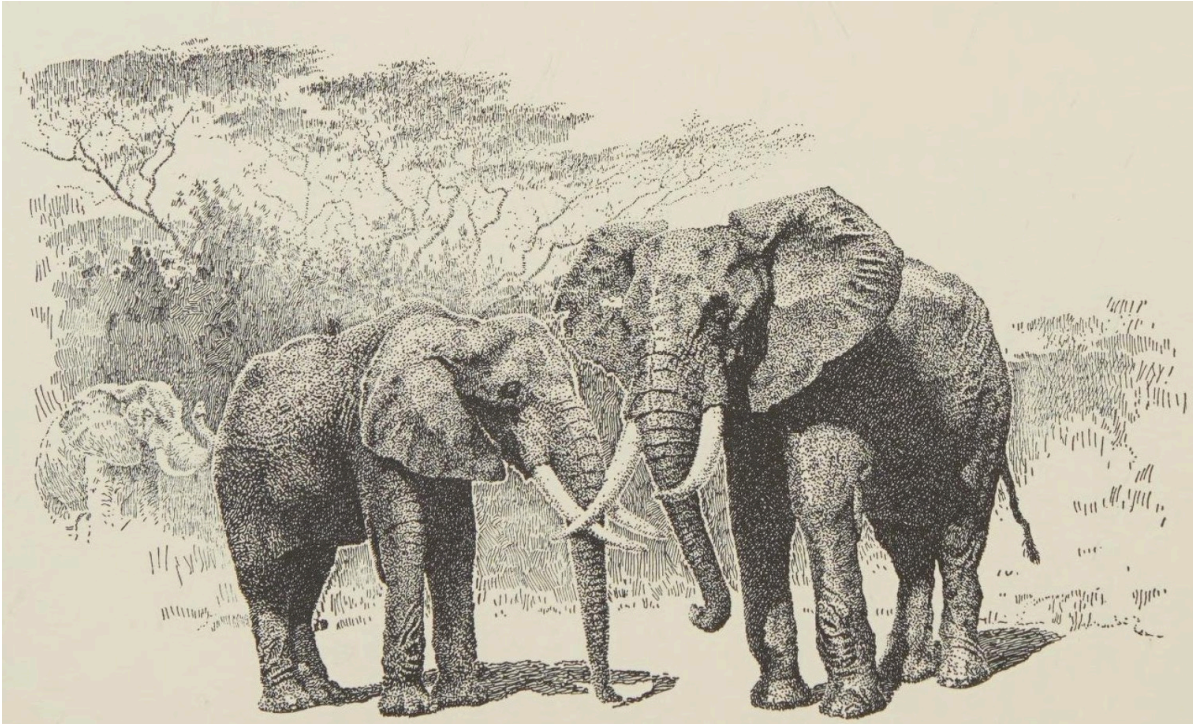
Wieder einmal machte ich mich auf den Weg in das Matabele-Land, aber als ich all meine Waren gegen Elfenbein und Ochsen eingetauscht hatte, begann ich zu glauben, dass die Jagd und nicht der Handel mein Spezialgebiet sei – besonders im Hinblick auf den Erfolg, den ich während meiner vorangegangenen kurzen Einsätze unter den Elefanten erzielt hatte. Als also einige Monate später (Anfang 1867) die Hartley-Gruppe wieder eintraf, beschloss ich, mich ihnen anzuschließen.

Ich ließ meinen Wagen und die Ochsen bei den Missionaren zurück und nahm nur zwei Pferde und zwei Jungen mit, da ich nicht beabsichtigte, sehr lange bei der Gruppe zu bleiben. Mein Hauptziel war es, etwas vom Elefantenland zu sehen, von dem ich damals nur sehr wenig wusste. Wieder einmal war mir das Glück hold, denn bald hatte ich neun Elefanten auf meinem Konto. Es war klar, dass es der Gruppe nicht gefiel, und da es bald zu unangenehm wurde zu bleiben, ließ ich das Elfenbein bei ihnen mit der Bitte, sie sollten es bei ihrer Rückkehr mitbringen, und zog völlig allein weiter, abgesehen natürlich von meinen zwei Jungen und den Pferden.

Auf dem Weg schoss ich acht Elefanten, allesamt Kühe, die aber ordentliche Stoßzähne trugen. Glücklicherweise stieß ich auf einen Jungen aus der Kapkolonie (Mischling), der vom Sambesi kam, und ich überredete ihn, seine Jungen mein Elfenbein bis nach Inyati tragen zu lassen.

Da mein Erfolg mit dem Gewehr mich endgültig dazu bewogen hatte, eher dem Ruf eines Jägers als dem eines Händlers zu folgen, brach ich sofort nach Shoshong auf, um mich gründlich für das neue Leben auszurüsten. Gute Pferde waren für diesen Zweck absolut unerlässlich, und ich fand es notwendig, bis nach Shechillies zu gehen. Dort musste ich für zwei Pferde je 60 Pfund bezahlen, aber da sie gegen die Pferdekrankheit garantiert waren, konnte der Preis nicht als übertrieben angesehen werden, besonders in jenen Tagen.

Es mag von Interesse sein, hier zu erwähnen, dass eines von ihnen das beste Jagdpferd war, das ich je geritten habe; nach drei Saisons verkaufte ich es für Elfenbein im Wert von 300 Pfund. Es mag wie ein Märchen klingen, aber es ist nüchterne Tatsache, und er war es wert. Er war ein kräftiger Brauner von etwa 14 Handbreit Höhe, und ich nannte ihn „Dopper“. Er erreichte die Geschwindigkeit eines Rennpferdes, wenn er hinter Wild her war, hielt sofort an, stand vollkommen ruhig, und in dem Moment, in dem er das Gewehr sah, beugte er einfach den Hals und hielt den Atem an, bis die Kugel draußen war. Er hatte durch Erfahrung gelernt, dass dies der einzige Weg war, den Stoß des Vorderladers ohne heftige Erschütterung abzufangen. Selbst wenn ich abstieg, stand er vollkommen ruhig. Ein solches Pferd war ein Schatz für jeden Jäger, und ich kann nicht umhin, seinem Andenken diesen Tribut zu zollen.



Elephants

Doch ich greife meiner Geschichte vor. Nachdem ich mich vollständig für eine Jagdreise ausgerüstet hatte, verließ ich Shoshong in der ersten Dezemberwoche. Mein Begleiter war Phil Francis (der später am Sambesi starb), und es waren zwei Jungen aus der Kapkolonie bei uns. Bei der Ankunft am Tati entschloss ich mich, den Distrikt nach Elefantenspuren abzusuchen, während ich auf die Ankunft von David Napier wartete, mit dem ich vereinbart hatte zu jagen. Obwohl ich am 1. Januar (1868) in der Hoffnung aufbrach, ein erfolgreiches neues Jahr einzuläuten, war mir das Glück für einmal nicht hold; als ich fünf Tage später zu den Wagen zurückkehrte, konnte ich nicht berichten, auch nur eine Spur von Elefanten gesehen zu haben. Napier war jedoch da, und als wir unsere Kräfte bündelten, hatten wir die beachtliche Anzahl von 30 Jungen zu versorgen, ganz zu schweigen von uns selbst.

Wir vereinbarten, die Wagen zum Simbookie zu bringen. Wir brachen in der zweiten Januarwoche auf, den ganzen Tati hinunter bis dorthin, wo der Simbookie in den Shashi fließt, aber es gab keine Anzeichen frischer Spuren, und wir fragten uns, wann wir auf ihre Fährte stoßen würden. Glücklicherweise mussten wir nicht lange warten. Wir frühstückten eines Morgens gerade, als eines der Pferde begann, einen ungeheuren Lärm zu machen. Mein Junge hielt es am Zügel, aber es tanzte herum wie ein Zirkuspferd und schrie vor Schreck. Ich eilte zu dem Jungen und fragte ihn, was los sei, und als Antwort deutete er über den Fluss und erwiderte: „Elefant!“

Das war alles, was ich hören wollte. Ich beruhigte das verängstigte Pferd, und wir saßen dann alle schnell auf, ritten durch den Simbookie und um einen kleinen Hügel herum; unser Eindruck war, dass sie, sobald wir hinter sie gelangten, in den Fluss springen und dort überqueren würden, wo wir ihn durchfurtet hatten. Wegen der riesigen Felsbrocken schien es keinen anderen Platz zu geben. Es erwies sich jedoch aufgrund der Felsblöcke als unmöglich, unser geplantes Manöver auszuführen, sodass wir die Herde von etwa 200 Tieren bedauernd verlassen und über den Fluss an die Stelle zurückkehren mussten, an der wir aufgesattelt hatten.

Als wir dort ankamen, wurden wir jedoch mit einem wunderbaren Anblick belohnt. Auf einer Länge von mindestens anderthalb Meilen war das Südufer buchstäblich schwarz vor

Elefanten. Es war unmöglich, ihre Zahl genau zu schätzen, aber es waren buchstäblich Tausende, und es war der Anblick eines Lebens, die Dickhäuter in einer so mächtigen Armee versammelt zu sehen. Wir setzten schnell zu ihnen über; ich gab den ersten Schuss ab, um sie in Bewegung zu bringen, und streckte eine Kuh mit einem guten Paar Stoßzähnen nieder. Es lag natürlich in der Natur der Dinge, dass mir ausgerechnet an diesem Tag die Kugeln ausgehen sollten. Ich war mit nur acht in meiner Tasche aufgebrochen, denn in meinen kühnsten Träumen hätte ich nicht an einen so gewaltigen Sport gedacht. Doch Jammern nannte nichts, es war Zeit für die Arbeit. Ich hielt mich dicht an der Herde, wählte meine Beute sorgfältig aus und erlegte mit aufeinanderfolgenden Schüssen sechs Bullen und dann eine weitere Kuh.

Hier musste ich aufhören, denn ich hatte mich ein beträchtliches Stück von meinen Gefährten entfernt, und da ich nur noch eine Kugel übrig hatte, wagte ich nicht, diese zu verschießen. So arbeitete ich mich zum Shashi hinunter und hielt mich eine Zeit lang am Flussufer auf, in der Erwartung, jemanden von ihnen zu treffen.

Ich hatte mich nicht geirrt. Napier war der Erste. Er wusch sich gerade im Fluss. Ich rief ihm aus der Ferne zu.

„Irgendwelches Glück, Napier?“

„Glück!“, war seine gefühlvolle Antwort, „Schau dir mein armes Pferd an.“

Da ich nicht genau wusste, worauf er anspielte, und dachte, er müsse doch irgendein Glück gehabt haben, rief ich erneut: „Was für ein Glück?“

Seine Antwort war kraftvoll, ausdrucksstark und auf den Punkt gebracht, also ritt ich zu ihm hinunter. Er befand sich in einer misslichen Lage. Die Haut in seinem Gesicht war vom Auge bis zum Kinn aufgerissen, während sein Auge schwarz und verfärbt war. Es war klar, dass er irgendwie übel zugerichtet worden war. Er erklärte es bald damit, dass er von einer Elefantenkuh angegriffen und niedergetrampelt worden sei und sowohl er als auch sein Pferd eine schlimme Zeit hinter sich hatten. Es war nur allzu offensichtlich.

Der Elefant hatte seine Stoßzähne direkt in den Schenkel des Pferdes gerammt, wobei ein Stoßzahn das Bein komplett durchschlagen hatte. Aus der inneren Wunde floss das Blut noch immer in einem reichlichen Strom. Glücklicherweise hatte ich Nadel und Faden bei mir und nähte die Wunde umgehend zu und stillte die Blutung. Es war ein Wunder, dass Napier diese Begegnung lebend überstand, denn der Elefant, so erzählte er mir später, habe ihn von hinten angegriffen, ihn und sein Pferd zu Boden geworfen und versucht, ihnen das Leben auszustampfen. Zum Glück für das Pferd war es recht fett, und der Elefant war nicht in der Lage, einen gezielten Schlag nach unten zu landen. Es gelang ihm jedoch, den Sattel zu fassen, und diesen hatte die wütende Kreatur zu Brei getrampelt, während der Gurt intakt blieb. Ich habe noch nie einen Sattel in einem solchen Zustand gesehen. Er sah völlig zergekaut aus. Napier gelang es, nachdem er an den Schultern getrampelt worden war und einen bösen Kratzer im Gesicht davongetragen hatte, unbemerkt zwischen den Hinterbeinen des Elefanten herauszukriechen und es der Kuh zu überlassen, all ihren Zorn an dem armen Pferd auszulassen. Als ich Napier beim Waschen sah, war er an Schultern, Brust und Rücken am ganzen Körper grün und blau.

Dies war nicht Napiers erste Erfahrung unter einem großen Tier. Am dritten Tag unserer Reise flussabwärts war er unter ein kleines schwarzes Nashorn geraten und hatte Glück gehabt, unverletzt davonzukommen. Beide Missgeschicke waren darauf zurückzuführen, dass Napier sehr langsam war, während sein Pferd etwa ebenso langsam war – eine eher unerwünschte Kombination, wenn verwundete Großtiere angreifen. Darüber hinaus war

Napier kein sehr guter Reiter, und seine Schießkunst war auch nicht die beste. Er erzählte mir, dass er bei dieser Gelegenheit 16 Kugeln in einen Bullen geschossen habe, ohne eine lebenswichtige Stelle zu treffen. Der Bulle war bei sieben oder acht Kühen geblieben, und als Napier ihnen durch den Busch folgte, muss eine der Kühe zurückgeblieben sein und ihn angegriffen haben.

Wir brauchten zwei volle Tage, um das Elfenbein, das ich geschossen hatte, herauszuschneiden und einzusammeln. Wir ließen zwei Jungen bei dem Pferd zurück, von dem wir beschlossen, dass es zehn Tage lang nicht bewegt werden sollte; wir ließen den Jungen ein Gewehr zum Schutz für sich und das Pferd vor Löwen und folgten den Elefanten. Wir waren bis Ende März unter ihnen. Meine Gesamtbeute belief sich auf 38 Paar Stoßzähne, während Napier sieben bekam.

Ich erfuhr später von Häuptling Khama, dass sich diese große Elefantenherde irgendwo tief am Limpopo wegen der Marula versammelt hatte, einer Frucht, die sie besonders lieben. Es schien, dass sich gegen Ende des Sommers die Elefanten aus allen Teilen zu diesem jährlichen Fruchtgelage versammelten. Bei dieser Gelegenheit gerieten die BaMangwato unter sie und schossen ein oder zwei ab, wodurch sie aufgeschreckt wurden. Dies erklärte die große Herde, auf die wir am Shashi stießen.

Nachdem wir eine Zeit lang unter ihnen gewesen waren, lösten sie sich in kleine Herden auf. Das kam uns sehr entgegen, da wir öfter auf frische Spuren stießen, als wenn sie in einer Gruppe geblieben wären.

Wir schossen auch eine ganze Reihe Nashörner. Sie waren leicht zu schießen und zahlreich vorhanden; da ihre Hörner etwa 15 Pfund wogen und damals etwa 4 Pfund wert waren, lohnte es sich sehr, sie zu sammeln. Danach brachen wir in das Matabele-Land auf und erreichten unser Ziel im April. Ich schickte mein Elfenbein mit einer Gruppe heraus, die gerade nach Süden zog und deren Wagen nicht schwer beladen war.

Nachdem wir von Mzilikatse die Erlaubnis erhalten hatten, im Mashona-Land zu jagen, verschwendeten wir keine Zeit mit dem Studium eingeborener Bräuche oder sonst etwas, denn wir wussten nicht, ob der Häuptling seine Meinung nicht jeden Augenblick ändern würde.

Bevor ich es vergesse, möchte ich hier von einer dramatischen Episode berichten, die den alten Mzilikatse und die Haltung der Matabele gegenüber den Missionaren betrifft und die sich bei einem früheren Besuch im Jahr 1866 ereignete. Mr. Thomas, der Missionar, hatte Mzilikatse eingeladen, an einem Sonntagmorgen am Gottesdienst teilzunehmen und eine kurze Predigt zu hören.

Sie stimmten alle zu, auch die Indunas; und wir drei weißen Männer, die zu dieser Zeit im Kral des Königs wohnten – Chapman, Clark und ich –, gingen ebenfalls hin.

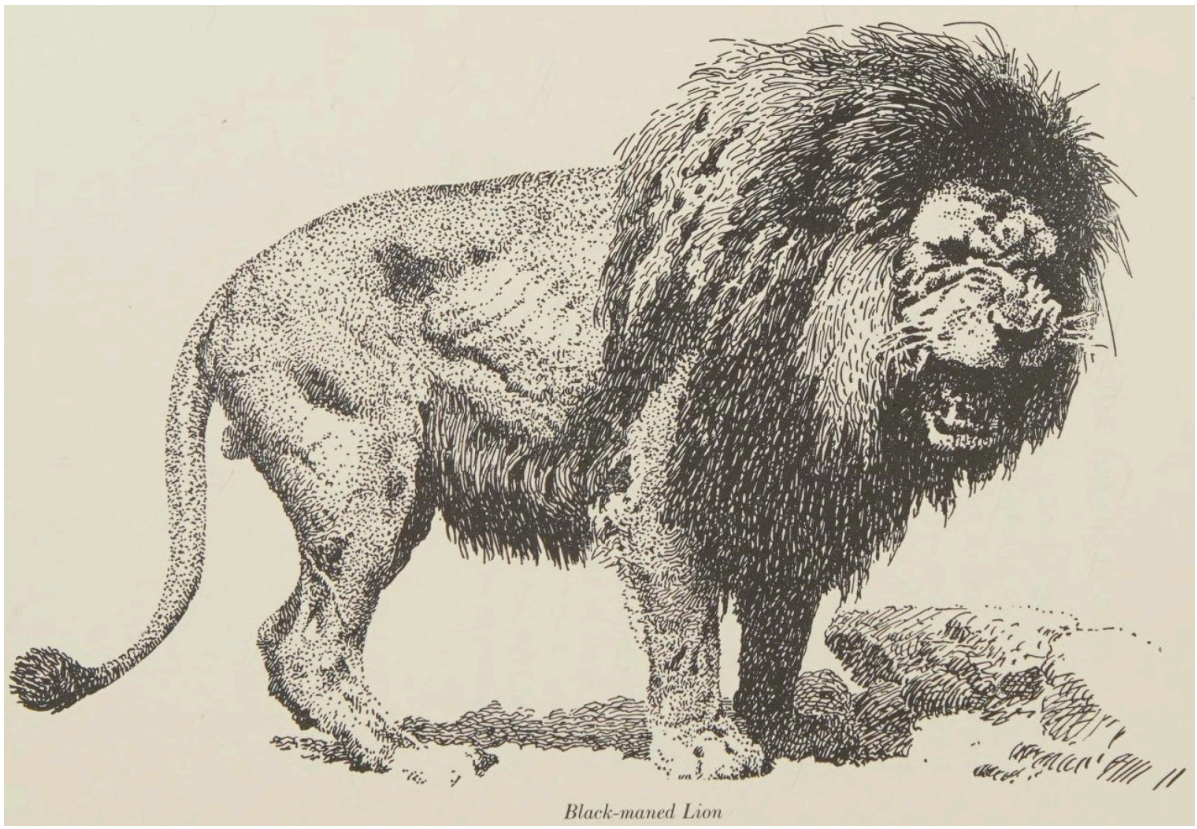
Mr. Thomas begann in der üblichen Weise mit einem Gebet und fing dann mit seiner kleinen Predigt an, die darauf berechnet war, das Verständnis seiner Matabele-Zuhörer anzusprechen:

„Gott schuf die Welt!“, begann er, „Gott schuf auch die Sonne –“

Da sprang ein aufgeregter und empörter Induna auf. „Du lügst, Thomas“, rief er, „Mzilikatse hat die Sonne gemacht!“

Es folgte ein zustimmender Chor aus den dicht gedrängten Reihen der Matabele, und die vier Ehefrauen, die die Träger des Königs waren, hoben ihn prompt hoch und trugen ihn

von dem Ort weg, an dem seine königlichen Mächte so massiv in Frage gestellt worden waren.



Black-maned Lion

Dieser Versuch, den König und seinen Hof zu bekehren, konnte kaum als Erfolg bezeichnet werden. Der ganze Vorfall war befremdlich und unerwartet, aber er zeigt, dass selbst diese Barbaren einen ziemlich festen Glauben nicht nur an das göttliche Recht, sondern auch an die göttliche Macht ihrer Könige hatten.

Wir brachen Anfang April auf – sicherlich ein wenig früh angesichts des Fiebers, aber glücklicherweise befiel es mich nicht.

Wir gelangten in ein Land, das weißen Männern praktisch unbekannt war. Soweit ich in Erfahrung bringen konnte, waren erst zwei Gruppen Weißer dorthin vorgedrungen. Von der ersten, der Gruppe des alten John Viljoen, wurde berichtet, sie habe auf einer Reise 210 Elefanten geschossen; die zweite war die Gruppe von Mr. Hartley, die aus den zuvor erläuterten Gründen keine sehr große Beute machte. Dennoch hinterließ die letztgenannte Gruppe trotz ihrer schlechten Schießleistungen einen dauerhafteren Eindruck an diesem Ort, denn das Dorf Hartley am Umfulu River verdankt seinen Namen dieser Jagdgesellschaft und dem Tod eines der Jungen dort.

Ich hatte hier eine prächtige Jagd. Die Elefanten wussten praktisch nicht, was ein Gewehrschuss war. Bei mehr als einer Gelegenheit habe ich auf einen Elefanten geschossen. Sobald er die Kugel spürte, zog er davon, aber die anderen nahmen keine Notiz von dem Knall; sie blieben völlig unbeteiligt stehen, bis vielleicht ein weiteres Paar Schüsse und das Weglaufen von zwei oder drei weiteren verwundeten Tieren sie alle in die Flucht trieben. Dann musste ich arbeiten, denn Elefanten gab es fast ohne Einschränkung, und aus der Sicht eines Großwildjägers war es eine ideale Erfahrung. Wenn ich den Hinterlader von heute gehabt hätte, wage ich kaum an die Zahl zu denken, die ich hätte schießen können. Ihr Sportsleute von heute, stellt euch nur vor, was es hieß, den ganzen Tag in der brennenden Sonne einen schweren alten Vorderlader mit losem Pulver in der einen Jackentasche, einem Vorrat an Zündhütchen in der anderen und den

Kugeln in der Tasche zu tragen. Hinzu kam, dass das Gewehr gegen die Schulter mit fast der gleichen Kraft „kickte“, mit der die Kugel den Elefanten traf, und ihr könnt mir glauben, dass das kein Kinderspiel war. Tatsächlich war der Rückstoß so groß, dass ich mehr als einmal davon zu Boden geworfen wurde und in zwei Fällen komplett aus dem Sattel flog. Die Schulter war nach einem Tag Elefantenjagd buchstäblich schwarz und blau.

Ich erlebte bei dieser Gelegenheit am Umfulu die zwei schönsten Monate meines Lebens. Insgesamt schoss ich 95 Elefanten, das Elfenbein wog 5.000 Pfund.

KAPITEL V

DER WILDE MANN AUS DEN WÄLDERN – EINE UNHEIMLICHE BEGEGNUNG – MZILIKATSES GEBIETERISCHE AUFFORDERUNG – EINE SCHRECKLICHE TRAGÖDIE – DEUTSCHE FAMILIE DEZIMIERT

Während dieser Reise hatte ich ein höchst merkwürdiges Erlebnis. Die Geschichte Südafrikas enthält viele seltsame Erzählungen über mysteriöses Verschwinden, und dies ist eine weitere, die man der Liste hinzufügen kann. Während wir am Umfulu River jagten, war ich allein in den Busch gegangen, meine Jungen waren ein ganzes Stück hinter mir. Ich hatte mich unter einen Baum geworfen und gönnte mir ein kurzes Nickerchen, als ich gewahr wurde, wie sich schleichende Schritte näherten. Daran gewöhnt, beim geringsten Geräusch wach zu werden, sprang ich mit dem Gewehr in der Hand auf, und da, nicht mehr als zwei oder drei Yards von mir entfernt, befand sich eines der seltsamsten Objekte, die ich je gesehen habe. Es war gewiss ein weißer Mann, aber was für ein weißer Mann! Es war ein menschliches Wesen, das nur mit dem allernötigsten Minimum an Kleidung bekleidet war.

Was er an Kleidung trug, war nichts als Lumpen; an jeder Naht schaute seine Haut hervor, und die Fetzen wurden nur durch Rindenstreifen zusammengehalten. Als Hut trug er die Überreste von etwas, das einmal ein Hut gewesen war, nun aber nur noch aus einer formlosen Krempe bestand, aus deren Oberseite ein gewaltiger Schopf pechschwarzen Haares hervorstach, das in wirren Knoten auf seine Schultern fiel. Sein Bart war fast unbeschreiblich. Er war schwarz wie sein Haar, wucherte aber von seinem Gesicht aus in alle Richtungen und reichte fast bis zu seiner Taille. Ich habe eine vage Vorstellung davon, wie Rip Van Winkle nach seinem langen Schlaf in den Catskill Mountains ausgesehen haben muss, und er konnte gewiss keine verwahrlosteren Anblick geboten haben, als er in sein Heimatdorf zurückkehrte, als dieser wilde Mann aus den Wäldern.

Ich fragte ihn sofort, was er wolle und wer er sei – wobei ich mein Gewehr in einer günstigen Position hielt. Ich hätte nicht beunruhigt zu sein brauchen, denn der arme Wicht trug nichts Gefährlicheres bei sich als einen Stock aus dem Busch. Er gab ein unverständliches Kauderwelsch von sich und schüttelte den Kopf. Ich versuchte es bei ihm auf Matabele, aber als Antwort kamen von ihm nur unverständliche Erwiderungen. In diesem Augenblick kamen meine Jungen hinzu, und ich wies sie an, zu versuchen, etwas über meinen seltsamen Besucher herauszufinden. Da einige der Jungen ein bisschen Portugiesisch verstanden und er offenbar ein wenig Mashona beherrschte, brachten wir schließlich nach langem Befragen in Erfahrung, dass er sich etwa vier Monate lang im Busch verirrt hatte. Er wollte nicht sagen, woher er kam, noch nannte er seinen Namen,

aber er sagte, er sei aus Portugiesisch-Ostafrika gekommen und die ganze Zeit ohne jegliche Verteidigungsmittel oder Nahrung in der Wildnis umhergeirrt. Es schien, dass er gelegentlich ein wenig Nahrung von freundlichen Mashonas erhalten hatte, sich aber größtenteils von wilden Früchten und Beeren ernährt hatte. Wie er es vermieden hatte, von Löwen gefressen zu werden, ist mir unbegreiflich, denn er befand sich in sehr gefährlichem Gebiet, und der schwache Stock, den er in der Hand trug, bot nicht mehr Schutz als eine Gartenspritze.

Ich versuchte ihm durch die Jungen und mit Zeichen zu erklären, dass unsere Wagen nur eine kurze Strecke hinter uns seien und dass er, wenn er weiterginge und sie abfinge, mit Kleidung, einem ordentlichen Paar Stiefeln und einer anständigen Mahlzeit versorgt würde, was er offenbar bitter nötig hatte. Er verstand offensichtlich, denn er nickte mit dem Kopf und drückte auf andere Weise seine Dankbarkeit und Freude aus. Er verschwand auf dem Pfad, den wir gekommen waren, während ich und meine Jungen unseren Weg in die entgegengesetzte Richtung fortsetzten.

Als uns viel später am Tag die Wagen einholten, erkundigte ich mich sofort bei meinem seltsamen Besucher vom Morgen nach ihm und war erstaunt zu erfahren, dass er bei den Wagen nicht erschienen war. Wir haben nie wieder von ihm gehört. Ob er ein Flüchtling auf der Flucht vor der Justiz war oder ob er ein Idiot war und nicht wusste, was er tat, entzieht sich meiner Kenntnis. Er blitzte in meinem Blickfeld auf und schwebte wieder daraus fort wie ein Stäubchen im Sonnenstrahl – die seltsamste, einsamste Gestalt, der ich je begegnet bin.

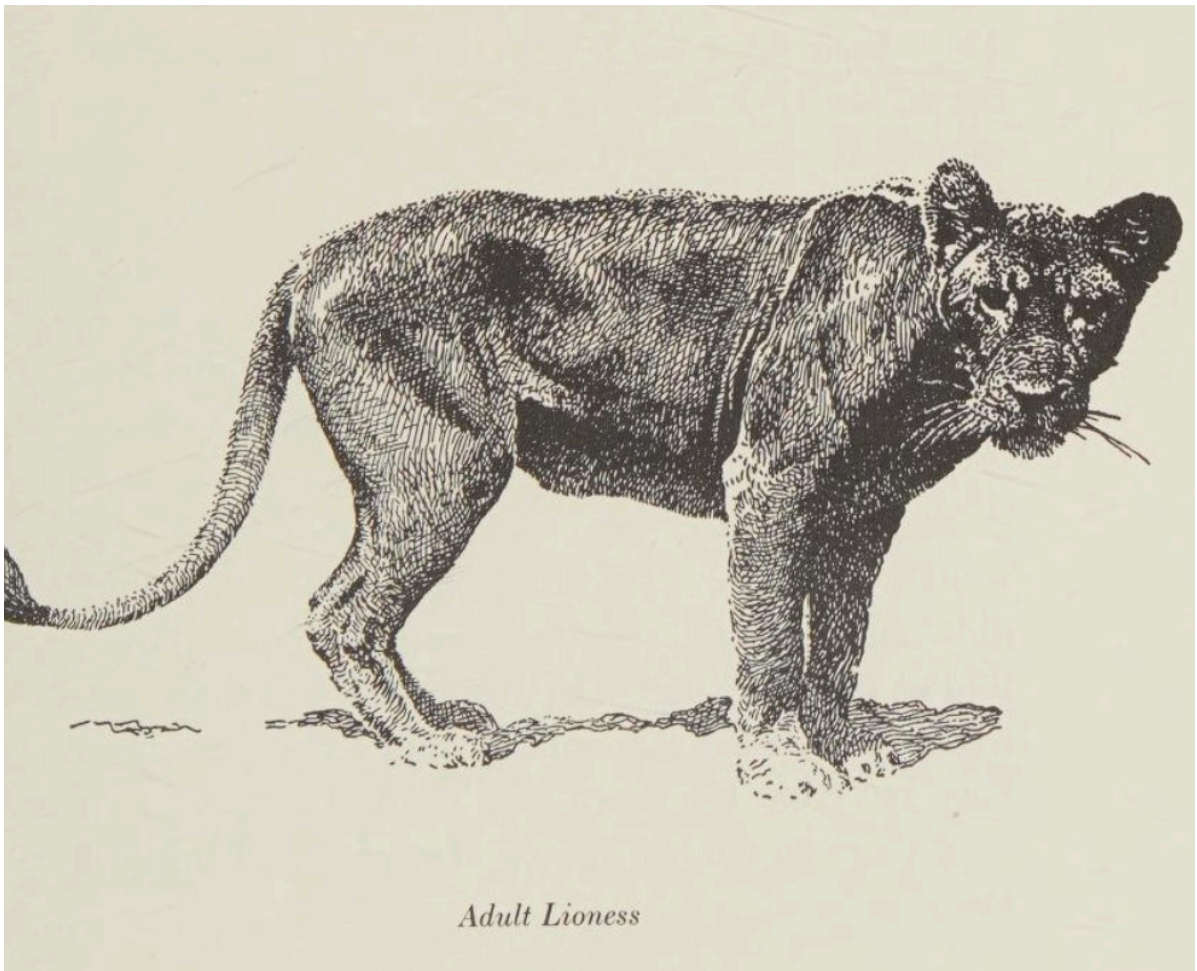
Unsere Jagdausflüge wurden etwas kürzer als beabsichtigt, da wir drei Botschaften von Mzilikatse erhielten, sofort zurückzukehren. Der ersten schenkten wir wenig Beachtung; die zweite besagte, wir sollten sofort herauskommen, wenn wir Ärger vermeiden wollten; während die dritte feststellte, dass Mzilikatse uns holen lassen würde, wenn wir nicht ohne einen Augenblick Verzögerung zurückkämen.

Dies war für uns gebieterisch genug, und wir beschlossen dementsprechend, unsere Schritte zurückzulenken. Wir begannen Anfang September mit der Bewegung nach Süden, dachten aber, wir könnten das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden, indem wir auf unserem Weg nach unten einen kleinen Ausflug in den „Fly Belt“ (Tsetsefliegen-Gürtel) machten.

Einige Tage bevor wir diesen Entschluss fassten, kamen die Jungen zu uns gelaufen mit der Nachricht, dass sieben Elefantenbullen im Busch dicht bei den Wagen vorbeigekommen seien. Ich ging hinaus, um mir die Fährte anzusehen, und sie war wahrlich gut genug, um einen Ausflug zu rechtfertigen. Wir folgten der Fährte, die in östliche Richtung verlief, und am nächsten Morgen holten wir die Elefanten auf einer vergleichsweise offenen Ebene ein. Dort stand ein großer Baum, unter dem sie vor der Sonne Schutz gesucht hatten, und ich hatte das Glück, alle sieben zu erlegen.

Die Jungen brauchten den ganzen Tag, um das Elfenbein von sechs der Tiere herauszuhauen, die ich vergleichsweise dicht beieinander geschossen hatte, und am nächsten Morgen schickte ich zwei Jungen, um das Elfenbein des siebten herauszuhauen, der ein beträchtliches Stück entfernt lag. Sie brachen früh auf, und nachdem ich ein wenig gefrühstückt hatte, sattelte ich auf und ritt in ihre Richtung. Als ich durch das hohe Gras ritt, sah ich in einiger Entfernung etwas, das ich für weitere Elefanten hielt. Da bewegte sich gewiss etwas von außergewöhnlicher Größe, aber als ich mich vorsichtig näherte, sah ich zu meinem Erstaunen, dass es ein Wagen war, dessen Verdeck mit Häuten bedeckt war – aber wie er so durch das hohe Gras fuhr, hatte er für alle Welt wie ein riesiges Tier ausgesehen!

Ich ritt darauf zu, und als ich mich näherte, stieß eine Frau einen Schrei voller Dankbarkeit aus, sprang aus dem Wagen und rannte auf mich zu. Es war eine Mrs. Harrens (ich bin mir der genauen Schreibweise nicht sicher), eine ältere niederländische Dame, die Frau von Christian Harrens, den ich zuvor weiter südlich bei der Hartley-Gruppe getroffen hatte. Beim Anblick von mir erlitt sie fast einen Nervenzusammenbruch. Sie packte mich in ihre Arme, hielt mich fest umschlungen und weinte, als ob ihr das Herz brechen würde. Eine Zeit lang konnte ich nichts aus ihr herausbekommen, noch konnte sie irgendetwas erfassen, was ich zu ihr sagte. Sie klammerte sich einfach an mich und weinte. Ich konnte spüren, dass hinter all dem eine schreckliche Tragödie steckte, denn sie gehörte nicht zu dem sentimentalen Typ, der sein Herz auf der Zunge trägt. Allein die Tatsache, dass sie so viele Meilen von den Wohnstätten weißer Männer entfernt war, bewies, dass sie aus dem zähen alten Voortrekker-Geschlecht stammte, das weder Einsamkeit noch Entfernung fürchtete. Aber nun war sie völlig zusammengebrochen, und es war offensichtlich, dass ihre Hingabe an den Kummer bei meinem Erscheinen der Kulisse einer langen Zeit eisernen Vorbehalts entsprach. Ich ließ sie sich ausweinen. Es hatte keinen Sinn, dass ich versuchte, sie zu stoppen. Sie gab sich ihren Gefühlen hin, und alles, was ich tun konnte, war, ein paar Worte freundlichen Mitgefühls zu äußern, während sie sich an meiner Schulter das Herz aus dem Leib weinte.



Adult Lioness

Allmählich ließen die Schluchzer nach, die Tränen versiegten langsam, und als sie einigermaßen gefasst war, erzählte sie mir von einer Tragödie, wie sie nur wenige Frauen erlebt haben. Auf einen kleinen Jungen im Wagen deutend, sagte sie: „Er ist der Einzige, der von meiner ganzen Familie übrig geblieben ist! Ich habe meinen Mann verloren, fünf Kinder und einen weißen Mann namens Wood, der mit uns hereingekommen ist. Sie sind alle tot, und ich habe zugesehen, wie sie starben, einer nach dem anderen! Alles, was übrig ist, ist mein kleiner Junge hier und dieser treue Eingeborene, der jetzt die Ochsen führt.

Die anderen Eingeborenen sind entweder tot oder sie sind desertiert; und nur wir drei haben versucht, Gott weiß wie viele mühsame Wochen lang, hier herauszukommen."

Aus späteren Gesprächen mit ihr ging hervor, dass ihr Mann nach dem Verlassen der Hartley-Gruppe beschlossen hatte, eine ausgedehnte Tour in das Matabele-Land und weiter nach Nordwesten in das heutige Mashonaland zu unternehmen. Sie hatten den Sommer dort verbracht und waren während der schlimmsten Zeit des Jahres in einem sehr ungesunden Distrikt gewesen. Die Gruppe bestand aus Harrens und seiner Frau, drei erwachsenen Töchtern, drei kleinen Kindern, dem weißen Mann Wood und mehreren Eingeborenen. Zuerst war einer und dann ein anderer der Gruppe erkrankt und gestorben, und die Überlebenden hatten ein flaches Grab ausgehoben und sie dort begraben. Sie waren alle zu krank, um aus dem Tal des Todes zu entkommen, in dem sie lagerten, und konnten nichts tun, als auf das Ende zu warten.

Und das Ende kam mit schrecklicher Gewissheit und erschreckender Plötzlichkeit. Die zwei starken Männer, dann eines der großen Mädchen, dann zwei der kleinen und schließlich das zweite der großen Mädchen fielen dem Fieber zum Opfer. Sogar drei der Eingeborenen erlagen ihm ebenfalls, und erst in diesem Stadium war die alte Dame, deren Haar vor Kummer weiß geworden war, gezwungen, die Kontrolle über die Angelegenheiten zu übernehmen und eine verzweifelte Anstrengung zu unternehmen, um lebend herauszukommen. So saß sie den ganzen Tag im Wagen und lenkte, während der eine Eingeborene, der bei ihr geblieben war, die Ochsen führte und beim Ausspannen die anfallenden Arbeiten verrichtete, so gut er konnte.

Ich hatte Mühe, von ihr wegzukommen, denn sie befand sich in einem Zustand tödlicher Angst, dass ich sie verlassen würde, und es war mitleiderregend zu sehen, wie ihre Nerven versagt hatten und wie vollkommen terrorsiert sie von dem Gedanken war, allein gelassen zu werden. Sie hatte so lange sie konnte ein tapferes Gesicht gemacht, aber als sie erst einmal einen Mann ihrer eigenen Hautfarbe getroffen hatte, hatte die überreizte Natur die Spannung gnädigerweise gelöst, und sie war praktisch am Ende ihres Mutes und ihrer Ausdauer angelangt. Natürlich versicherte ich ihr, dass ich sie nicht verlassen würde. Ich ließ einen Jungen aus der Kapkolonie bei ihr, der sowohl Niederländisch als auch Englisch sprach, mit der Anweisung, den Wagen dorthin zu bringen, wo meiner stand. Dies tat er bis zur zweiten Nacht, und am nächsten Morgen kehrte ich zurück.

KAPITEL VI

IM FLIEGENLAND – EIN ELEFANTENABENTEUER – EINE GLÜCKLICHE FLUCHT – DIE OCHSEN VERLOREN – EINE SIEBZIG-MEILEN-JAGD – NAPIERS SCHRECKLICHES ERLEBNIS

Als ich am zweiten Tag wieder zu den Wagen stieß, stellte ich fest, dass mein Junge seine Anweisungen getreu ausgeführt hatte und der Wagen der alten Dame neben meinem ausgespannt war. Ich bemerkte eine eigenartige Gewohnheit, die sie hatte, wenn sie ihre Ochsen nachts in den Kral trieb. Ich hielt es für eine unnötige Sache, unterließ es aber, die Angelegenheit zu kommentieren. Es war schade, dass ich es nicht tat, denn hätte ich es getan, hätte ich erfahren, dass ihre Methode das Ergebnis praktischer Erfahrung war; und hätte ich denselben Plan befolgt, wäre mir ein besonders unangenehmes Abenteuer erspart geblieben, eines, das mich fast das Leben gekostet hätte. Aber davon an gegebener Stelle.

Auf die eine oder andere Weise hatte ich viel Mühe mit der alten Dame, aber es sollte noch mehr kommen, selbst nachdem wir den Treck nach Süden begonnen hatten. Das erste Unglück war der Bruch der Achse ihres Wagens. Ein solcher Unfall ist unter allen Umständen schwerwiegend, wenn man im Veld reist, aber hier im Herzen des Mashona-Landes kam es fast einer Katastrophe gleich. Mrs. Harrens brach fast vor Verzweiflung zusammen. Der Gedanke, dass sie, nachdem sie so schicksalhaft durch einen weißen Mann gerettet worden war, nun durch den Zusammenbruch des Wagens erneut im Busch festsitzen würde, war fast zu viel für sie, und sie befand sich in einem Zustand vollkommener Panik, ich könnte gezwungen sein, sie zurückzulassen. Nach erheblichen Schwierigkeiten und harter Arbeit gelang es mir jedoch, eine provisorische Holzachse zu zimmern, die ihren Zweck erfüllte und es ihr ermöglichte, ihre Reise nach Transvaal fortzusetzen.

Nachdem Napier und ich den Jungen Anweisung gegeben hatten, an einem bestimmten Tag anzuspannen und nach Süden zum ersten Fluss, dem Sweswe, zu ziehen, brachen wir getrennt zu Fuß in das Fliegenland auf, in der Hoffnung, noch ein paar Elefantenstoßzähne zu ergattern; denn obwohl wir eine sehr schöne Beute gemacht hatten, muss ein Wagen schon sehr voll sein, wenn kein Platz mehr für ein wenig mehr Elfenbein ist. Ich war 14 Tage lang im Fliegenland und hatte eine wirklich gute Zeit. Ich schoss 14 Bullen und 8 Kühe und hätte noch mehrere weitere Kühe erlegen können, sah aber davon ab, da das Elfenbein in ihnen sehr leicht war und es daher schade schien, sie zu töten.

Ich hatte eine knappe Sache mit einem alten Bullen im Sweswe River, dessen Bett, wie viele Rhodesier wissen, ganz aus Sand besteht. Ich hatte zu dieser Zeit zwei Gewehre bei mir und feuerte mit einem von ihnen aus nächster Nähe auf den Bullen. Unglücklicherweise gab es eine Fehlzündung – das Zündhütchen ging los, aber der Funke erreichte das Pulver nicht. Ich reichte es sofort meinem Jungen, damit er ein neues Zündhütchen aufsetzte, und jagte dem Elefanten in der Zwischenzeit mit dem zweiten Gewehr eine Kugel in den Leib. Ich beobachtete den Elefanten die ganze Zeit und bemerkte nicht, was der Junge tat. Der dumme Kerl setzte nicht nur ein frisches Zündhütchen auf, sondern füllte auch eine weitere Ladung Pulver und eine zweite Kugel ein. Als ich sah, wie der alte Elefant, den ich verwundet hatte, zum Angriff auf mich losging, streckte ich meine Hand nach dem Gewehr aus, setzte es an die Schulter und feuerte.

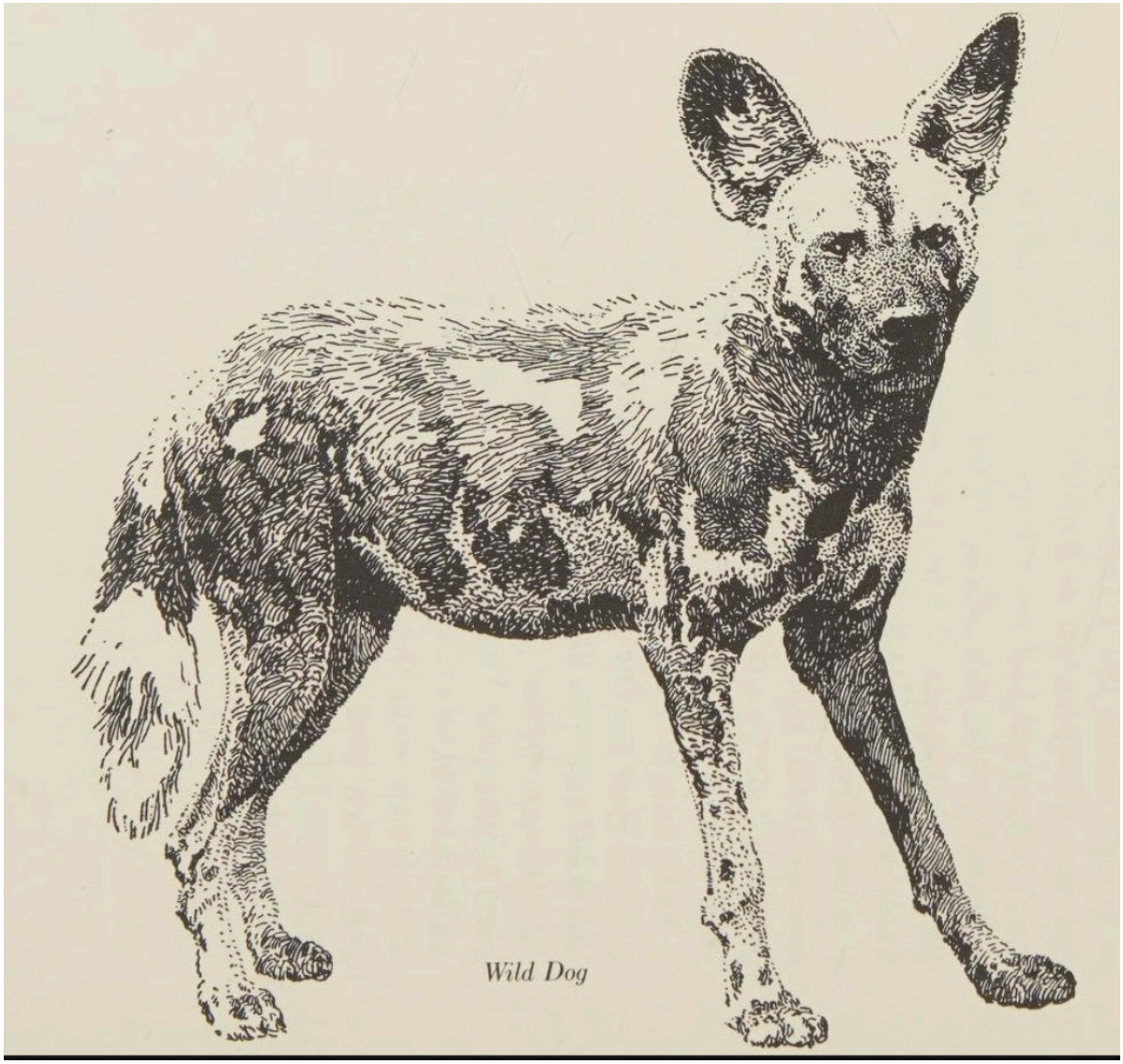
Es gab eine gewaltige Explosion. Das Gewehr flog mir aus der Hand; ich sah Sterne und wurde flach auf den Rücken in das Flussbett geworfen. Für den Moment war ich betäubt, aber ich erholte mich rasch, sprang auf die Füße und sah den Elefanten, der vor Wut trompetete und fast über mir war. Ich versuchte zu rennen, kam aber im losen Sand nicht voran, während die großen flachen Füße des Elefanten es ihm ermöglichten, Halt zu finden und sich fast so leicht wie auf festem Boden zu bewegen. Ich konnte ihn fast schon über mir spüren und schlug als letzte Rettung einen scharfen Haken zurück.

Der Elefant versuchte dasselbe, und als er es tat, stieß er einen lautem Schrei aus. Ich dachte, er hätte mich sicher, aber als ich den Kopf drehte, stellte ich fest, dass er innegehalten hatte. Bei dem Versuch, sich zu mir umzudrehen, hatte er sich die Schulter am Gelenk verrenkt, genau dort, wo ich meine Kugel platziert hatte. Es war mein Glück, denn nichts hätte mich in diesem losen Sand retten können. So aber war der Elefant hilflos, denn auf drei Beinen konnte er natürlich nichts ausrichten, und ich brauchte nicht lange, um ihn zu erledigen, was ich ohne Zeitverlust tat, dankbar, dass ich ein so riskantes Erlebnis mit heiler Haut überstanden hatte.

Ich erwähnte bei einem früheren Erlebnis, dass die Elefanten in jenen Tagen die Bedeutung von Gewehrfeuer nicht kannten. Es befanden sich sechs weitere Elefanten im Fluss, und sie nahmen nicht die geringste Notiz von meiner Schießerei. Ich hatte vier von ihnen am Boden, bevor die anderen begannen, sich zu bewegen. Der fünfte entfernte sich etwas zu schnell für meinen Geschmack, aber schließlich brachte ich ihn zur Strecke und war auch beim Erlegen des sechsten erfolgreich.

Dies war eine extrem glückliche Beute, und ich saß gerade am Flussufer und beglückwünschte mich zu meinem guten Schicksal, als ich auf der anderen Seite einen gewaltigen Lärm hörte. Ich sprang mit dem Gewehr in der Hand auf, blickte in die Richtung des Lärms und sah zu meiner Überraschung und Belustigung eine ganze Schar von Mashonas, die Zeugen meiner Jagderfolge gewesen waren und einen Elefanten auf mich zu trieben. Sie hatten ein siebtes Mitglied der Herde entdeckt, das ich übersehen hatte, und indem sie sich verteilten und einen höchst unheimlichen Lärm veranstalteten, hatten sie das große Tier dorthin getrieben, wo sie die Schüsse gehört hatten. Dies war das erste Mal, dass mir freiwillige Treiber für den edlen Sport der Elefantenjagd vergönnt waren. Es dauerte nicht lange, den Elefanten zu erledigen, und meine Mashona-Freunde erhielten ihren Anteil an der Beute in Form eines ordentlichen Vorrats an Elefantenfleisch.

Obwohl der Sport gut war, glich diese Jagd im Fliegenland sehr stark harter Arbeit, und ich persönlich ziehe das Pferd vor. Die Tsetsefliege ist, wie die meisten Leute wissen, eine besonders bösartige Kreatur, und die prompte und schmerzhafte Weise, in der sie Blut saugt, macht sie für Menschen höchst unangenehm, während ihr Stich für Ochsen und Pferde natürlich tödlich ist.



Ich war 14 Tage lang im Fliegenland und kam an einem Freitag mit zwei Jungen zum vereinbarten Treffpunkt, aber zu meiner großen Enttäuschung war von den Wagen nichts zu sehen. Ich fragte mich, was wohl los sein könnte, und schickte einen Jungen auf der Spur zurück mit der Anweisung, dass er, sobald er auf die Wagen stieße, zurückkehren und ein Pferd mitbringen solle. Ich machte mich ebenfalls hinter ihm auf den Weg nach Norden, um so schnell wie möglich ein Reittier zu bekommen. Kurz nach Sonnenaufgang kehrte einer meiner Treiber zu Pferd zurück und führte ein zweites Pferd mit sich. Er erzählte eine merkwürdige Geschichte, die mir nicht gerade schmackhaft vorkam.

Er sagte, sie seien gemäß meinen Anweisungen aufgebrochen und hätten am ersten Abend ausgespannt. Sie bauten einen Kral, um das Vieh hineinzustellen, aber er war von sehr instabiler Natur, was dazu führte, dass die Ochsen während der Nacht einfach herausspazierten und zu grasen begannen. Hier punktete Mrs. Harrens, denn da sie ihre Ochsen an das Joch angebunden hatte, hatte sie diese sicher, während meine und Napiers davongelaufen waren – Gott allein wusste wohin. Soweit ich in Erfahrung bringen konnte, mussten sie kurz nach ihrem Ausbrechen erschreckt worden sein und waren durchgegangen, wobei sie sich in Richtung des Sweswe davonmachten, den sie überquert hatten. Es war völlig klar, dass Löwen hinter ihnen her waren, denn ich stellte später fest, dass die Löwen sie am jenseitigen Ufer angegriffen hatten. Fünf der Ochsen wurden an dieser Stelle von den Bestien getötet. Ich folgte der Fährte so schnell wie möglich. Die erste Nacht (Samstag) schlief ich dicht bei den Wagen, denn ich stellte fest, dass die Ochsen fast im Kreis liefen. Am folgenden Morgen brach ich bei Tagesanbruch auf und traf im Laufe des Nachmittags mehrere meiner Jungen, die mit 16 Ochsen zurückkehrten,

die sie nach ihren Angaben bei den Mashonas in der Umgebung wiedergefunden hatten. Am nächsten Morgen setzte ich die Suche fort und bemerkte die etwas eigentümliche Art und Weise, in der die Ochsen die Spuren der jeweils anderen zu kreuzen schienen, konnte aber keine besonderen Schlüsse daraus ziehen, obwohl ich es später erklären konnte. Hätte ich die wahre Bedeutung zu der Zeit erkannt, wären die Dinge vielleicht anders verlaufen.

In diesem Augenblick beklagte sich der alte Matabele-Führer, den ich bei mir hatte, über Hunger; und da ich drei Pferdeantilopen unweit sah, wollte ich gerade schießen und tastete nach meinem Pulverhorn, um das Zündloch zu füllen, stellte aber zu meinem Ärger fest, dass ich es nicht finden konnte, und erinnerte mich dann, dass ich es dort liegen gelassen hatte, wo wir übernachtet hatten. Wie sich herausstellte, war es extrem dumm von mir, nicht jemanden zurückzuschicken, um es zu holen, denn sein Besitz hätte mir und den Jungen viel spätere Not erspart. Da ich nur die eine Ladung im Gewehr hatte, wollte ich nicht auf die Antilope schießen, da ich nicht wusste, wie nützlich sich diese eine Ladung noch erweisen könnte; denn der kluge Jäger ist ungern ohne einen letzten Schuss für den Notfall.

Ich fand bald Verwendung dafür, denn gegen Sonnenuntergang sahen wir ein altes Nashorn den Pfad zum Wasser herabkommen. Ich stieg von meinem Pferd und ging ihm entgegen, wobei ich an einem sehr großen Ameisenhaufen anhielt, der mit Gras bewachsen war. Als es in die Nähe des Hügels kam, bot es mir die Breitseite; ich hob das Gewehr und feuerte, aber die Waffe spielte mir einen Streich, den die alten Vorderlader in jenen Tagen oft taten – sie war ein Zündverzug. Und da stand ich nun und zielte mit meinem Gewehr auf ein besonders hässliches und gefährliches Nashorn. Glücklicherweise hielt ich das Gewehr direkt auf ihn gerichtet und fragte mich für eine Sekunde, was wohl passieren würde, als zu meiner unendlichen Dankbarkeit das Feuer den Zündnippel des Gewehrs hinunterkroch und die Ladung explodierte, wodurch das Nashorn einen sauberen Treffer an einer lebenswichtigen Stelle erhielt. Es lief noch etwa 400 Yards und fiel dann tot um. Aber diese alten Vorderlader waren manchmal dazu angetan, einen grau werden zu lassen.

Wir lagerten die ganze Nacht in der Nähe des Kadavers, und ich sagte den Jungen, sie müssten so viel Fleisch wie möglich abschneiden und tragen, da ich kein Pulver mehr hatte und nicht wusste, wie weit wir noch zu gehen hatten. So brachen wir am nächsten Morgen auf – eine etwas eigenartige Prozession –, wobei jeder Junge etwa vier bis fünf Pfund gebratenes Fleisch an einem Stock trug, während ich mir ein großes Stück abschnitt, das vielleicht 12 Pfund oder mehr wog. Es war mein Glück, dass ich das tat, da ich fast mit Sicherheit verhungert wäre. Mit der üblichen Unbekümmertheit der Eingeborenen hatten die Jungen ihr gesamtes Fleisch schon am nächsten Tag aufgezehrt, während ich meines von Anfang an sorgfältig „einteilte“, sodass meine Portion etwa neun oder zehn Tage reichte.

Von dieser Zeit an folgte eine der strapaziösesten Erfahrungen meines Lebens. Wir nahmen am Montag erneut die Fährte der Ochsen auf, schliefen am Dienstag darauf und kamen am folgenden Nachmittag an eine Stelle, an der sie offensichtlich mehrere Tage lang gelegen hatten. Wieder folgten wir der Spur und stellten dann fest, was ich schon seit einiger Zeit geahnt hatte: dass sie vorsätzlich getrieben wurden. Fußabdrücke von zwei Eingeborenen waren nun deutlich erkennbar. Es war offensichtlich, dass die Ochsen, nachdem sie den Fluss nahe dem Rastplatz überquert hatten und von den Löwen angegriffen worden waren, von Eingeborenen entdeckt worden waren; diese hatten sie prompt zusammengetrieben, an einer anderen Stelle wieder über den Fluss gejagt, und während ich Zeit damit verschwendete, der Fährte in einem fast vollständigen Kreis zu folgen, wurden sie nach Nordosten weggetrieben. Ich konnte nun sehen, warum sich die

Spuren an einer bestimmten Stelle kreuzten. Sobald wir die wahre Bedeutung der Dinge erkannt hatten, folgten wir ihnen auf dem Fuße und holten sie 70 Meilen von den Wagen entfernt in einem Eingeborenen-Kral ein.

Und was für einen jämmerlichen Anblick sie boten! Als Napier und ich sie drei Wochen zuvor verlassen hatten, waren sie alle fett und schlachtreif. Nun, nachdem sie von Löwen geplagt und von den Mashonas zu Tode gehetzt worden waren, glichen sie Knochensäcken. Ich nahm sie in Besitz, ohne viel Aufhebens zu machen, obwohl ich natürlich meine eigene Meinung dazu hatte, ob die Mashonas, wie sie sagten, wirklich nichts über die Eigentümer des Viehs wussten, das sie im Busch umherirrend gefunden hatten. Es war eine anstrengende Reise, und es vergingen sechzehn Tage von dem Zeitpunkt, an dem ich die Wagen verließ, bis ich zurückkehrte. Die Ochsen waren in einem so schlechten Zustand, dass ich ihnen am Umfulu River drei oder vier Tage Ruhe gönnen musste.

Als ich bei den Wagen ankam, war ich erstaunt und erschrocken festzustellen, dass Napier nicht aufgetaucht war. Er war nun 16 Tage überfällig, und ich begann mir Sorgen zu machen. Ich war gezwungen, die Wagen zu bewegen, und sobald ich wieder bei den Ochsen war, spannte ich an, trekkte durch den Sweswe River und hielt etwa eine halbe Meile vom Ufer entfernt an, um einen starken Kral um die Wagen zu bauen, in der Absicht, zurückzugehen und nach Napier zu suchen, der nun schon fast einen Monat abwesend war.

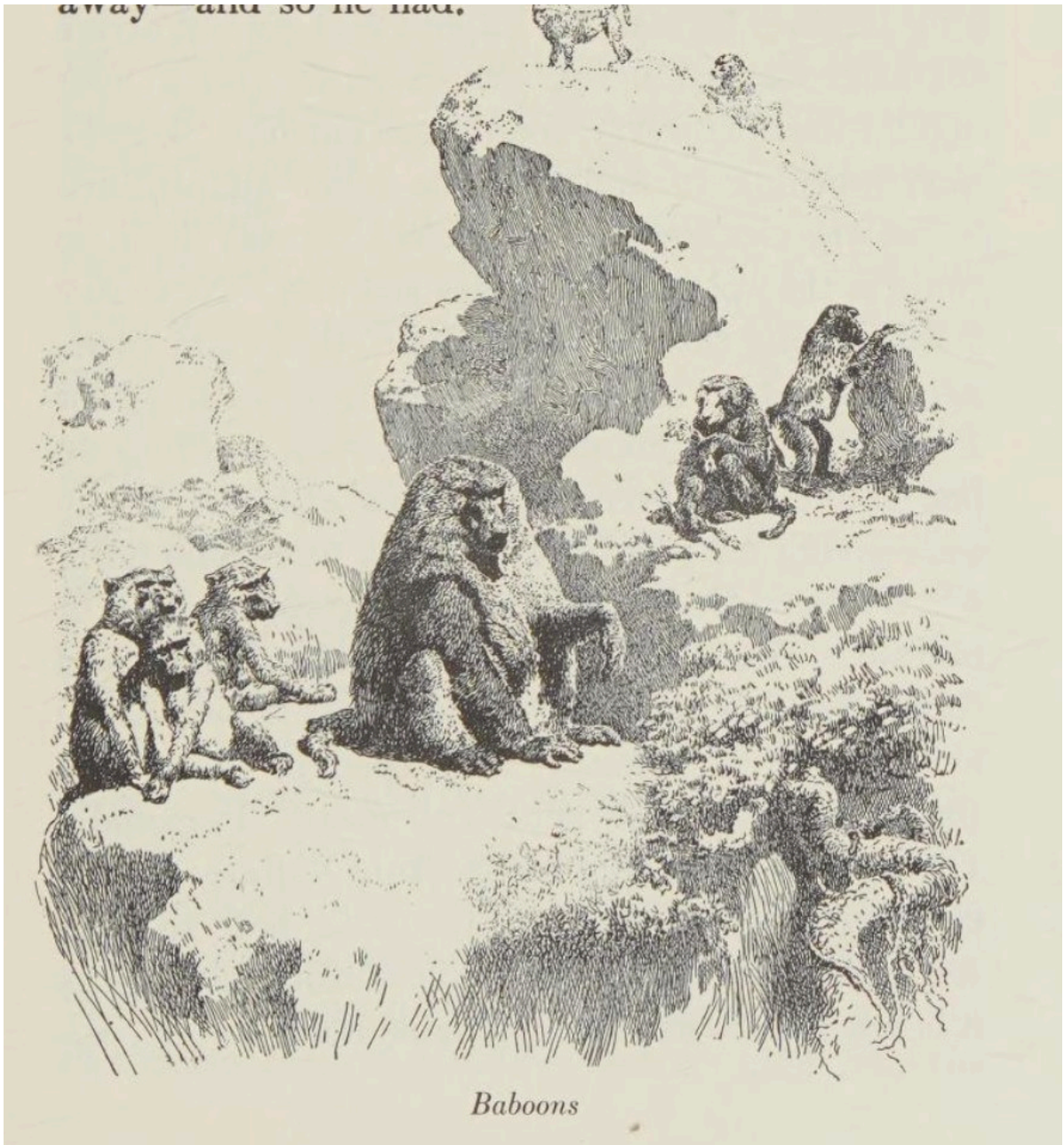
Napier war nicht der Einzige, der spurlos verschwunden war. Ein kleiner eingeborener Junge von mir wurde an dem Abend vermisst, an dem wir mit den Ochsen zum Umfulu kamen. Die Jungen suchten das ganze Land nach ihm ab, aber ohne Erfolg, und wir hatten ihn bereits verloren gegeben. Später, als wir die Ochsen anspannten, entdeckte einer der Jungen ein Objekt in der Ebene, kletterte auf das Dach des Wagens und verkündete aufgeregt, dass es sein lange verlorener kleiner Bruder sei. Er rannte ihm entgegen, und als der arme Junge uns erreichte, befand er sich im letzten Stadium der Erschöpfung. Es stellte sich heraus, dass er sich völlig verirrt hatte und acht Tage lang ohne Nahrung gewesen war, abgesehen von ein paar wilden Beeren. Er war furchtbar abgemagert, erholte sich aber bald.

Ich möchte hier erwähnen, dass ich auf dieser mühseligen Suche nach den Ochsen ebenfalls erfuhr, was es heißt, hungrig zu sein. Das Nashornfleisch reichte mir für zehn Tage, und danach hatte ich fünf Tage lang keinen Bissen mehr. Diese Erfahrung lehrte mich, niemals mein Gewehr oder mein Pulverhorn zurückzulassen.

Ich wollte gerade am Nachmittag zurückbrechen, um nach Napier zu suchen, aber etwas verzögerte meine Abreise. Dies erwies sich als glückliche Verzögerung, denn am folgenden Morgen war ich mit einem Dutzend Jungen aufgebrochen und hatte den Fluss erreicht, als wir zuerst auf einige von Napiers Jungen und dann auf Napier selbst stießen. Aber es war kaum der Napier, den ich vor einem Monat verlassen hatte. Damals ein gesunder, kräftiger Mann. Jetzt fast eine lebende Leiche, unfähig zu gehen und von vier Jungen auf einer einfachen Trage getragen. Er war einfach vom Fieber geschüttelt und sagte, er liege seit etwa 20 Tagen damit darnieder. Er war in einem schrecklichen Zustand, da er dachte, ich sei ohne ihn weitergezogen, und sagte, dass diese Angst, mehr noch als das Fieber selbst, ihn fast an den Rand der Verzweiflung gebracht habe. Er hatte Pech mit den Elefanten gehabt und nur ein paar Kühe erlegt, und allgemein gesagt, hatte er keinen Grund, jemals das Experiment wiederholen zu wollen, allein und zu Fuß durch das Fliegenland zu jagen.

Nach zwei oder drei Tagen Ruhe hatte sich Napier so weit erholt, dass ich den Aufbruch nach Süden wagen konnte, und nach einem guten langen Treck kamen wir in Inyati an.

Ich sollte hier erwähnen, dass Mrs. Harrens weiterhin zur Gruppe gehörte. Sie war eine interessante alte Seele, voll von drolligen Sprüchen und eigenartigen Sichtweisen auf die Dinge.



Baboons

Ich sprach eines Tages mit ihr über ihren Ehemann. Die liebe alte Dame schüttelte traurig den Kopf, als sie an ihn und sein trauriges Ende dachte. Es tue ihr so schrecklich leid, sagte sie, dass er so schnell zusammengebrochen sei, „denn hätte der liebe Herrgott ihn nur ein paar Monate länger verschont, hätte er noch einige Elefanten schießen und so für ihren Lebensabend vorsorgen können!“

KAPITEL VII

TOD VON MZILIKATSE – IN DER KLEMME – INMITTEN FEINDSELIGER MATABELE – EINE

ANGSTVOLLE ZEIT – GESCHENKE FÜR DEN INDUNA – REMINISZENZEN AN MZILIKATSE – EIN INDUNA „AUSGELÖSCHT“ – NAPIERS AMÜSANTE ABENTEUER – ENDE DER REISE VON 1868

Wir setzten unsere Reise nach Süden bis zu den Missionaren fort und entdeckten dann den Grund für die dringenden Botschaften von Mzilikatse, die uns zur Rückkehr aufforderten. Ob die Nachrichten vom alten Häuptling selbst kamen, weiß ich nicht. Wahrscheinlich hatte er, da er fühlte, dass sein Ende nah war, und besorgt war, dass seine weißen Freunde nicht in Unruhen verwickelt würden, die er im Zusammenhang mit seiner Nachfolge kommen sah, nach uns schicken lassen, damit wir rechtzeitig aus der Gefahrenzone wären, bevor der Sturm losbrach. Er könnte zu diesem Zeitpunkt bereits tot gewesen sein, und dies waren Nachrichten vom Rat der Häuptlinge in seinem Namen. Jedenfalls war das Gerücht über seinen Tod in aller Munde, das ganze Land befand sich in einem Zustand des Aufruhrs, und da die feste Hand des alten Mannes fehlte und kein Häuptling ernannt war, um die unruhigen Geister im Zaum zu halten, gab es eine Tendenz zu Gewalttaten und Plünderungen, was für unsere kleine Gruppe nichts Gutes verhieß.

Wir hatten schon seit einiger Zeit Anzeichen von Unruhe gesehen, aber der erste wirkliche Hauch von Gefahr erreichte uns an dem Kral, wo ich Mzilikatse auf meiner ersten Reise in das Land mit Mr. Chapman zum ersten Mal gesehen hatte. Es war am Bembesi, wobei Ingubo der Induna war. Als die Wagen zum Kral kamen, umringten uns etwa zweitausend Matabele mit drohenden Gesten. Zuerst ergriffen sie unsere Jungen, rissen ihnen alle Kleider vom Leib und verpassten einem oder zwei von ihnen eine schwere Abreibung mit Stöcken und Knobkerries. Eine große Anzahl von ihnen war mit Assegais bewaffnet; diese drängten sich dicht an uns heran, lehnten ihre Speere gegen die Wagenseiten und warteten offenbar nur auf das Signal, über uns herzufallen und uns nach echter Matabele-Art „aufzufressen“.

Es waren ein oder zwei bange Momente. Ich saß vorn auf dem Wagenkasten und versuchte, so unbeteiligt wie möglich zu wirken, fühlte aber innerlich, dass ich in meiner Laufbahn gewiss schon angenehmere Augenblicke erlebt hatte. Ich fragte mich, was für ein Wunder wohl geschehen müsste, um uns aus dieser sehr brenzligen Lage zu befreien, als ich zu meiner Freude den Induna Ingubo sah. Ich erkannte ihn sofort wieder, und er war nicht leicht zu verwechseln. Es war derselbe kurze, gedrungene, quadratische, hellhäutige Kafir (Eingeborene), den ich Jahre zuvor gesehen hatte. Ich hatte ihn nur während der ersten Monate meines Aufenthalts in seinem Kral gesehen, aber in der Annahme, das Beste sei, ein kühnes Gesicht zu zeigen, sprang ich vom Wagen, bahnte mir den Weg durch die geschlossenen Reihen der Krieger und ging auf ihn zu, indem ich ihm die Hand hinstreckte mit dem Gruß: „Wie geht es dir, Ingubo?“

Er schien ein wenig verdutzt, hatte offenbar keine Erinnerung an mich und fragte mich, wer ich sei. Ich erzählte ihm schnell, wie wir uns vor einigen Jahren im selben Kral getroffen hatten, rief ihm verschiedene Vorfälle ins Gedächtnis und lud ihn, ohne ihm Zeit für einen Gegenzug zu geben, ein, zum Wagen zu kommen, da ich ein sehr schönes Geschenk für ihn hätte.

Ich konnte an seinen Augen sehen, dass sein Verlangen nach einem Geschenk alle anderen Erwägungen überwand, und indem er die widerstrebenden Tapferen zurückwinkte, folgte er mir zum Wagen und kletterte vorn mit mir hinauf. Im Zelt des Wagens hatte ich ein Bündel schöner blauer Kranichfedern hängen. Es war ein wirklich

schönes Bündel, das 1,5 bis 2 Pfund wog, und ich wusste, dass diese Federn von den Eingeborenen über alles geschätzt wurden, um sich damit zu schmücken. Hastig schnitt ich das Bündel vom Zelt herunter, riss die Schnur durch, die sie band, und breitete die zarten Federn auf dem Sitz aus. Ich sah seine Augen vor Vergnügen glänzen, als er einen solchen Schatz vor sich sah; ich fasste sie zu einem Bündel zusammen und überreichte sie ihm.

Der alte Kerl nahm sie in seine Arme und begann hastig abzusteigen, aber seine Übereilung wegzukommen ließ mich immer noch an seinen friedlichen Absichten zweifeln, und ich hielt ihn sofort zurück und deutete an, dass ich noch etwas für ihn hätte.

Er hielt inne, und ich spielte meinen letzten Trumpf aus. Ich nahm einen Bleibarren von 12 Pfund Gewicht – ich war in jenen Tagen stärker als heute – und hielt ihn mit einer Hand hin. Er nahm ihn ahnungslos entgegen, aber das Gewicht war zu viel für ihn, und er ließ ihn auf den Boden des Wagens fallen. Mit einem Lächeln reichte ich ihn ihm zurück, legte einen weiteren vom gleichen Gewicht darauf, und der alte Mann, buchstäblich wie im übertragenen Sinne mit Geschenken überladen, kletterte hinunter. Ich vermutete richtig, dass das Blei seine Freundschaft „besiegeln“ würde, denn Blei, Pulver und Gewehre waren die wertvollsten Dinge, die man den Eingeborenen in jenen Tagen geben konnte – besonders Blei, das wegen seines Gewichts noch schwerer zu beschaffen war als Pulver.

Der alte Induna ließ sich auf den Boden gleiten, grunzte seine Wertschätzung und befahl den ungeduldigen Kriegern mit ein paar scharfen Worten, zurückzuweichen, wobei er sagte, dass ich sein Freund sei. Sie zogen sich sofort vom Wagen zurück und ließen Ingubo bei mir.

„Wo willst du ausspannen, weißer Mann?“, fragte er.

Ich antwortete, dass ich beabsichtige, das Lager unten am Fluss (dem Bembesi) aufzuschlagen.

„In Ordnung“, antwortete er und sah mir bedeutungsvoll ins Gesicht. „Aber bleib nicht zu lange.“

Ich verstand den Wink und legte so schnell ich konnte, ohne übermäßige Anzeichen von Angst zu zeigen, nicht nur den Bembesi, sondern ein so großes Stück Land wie möglich zwischen Ingubos Kral und mich selbst.

Ich erfuhr später, dass Lobengula, als er Häuptling wurde, Ingubo und seinen Kral bis auf den letzten Mann „auslöschte“. Das Massaker war vollständig, denn Ingubo hatte sich Lobengulas Nachfolge widersetzt und die Meinung vertreten, Kuruman sei der rechtmäßige Erbe. Auch ich glaube, dass Kuruman der legitime Nachfolger war, aber er konnte nicht gefunden werden, und so wurde Lo Ben zum Häuptling gewählt – eine Ehre, die er in echt wilder Manier feierte, indem er alle „auffraß“, die ihn nicht von Anfang an unterstützt hatten.

Es liegt zwar außerhalb der chronologischen Reihenfolge, aber ich werde durch diesen Vorfall in Ingubos Kral an ein seltsames Erlebnis erinnert, das ich hier bei meinem ersten Besuch hatte. Ich erwähnte in einem früheren Kapitel Mzilikatses Befehl an sein Volk, ein großes Krokodil lebend zu fangen, das ein Kind verschlungen hatte. Meine persönliche Erfahrung zeigte mir, dass Mzilikatse bestimmte Tiere mit besonderer Verehrung betrachtete.

Ich habe bereits erwähnt, dass jedem weißen Mann im Matabele-Land ein Führer beigegeben wurde, der mit anderen Worten ein Spion war – manchmal ein ganz anständiger Kerl, manchmal nicht. Es war ein Glück, dass meiner von der erstgenannten Sorte war, sonst wäre ich vielleicht in Schwierigkeiten geraten. Eines Tages befand ich mich am Ufer des Flusses oberhalb eines klaren Tümpels, dessen Boden buchstäblich mit weißen Knochen bedeckt war – meist Nashornknochen, soweit ich sehen konnte, aber auch viele andere von kleinerer und verdächtigerer Größe. Auf einer Sandbank befanden sich mehrere große, hässliche Krokodile, und ihr Anblick und dieses aquatische Grabmal erfüllten mich mit Ekel und Wut. Ich hob mein Gewehr, zielte auf das größte der Echsenwesen und erledigte es mit einer Kugel durch das Gehirn. Gerade als ich das tat, glitt mein Führer aus dem Schatten eines Baumes hervor und berührte mich an der Schulter.

„Töte keine weiteren mehr", sagte er mit einem seltsamen Blick in den Augen. „Mzilikatse erlaubt nicht, dass eines von ihnen erschossen wird. Er sagt, dass die Krokodile und die Wölfe (Hyänen) nicht getötet werden dürfen – dass sie ebenso leben müssen wie wir. Andere Dinge darfst du töten, aber nicht Krokodile und Wölfe; sie sind heilig. Wenn ich es Mzilikatse erzählte, gäbe es Ärger, aber da du ein junger Mann bist und es nicht wusstest, werde ich es ihm diesmal nicht sagen."

Noch eine Geschichte über Mzilikatse, bevor ich fortfahre. Chapman erzählte mir, dass Mzilikatse auf der Reise, die er in das Matabele-Land unternahm (im Jahr bevor ich zum ersten Mal mit ihm hineinging), zugestimmt hatte, ihm einen Wagen abzukaufen. Der alte Häuptling kam zum Rastplatz herunter, um seinen Kauf in Besitz zu nehmen, und brachte die vereinbarte Menge Elfenbein mit, die im Tausch übergeben werden sollte. Chapman hatte ihn nicht so schnell erwartet und hatte den Wagen noch nicht von seinen Handelsgütern, Vorräten usw. entladen. Er begann sofort damit, woraufhin Mzilikatse, offensichtlich sehr verärgert, ausrief:

„Warum nimmst du das Innere dieses Wagens heraus? Wenn ich dir einen Ochsen verkaufe, nehme ich ihm auch nicht das Innere heraus, bevor ich ihn übergebe."

Es dauerte einige Zeit, den alten Mann zu besänftigen und ihn davon zu überzeugen, dass ein Wagen ein „Wagen" sei und nicht ein Wagen mitsamt seinem gesamten Inhalt.

Aber um fortzufahren: Auf dem Treck nach Süden war der Geist der Unruhe und Unverschämtheit an jeder Ecke spürbar. Als wir an einem Kral vorbeikamen, kam ein Haufen junger Matabele heraus und lief neben den Wagen her, eindeutig auf Unfug aus. Napier ritt zu der Zeit mit mir auf meinem Wagen. Die jungen Halunken stiegen in Napiers Wagen, der hinter meinem fuhr, packten seine Federkernmatratze und sein Kissen, rissen sie auf und stürmten mit den Bezügen davon, die sie als „Limbo" (Stoff) haben wollten. Das Erste, was wir bemerkten, war der Schwarm kleiner schwarzer, schreiender Racker, die in einer sich bewegenden Wolke weißer Federn verschwanden. Napiers Wortwahl, als er die Verfolgung seines geliebten Federbetts aufnahm, war der Situation durchaus angemessen, aber er musste sich mit einer halben Wagenladung Federn zufriedengeben, während der Rest, ebenso wie die Bezüge, im Busch verschwand.

Gnu or Wildebeest

Dies war nicht das einzige Erlebnis, das wir mit diesen schelmischen Jugendlichen in dieser Gegend hatten. Es war an dieser Stelle (beim Überqueren des Kokwee, nahe Thabas Induna), dass ich mich über einen anderen Vorfall sehr amüsierte, bei dem Napier den Kürzeren zog.

Ich sollte erwähnen, dass Napier eine Vorliebe für Kafir-Bier entwickelt hatte; und während ich mit einigen Wagenreparaturen beschäftigt war, nutzte Napier die Gunst der Stunde, holte einen Korb mit Perlen und anderen für das eingeborene Gemüt faszinierenden Waren hervor und verkündete den gaffenden und neugierigen eingeborenen Jugendlichen, die herumschnüffelten, dass er zu Geschäften bereit sei – Perlen gegen Bier. Die frohe Botschaft verbreitete sich schnell, und bald kamen die Burschen mit Kalebassen voller Bier an, eskortiert von ihren dunklen Schönheiten, die die Perlen und den kitschigen Tand mit der ganzen feinen Kritik einer Dame der Gesellschaft in einem Juweliergeschäft in der Oxford Street befühlten. Das Geschäft kam jedoch bald gut in Gang. Napier saß im Schatten des Wagens mit seinem Korb voll Handelswaren auf den Knien und zwei oder drei Eimern um sich herum. Sobald ein Geschäft abgeschlossen war, wurde das Bier in die Eimer gegossen und die Perlen usw. wurden übergeben. So ging es weiter, bis Napier die Eimer mit Bier gefüllt und sich zudem einen ordentlichen Vorrat an Kafir-Korn gesichert hatte, um weiteres Bier herzustellen; denn da er nach seinem Fieber noch schwach war, fühlte er, dass er reichlich Stärkung brauchte.

Plötzlich und ohne ein Wort der Warnung wurde ihm der Korb mit den restlichen Perlen von irgendeinem unternehmungslustigen Jugendlichen von den Beinen gerissen, andere schnappten sich die Biereimer, und bevor der arme Napier, der noch immer sehr wackelig auf den Beinen war, aufstehen und sie jagen konnte, waren sie auf der anderen Seite des Flusses; dort saßen sie und tranken das Bier, lachten uns aus und verspotteten uns mit den Perlen. So sehr ich auch Lust verspürte, die jungen Früchtchen zu züchtigen, konnte ich doch nicht umhin, herzlich über Napiers ohnmächtigen Zorn zu lachen, da er so vollkommen überrumpelt worden war, nachdem er sich auf einen so herrlichen Umtrunk gefreut hatte.

An dieser Stelle hatte ich eine Menge Ärger mit dem Wagen von Mrs. Harrens. Nachdem ich den Jungen befohlen hatte anzuspannen, ritt ich zu Pferd voraus, in der Hoffnung, für diesen Abend etwas Fleisch für den Topf zu schießen. Ich hatte das Glück, eine Herde Giraffen zu sichten, und trieb eine fette Kuh auf die Straße, wo ich sie erlegte. Da die Wagen nicht wie erwartet nachkamen, kehrte ich die Straße zurück und stellte fest, dass die Achse des Wagens der alten Dame diesmal völlig zusammengebrochen war. Sie war in einer Raserei aus Verzweiflung und Wut – Verzweiflung, dass ich sie nun sicher im Stich lassen würde; Wut über die Morschheit des Wagens. Sie äußerte ihre Meinung über den Mann, der ihrem Ehemann den Wagen verkauft hatte, in Worten, die ihm die Ohren hätten klingen lassen müssen, selbst wenn er tausend Meilen entfernt gewesen wäre. Als sie ihre Ausführungen über ihn mit dem Wunsch abschloss, sie würde ihn gerne sehen, wie die Achsenspitze auf seiner Nase balancierte, während sie ihm mit einem Ochsen-Sjambok (Peitsche) nachsetzte, um ihm beizubringen, eine arme Witwe hinters Licht zu führen, lächelte ich gelassen; denn der Mann, der den Wagen verkauft hatte, war „Big Phillips", allgemein bekannt als der „Verspielte Elefant", der sowohl mich als auch die liebe alte Vrouw, einen in jeder Hand, hätte nehmen und auf das Dach des Wagens werfen können.

Ich schickte einige der Jungen voraus, um die Giraffe zu zerlegen, schlug eine gute Stange und platzierte sie unter der gebrochenen Achse, um sie dann an der Wagenseite festzubinden. Auf diese Weise gelangten wir zum Umgusa, wo ich am nächsten Tag eine falsche Holzachse einsetzte, die für den Rest der Reise hielt.

Früh am nächsten Morgen sah ich frische Elefantenfährten unterhalb der Furt, sattelte schnell auf und erreichte die Elefanten kurz oberhalb der Stelle, an der heute Bertlesens Kalköfen stehen. Der Busch war sehr dicht, und ich kam nur zu einem Schuss, aber dieser streckte einen jungen Bullen mit Stoßzähnen von etwa 25 Pfund pro Stück nieder. Ich wusste damals nicht, dass das Gelände weiter vorn offener war, sonst wäre ich ihnen gefolgt; da die Fährte jedoch darauf hindeutete, dass es sich um eine kümmerliche Herde handelte, kehrte ich zu den Wagen zurück. Am nächsten Morgen sandte ich meine formellen Abschiedsgrüße an Mzilikatse im alten Bulawayo, das nur wenige Meilen entfernt lag (ich ging nicht hin, um zu sehen, ob er noch lebte oder bereits tot war), und machte mich so schnell ich konnte auf den Weg nach Süden.

Ich hielt nicht an, außer für das übliche Ausspannen, bis ich den Ramaquabane River erreichte, wo ich auf einige Buren wartete, die mit einer Menge Waren in das Sambesi-Gebiet gezogen waren, die ich ihnen auf Kredit vorgeschossen hatte – unter der Bedingung, dass sie mich in Elfenbein bezahlen sollten.

Die alte Mrs. Harrens zog weiter, während Napier nach Shoshong voranging. Ich blieb drei Wochen lang am Ramaquabane und hatte eine höchst amüsante und vergnügliche Zeit. Der alte Jan Lee und seine Familie hatten sich hier niedergelassen. Jan hatte ein gemütliches Haus gebaut, und sie hatten wahrlich eine glückliche Zeit. Der Spaß bestand darin, dem alten Mann beim Reden zuzuhören. Er erzählte stundenlang die detailliertesten Geschichten voller Abenteuer und Humor, und wenn man ihm zuhörte, hätte man glauben können, er habe keinen einzigen Elefanten im Land übrig gelassen. Gleichzeitig flüsterte mir sein Sohn zu, sein Vater sei eine Zweitauflage des Barons Münchhausen, er habe zu viel Angst, einem Elefanten auch nur nahezukommen, habe nie einen geschossen und werde wahrscheinlich auch nie einen schießen. Aber die Ernsthaftigkeit, mit der der Alte seine Abenteuer vortrug, und die Ausbrüche homerischen Gelächters, die unweigerlich auf seine Schilderungen folgten, hielten das Haus in ständiger Heiterkeit.

Die Buren, auf die ich wartete, tauchten schließlich auf und übergaben mir eine stattliche Menge Elfenbein. Es war mein Glück, dass ich mein eigenes bereits mit Napier

vorausgeschickt hatte, sonst hätte ich keinen Transportraum dafür gefunden. So aber hatte ich nun genug Platz, brach mit meiner Ladung nach Süden auf und erreichte Shoshong Anfang November, wo ich meinen Bruder Harry traf, der mit Francis heraufgekommen war. Ich zog weiter nach Shechillies, verkaufte mein Elfenbein – zwischen 11.000 und 12.000 Pfund an Gewicht, das ich sowohl erhandelt als auch selbst geschossen hatte – und erhielt dafür Wechsel auf Port Elizabeth zu einem Durchschnittspreis von 6 Shilling und 10,5 Pence pro Pfund.

KAPITEL VIII

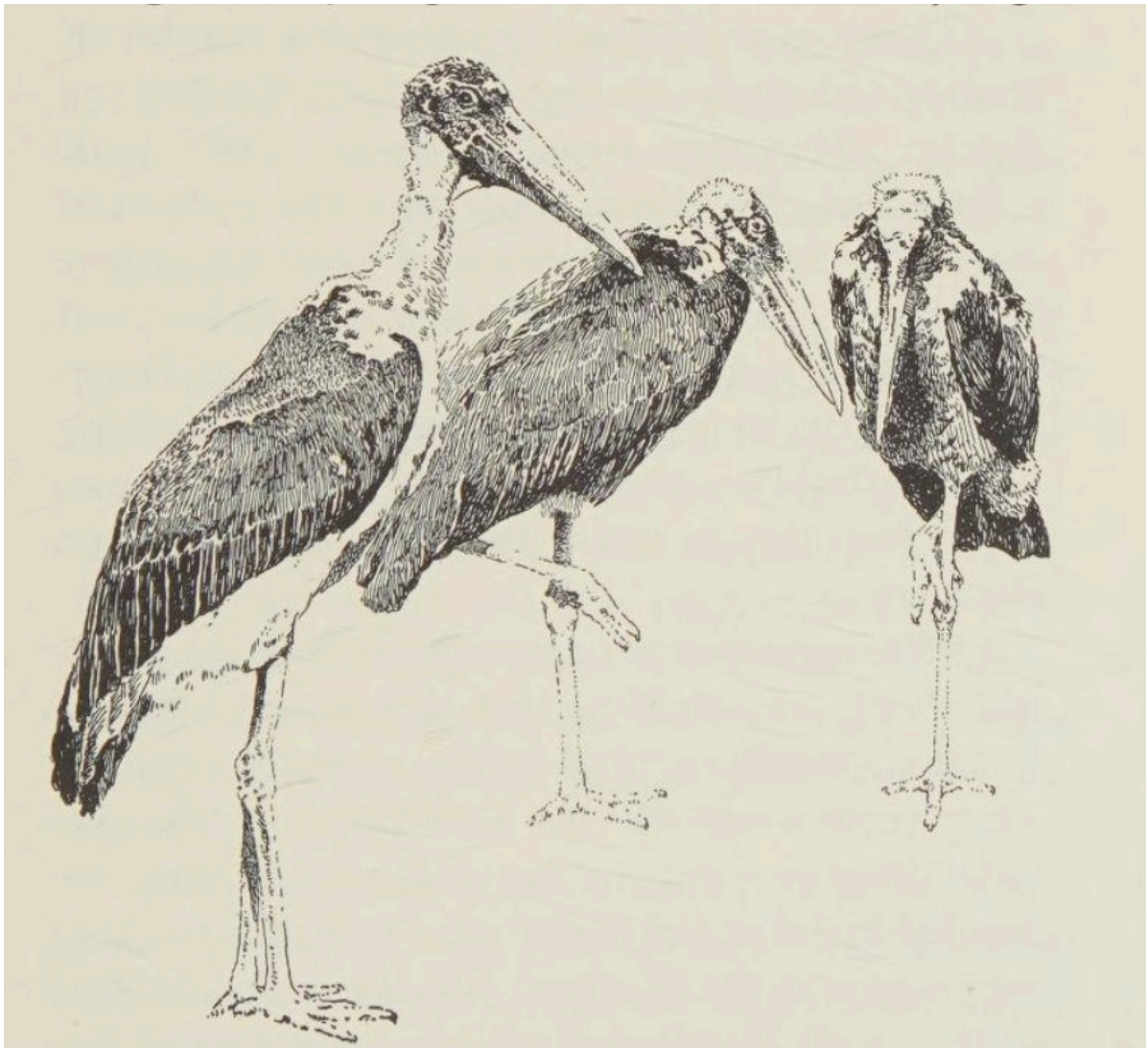
WIEDER BEI DEN ELEFANTEN – EINE REISE MIT HÄUPTLING KHAMA – HUNGRIGE LAGERFOLGER – GIFFORD VON EINEM ELEFANTEN GEJAGT – EIN NUTZLOSES GEWEHR – WIR VERLIEREN DIE ORIENTIERUNG – EIN TROPISCHES GEWITTER – EINIGE KNAPPE SITUATIONEN

Das Leben eines Elefantenjägers hatte mich zu diesem Zeitpunkt völlig fasziniert, und nach Shoshong zurückgekehrt, beschloss ich, noch einmal in die Jagdgründe zu ziehen. Der junge Häuptling Khama – der nicht nur von meinen Taten mit dem Gewehr gehört, sondern auch meine großen Ladungen Elfenbein gesehen hatte – sagte, er wolle mit mir ziehen. Mein Bruder entschied sich ebenfalls, mich zu begleiten, zusammen mit einem Herrn namens Gifford. Es dauerte eine Weile, unsere Vorbereitungen zu treffen, aber Ende des Jahres brachen wir auf und befanden uns im Januar 1869 im Elefantenland. Der genaue Ort lag etwa 100 Meilen oberhalb des Tuli. Hier blieb ich mit Unterbrechungen volle drei Jahre; ich schickte mein Elfenbein von Zeit zu Zeit hinaus, und die einzigen Gelegenheiten, bei denen ich selbst herauskam, waren, wenn meine Jungen nach Hause wollten, um sich auszuruhen, und ich neue Leute, Lebensmittel, Munition usw. besorgen musste.

Die Expedition war nicht sehr erfolgreich, solange Khama bei uns war, da so viel Zeit mit der Jagd „für den Topf“ verloren ging. Er hatte ein riesiges Gefolge bei sich – etwa dreihundert Leute oder mehr –, und da sie keinen eigenen Proviant mitbrachten und vertrauensvoll auf unsere Gewehre blickten, um sie täglich mit frischem Fleisch zu versorgen, hatten wir alle Hände voll zu tun, die Vorratskammer aufzufüllen, ohne uns gewinnbringenderem Wild widmen zu können. Glücklicherweise blieb Khama nicht lange, und wir waren wahrlich nicht traurig, als dieses gigantische eingeborene Picknick ein Ende fand. Tatsächlich wurde Khama nervös. Es hatte schon immer Streitigkeiten über das Gebiet unter der Kontrolle von Mzilikatse und den Betschuanen gegeben. Das Stück Land zwischen den Flüssen Macloutsie und Tuli war sozusagen neutrales Gebiet; beide Nationen beanspruchten es, aber keine unternahm einen definitiven Versuch, ihre Souveränität dort durchzusetzen. Wir jagten jedoch weit im Inneren des Matabele-Landes, und Khama wusste, dass es für ihn ausgesprochen unsicher war, dort zu sein, da die Matabele keinen Spaß verstanden hätten, wenn ein benachbarter Herrscher in ihrem unumstrittenen Territorium „wilderte“. So entschied er sich zur Umkehr und zog mit seinem riesigen Gefolge und deren Heißhunger nach Süden ab.

Danach hatten wir guten Sport und stetige Jagderfolge, doch Gifford schlug sich nicht sonderlich gut, obwohl er ein passabler Schütze und ordentlicher Reiter war. Der einzige Grund, den ich für seinen Misserfolg anführen kann, war seine übertriebene Vorsicht und

die Verwendung eines völlig abgenutzten Gewehrs. Diesen letzten Punkt bewies ich auf sehr überzeugende Weise. Eines Tages stießen wir auf eine große Anzahl von Elefanten; wir alle begannen zu feuern und folgten der Herde, als sie die Flucht ergriff. Natürlich wurden wir nach einer Weile getrennt. Meiner eigenen Linie folgend, streckte ich zwei junge Bullen nieder – von denen einer jedoch wieder aufstand und völlig verschwand – und danach vier Kühe, alle dicht beieinander. Ein großes Zeltseil hätte sie alle beim Fallen bedecken können. Gerade als ich die letzte erlegt hatte, hörte ich Gifford ganz in der Nähe rufen, und dann das Trompeten eines Elefanten, als ob er etwas jage. Ich horchte gespannt und bewegte mich in die Richtung der Geräusche. Meine Befürchtung, dass der „Jäger" zum „Gejagten" geworden war, war nur zu wahr. Gifford tauchte zuerst rennend auf und sagte, ein Elefant sei hinter ihm her. Er habe auf ihn geschossen und ihn verwundet, woraufhin das Tier gegen ihn gewendet und ihn daran gehindert habe, auf andere zu schießen oder ihnen auch nur nahezukommen. Tatsächlich jagte er ihn sozusagen „vom Gelände". Da mein Vorrat an Kugeln erschöpft war, fragte ich ihn nach seinem Vorrat, und er antwortete, er habe genug. Ich bot ihm an, sein Gewehr zu nehmen – seine Kugeln passten nicht in meine Waffe – und ihm die Hälfte meiner Beute abzugeben. Er willigte bereitwillig ein, und wir setzten ihnen wieder nach. Bald sahen wir einen, jedoch mehr als eine Meile entfernt. Wir versuchten, vor ihn zu gelangen, und nach einem langen Galopp saßen wir ab, lockerten die Sattelgurte, um unseren Pferden eine Verschnaufpause zu gönnen, und kletterten auf einen Baum, um eine bessere Aussicht zu haben. Wir konnten weit umherblicken, aber merkwürdigerweise war nichts außer Buschwerk zu sehen. Wir blieben gut zehn Minuten auf dem Baum, aber es gab kein Anzeichen von Bewegung; also stieg Gifford herab und zog seine Sattelgurte fest, um weiterzuziehen, während ich ihm zurief, er solle dasselbe für mich tun. Ich kletterte hinunter, Gifford war bereits aufgesessen, und ich wollte gerade dasselbe tun, als ich nur wenige Meter entfernt sah, wie sich der Elefant bewegte. Ich stürzte zu Gifford, um sein Gewehr zu nehmen, und feuerte einen Schuss ab, von dem ich dachte, er würde den Elefanten daran hindern, noch weit zu gehen. Ich hatte mich jedoch getäuscht, denn er bewegte sich weiter weg, ganz so, als ob er nicht getroffen worden wäre. Es ist kaum zu glauben, aber ich feuerte noch zehn weitere Schüsse auf ihn ab, und dann, müde von der nutzlosen Schießerei, reichte ich Gifford das Gewehr, der noch vier Kugeln nachsetzte. Selbst mit all diesem Blei im Leib wäre der Elefant uns fast noch entwischt. Wir saßen auf unseren Pferden dicht bei ihm und erwarteten jede Minute, dass er tot umfiele, als er plötzlich wütend auf uns losging und Gifford einige hundert Yards weit jagte. Dann setzte sich das arme Tier auf seine Hinterkeulen, stieß einen lauten Schrei aus und rollte tot um. Er hatte ein schönes Paar Stoßzähne, von denen jeder etwa 60 Pfund wog. Natürlich waren wir neugierig zu erfahren, wie er unser Bleifeuer so lange hatte überleben können, denn ich war sicher, dass meine eigenen Kugeln getroffen hatten, und ebenso sicher war ich mir bei Gifford. Ich hatte Gifford bereits beim Zurückgeben des Gewehrs gesagt, dass es nichts tauge, und nun bewies ich es, indem ich einige Kugeln herausschnitt. Die meisten waren nicht tiefer als sechs Zoll eingedrungen, in einigen Fällen nicht einmal drei Zoll; das Gewehr war also offensichtlich ungeeignet, Tiere von etwa vier Fuß Dicke zu töten. Das Gewehr war zwar gut verarbeitet, aber es war so lange in Gebrauch gewesen, dass die Züge im Lauf völlig abgenutzt waren.



Marabou Storks

Wir kehrten am Samstag mit einer netten Ladung Elfenbein zu den Wagen zurück; denn zusätzlich zu denen, die ich bereits geschossen hatte, hatte ich das Glück, einen einsamen alten Bullen zu erlegen, der offensichtlich schon lange allein umhergezogen war, nachdem er wahrscheinlich aus der Herde verstoßen worden war. Die Stoßzähne des alten Junggesellen wogen etwa 90 Pfund pro Stück.

Am Montag brachen wir erneut auf, diesmal begleitet von meinem Bruder Harry. Wir machten eine sehr eigenartige Erfahrung. Der Tag, an dem wir starteten, war sehr bewölkt, und wir sahen die Sonne vier Tage lang nicht. Schwere Regenwolken zogen von Osten herauf, mit dem Ergebnis, dass wir völlig die Orientierung verloren und zeitweise überhaupt nicht wussten, in welche Richtung wir ritten. Einmal kamen wir an einen Fluss, in dem das Wasser nach unserem Empfinden in die falsche Richtung floss. Wir litten alle unter derselben Täuschung, und obwohl wir wussten, dass das Gesetz der Schwerkraft nicht plötzlich außer Kraft gesetzt worden war, nur um uns zu verwirren, konnten wir den Gedanken nicht loswerden, dass das gesamte Gefüge der Welt irgendwie falsch war. Wir ließen diese Täuschung jedoch auf sich beruhen, stießen auf die Fährte einer sehr großen Elefantenherde und nahmen die Verfolgung auf. Das war an einem Mittwoch; wir folgten ihr den ganzen Tag, nahmen sie am nächsten Morgen wieder auf und blieben den ganzen Tag auf der Spur. Es war sehr dunkel, und alles deutete auf sintflutartige Regenfälle hin, die jeden Moment niedergehen konnten. Wir wussten immer noch nicht, wo genau wir uns befanden oder in welche Richtung wir reisten, aber da die Fährte nun sehr frisch

wurde, entschlossen wir uns, jedes Risiko einzugehen und so schnell wie möglich an unsere Beute heranzukommen. Wir passierten eine Kuh, die vor Kurzem gekalbt hatte, gelangten vorsichtig unter den Wind von ihr, damit sie die anderen nicht alarmierte, und arbeiteten uns vor, um auf nächste Nähe an die Herde heranzukommen.

Mein Bruder geriet auf eine Fährte auf der Windseite. Ich rief ihm mehrmals zu, er solle zurückkommen, und warnte ihn: Wenn die Elefanten uns witterten, würden sie durchgehen und wir bekämen sie nicht; unsere einzige Chance sei es, unter dem Wind zu bleiben. Er achtete jedoch nicht darauf und ging auf eine Weise weiter, die mir recht eigensinnig vorkam, zumal er zuvor keine Erfahrung in der Elefantenjagd hatte. Genau zu dieser Zeit begann der Regen zu fallen, der schon seit Tagen gedroht hatte. Wer einen rhodesischen Regenguss in seiner Bestform – oder besser gesagt, seiner schlimmsten Form – kennt, dem muss man nicht erzählen, was passierte. Der Regen kam in Kaskaden herab, eimerweise, wenn man so will; nicht in Tropfen, sondern in massiven Wasserstrahlen, die jede Sicht auf den Busch raubten und es uns völlig unmöglich machten weiterzugehen. Gifford und ich stiegen von unseren Pferden, nahmen die Sättel ab, kauerten uns auf einem kleinen Ameisenhaufen zusammen, hielten uns die Sättel über die Köpfe und saßen da wie zwei begossene Pudel, während das Wasser in Strömen von den Sätteln auf beiden Seiten an uns herunterfloss! Um das Ausmaß des Regens zu verdeutlichen: In zehn Minuten stand das Wasser auf dem ebenen Boden um uns herum gut vier Zoll hoch.

Es klärte schließlich auf, die Sonne schien, und wir konnten uns endlich wieder orientieren; unglücklicherweise war es jedoch nur noch eine halbe Stunde bis Sonnenuntergang, also schlugen wir unser Nachtlager auf. In der Dämmerung hörten wir fünf Schüsse in der Ferne, und einige Zeit später kam mein Bruder ins Lager und erzählte, er sei auf einige Elefantenbullen gestoßen und habe die fünf Schüsse auf sie abgefeuert, jedoch ohne Erfolg. Wir hatten eine ausgesprochen nasse und ungemütliche Nacht, aber wir vergaßen das Unbehagen am nächsten Morgen schnell, als die Sonne herrlich schien und der satte Duft des feuchten Busches und der Erde unsere Nasen erreichte.

Wir saßen auf und fanden sehr schnell frische Elefantenfährten. Es waren zwar nur drei Tiere, aber da die Spuren sehr groß waren, rechnete ich mit gewaltigem Elfenbein. Stellen Sie sich meinen Abscheu vor, als ich nach einer beträchtlichen Strecke feststellte, dass ich mein Pulver bei meinen Jungen im Lager gelassen hatte. Ich wies Gifford und meinen Bruder an, auf der Fährte zu bleiben, ritt zum Lager zurück, holte mein Pulver und kehrte um. Auf dem Weg sah ich einen wunderschönen Anblick: Etwa 50 Giraffen bewegten sich langsam vor mir her; sie gingen ein paar Schritte, hielten inne, blieben stehen und sahen sich um. Ich vermutete daraus, dass die Elefanten nicht weit weg sein konnten, und damit lag ich völlig richtig; denn der alte „Dopper“, der Giraffen sonst kaum beachtete, spitzte plötzlich die Ohren, und der Richtung seines Blickes folgend sah ich einen Elefanten vor mir die Richtung kreuzen. Ich ritt leise heran und feuerte einen guten Schuss ab. Er stürmte im Galopp davon, und während ich hastig nachlud, kam ein anderer ganz dicht an mich heran. Ich hatte zu der Zeit einen Fuß im Steigbügel und schwang mich gerade über den Rücken des alten „Dopper“, als dieses intelligente Geschöpf, das eine solche Nähe keineswegs schätzte, mit einem erschrockenen Schnauben wegsprang und mich gegen einen schönen Wacht-ein-beitje-Busch (Wart-ein-Weilchen-Dorn) schleuderte, dessen Dornen sich in meiner Kleidung verfingen und mich heftig zu Boden rissen. Glücklicherweise schreckte der Elefant vor dieser akrobatischen Einlage zurück, und es gelang mir, außer Sichtweite zu kriechen, bis ich mein Pferd erreichte.

Gerade als ich wieder aufsaß, kamen mein Bruder und Gifford herbei, die den Knall meines Gewehrs gehört hatten. Da der Elefant verschwunden war, galoppierten wir so

hart wir konnten auf einige Hügel in der Ferne zu, wobei wir drei uns etwa 400 Yards voneinander entfernt verteilten. Auf diese Weise stieß ich auf einen großen Elefanten, streckte ihn mit zwei Schüssen nieder und hörte sofort darauf das Trompeten einer großen Anzahl von Elefanten direkt vor uns – tatsächlich schien das ganze Land von ihnen zu wimmeln. Der Elefant, den ich erlegt hatte, war nicht derjenige, auf den ich zuvor geschossen hatte; denn obwohl dieser hier ein prächtiges Paar Stoßzähne hatte, wusste ich, dass der andere viel größeres Elfenbein besaß. Dies bewahrheitete sich später; denn einige Buschmänner entdeckten ihn etwa drei Tage danach, völlig tot, und ich musste ihnen drei Musketen sowie eine Menge Pulver, Blei und Zündhütchen für das Elfenbein bezahlen. Es war es jedoch wert, denn die Stoßzähne wogen nicht weniger als 250 Pfund. Das war das schwerste Elfenbein, das ich auf all meinen Reisen erlangt hatte, und ich kann hier sagen, dass es, soweit es mich betrifft, einen Rekord darstellte.

Dem Schall des Trompetens folgend, hörte ich mehrere Schüsse meiner Gefährten; ich fand schnell die Fährte und hatte das Glück, fünf weitere Bullen zur Strecke zu bringen, von denen keiner weniger als 40 Pfund pro Stoßzahn wog.

In meiner nächsten Folge werde ich davon berichten, wie mein Bruder sich neun Tage lang im Busch verirrte und fast verhungerte.

KAPITEL IX

IM BUSCH VERIRRT – DAS TERROR-ERLEBNIS MEINES BRUDERS – VON BUSCHMÄNNERN GERETTET – QUALIFIKATIONEN EINES JÄGERS – BESUCHE VON LÖWEN – EIN DOPPELTER SCHRECKEN – PANDEMONIUM IM LAGER

Ich setzte die Jagd nach den Elefanten den größten Teil des Tages fort, und es war bereits spät am Nachmittag, als Gifford und ich wieder zusammentrafen. Er schien nicht viel Glück gehabt zu haben; nur eine Kuh war seinem Gewehr zum Opfer gefallen. Der Himmel weiß, was er getrieben hatte, denn Elefanten gab es im Überfluss, und ich hatte eine reiche Beute gemacht. Da wir wussten, dass es mindestens zwei Tage dauern würde, das Elfenbein herauszuhauen und einzusammeln, beschlossen wir, das Lager aufzuschlagen. Der Sonnenuntergang kam, aber von meinem Bruder war nichts zu sehen; also feuerte ich mehrere Schüsse ab, um ihn unseren Standort wissen zu lassen. Er feuerte einen zur Antwort, aber er war weit entfernt; und obwohl ich wusste, dass er einige Zeit brauchen würde, um uns zu erreichen, machte ich mir keine Sorgen um ihn.

Da Gifford sagte, seine Kuh liege ganz in der Nähe, ging ich hin, um sie mir anzusehen; ich nahm zwei Jungen mit, um den Rüssel abzutrennen, da alle Äxte bei den Jungen im Einsatz waren, die das Elfenbein aus den von mir geschossenen Elefanten heraushauten. Wir entfernten dementsprechend den Rüssel, aber als ich wieder das Lager erreichte und dort eine Axt fand, schickte ich die Jungen zurück zur Kuh und befahl ihnen, die Stoßzähne herauszuhacken. Sie kehrten spät in jener Nacht mit dem Elfenbein zurück und erwähnten die merkwürdige Tatsache, dass sie bei ihrer zweiten Ankunft am Elefanten bemerkt hatten, dass jemand ein großes Stück Fleisch aus der Schulter geschnitten hatte, obwohl nichts darauf hindeutete, wessen Handwerk es gewesen war.

Wir warteten in jener Nacht lange auf meinen Bruder, aber es gab kein Zeichen von ihm. Früh am nächsten Morgen feuerte ich mehrere weitere Schüsse ab, in der Hoffnung, seine Aufmerksamkeit zu erregen und ihm zu ermöglichen, unseren Standort zu finden, aber es erfolgte kein Antwortschuss.

Zu diesem Zeitpunkt war ich ernsthaft um seine Sicherheit besorgt und machte mich sofort in die Richtung des Schusses auf, den wir am Vorabend gehört hatten. Ich fand die Fährte seines Pferdes ganz in der Nähe der Stelle, wo die Überreste von Giffords Kuh lagen. Ich folgte ihr eine Zeit lang und fand dann zu meinem Entsetzen seinen Sattel und sein Zaumzeug, die von Wölfen (Hyänen) völlig in Stücke gerissen worden waren. Die Fährte des Pferdes setzte sich jedoch fort, und wir konnten sehen, dass es kniegehalftert war und langsam grasend weitergezogen war. Wir folgten der Pferdefährte den ganzen Tag bis zum Einbruch der Dunkelheit und waren dann gezwungen, für die Nacht zu lagern. Unglücklicherweise gab es während der Nacht einen schweren Regen, der jede Fährte auslöschte, und da es uns am Morgen völlig unmöglich war, sie wieder aufzunehmen, blieb mir nichts anderes übrig, als ins Lager zurückzukehren. Gifford hatte in der Zwischenzeit alles Elfenbein eingesammelt, und wir traten sofort den Rückweg zu den Wagen an, die am Shasha ausgespannt waren. Auf unserem Weg erlegte Gifford zwei weitere Elefanten und ich vier Bullen. Während wir die Jungen zurückließen, um das Elfenbein herauszuhauen, eilten wir zu den Wagen, und dort befand sich zu meiner großen Freude der lang vermisste Bruder, der am Vortag eingetroffen war, nachdem er neun Tage lang von uns getrennt gewesen war. Er war von einigen Buschmännern ins

Lager gebracht worden, die ihn etwa 80 Meilen von den Wagen entfernt gefunden hatten. Sie waren sehr gut zu ihm gewesen und hatten ihm eine Mahlzeit aus trockenen Maiskörnern (Mealies) gegeben – nicht viel für einen Hungernden, aber es war alles, was sie hatten. Diese trockenen Maiskörner stellten seine einzige Nahrung für die gesamten neun Tage dar, mit Ausnahme einer Meerkatze, die er zu Fuß eingeholt hatte. Er sagte, das Fleisch sei köstlich gewesen! Es stellte sich heraus, dass er die Person war, die das Stück Fleisch aus der Schulter von Giffords Kuh geschnitten hatte – obwohl er sagte, das Fleisch sei so zäh gewesen, dass er es nicht habe essen können. Als ich ihn fragte, wie um alles in der Welt er sich habe verirren können, nachdem er uns so nahe gewesen war, sagte er, es habe an seinem Pferd gelegen.

Er hatte ziemlich nah beim Elefanten abgesattelt und konnte tatsächlich die Jungen reden und das Elfenbein heraushauen hören, als er bemerkte, dass sein Pferd außer Sichtweite gelaufen war. Er sprang sofort auf und versuchte es zu finden, aber es war verschwunden; daraufhin legte er seinen Sattel und das Zaumzeug zur Sicherheit in einen Busch und versuchte uns zu finden. Er gelangte wieder zur Kuh zurück, aber die Stoßzähne waren zu diesem Zeitpunkt bereits entfernt und die Jungen fort. Angesichts dieses Unglücks geriet er in helle Aufregung und verlor den Kopf. Jeder, der jemals das Unglück hatte, im Busch die Orientierung zu verlieren, wird seine Empfindungen nachempfinden können. Er wanderte in der Richtung weiter, in der er uns vermutete, aber wie unter diesen Umständen zu erwarten, entfernte er sich die ganze Zeit von uns.

Als ich ihn fragte, warum er nicht sein Gewehr abgefeuert habe, um uns wissen zu lassen, wo er sei, sagte er, er habe versucht es abzufeuern, aber zu seinem Unglück festgestellt, dass das Pulver am Vortag nass geworden war; erst gegen Dunkelheit sei es ihm gelungen, es zu trocknen. Erst dann habe er den Schuss abgefeuert, den wir gehört hatten. Doch selbst da war es ihm nicht möglich, uns zu lokalisieren, sodass er beschloss, sich so gut wie möglich auf den Weg zu den Wagen zu machen; er vertraute auf sein Glück, dass er sie finden würde, wenn er sich stets nach Osten hielt.

Er schlief oder vielmehr „rastete“ nachts in Bäumen – denn es ist nicht leicht, in einem Baum zu schlafen – und drängte während des Tages besorgt voran, erschöpft von Hunger, Angst und Schlafmangel. Er war in einer schlechten Verfassung, als die Buschmänner ihn aufgriffen, wie bereits erwähnt, und es gab nie einen dankbareren Menschen als ihn, als er ein paar trockene Maiskörner von den Buschbarbaren erhielt. Das beendete seine Elefantenjagd. Er hatte einen zu großen Schrecken davongetragen, um jemals wieder in den pfadlosen Busch zu ziehen. Er fand, die Elefantenjagd sei ein schöner Sport für diejenigen, die ihren Weg instinktiv durch den Busch fänden, aber für ihn, der nicht so gesegnet war, sei es nichts.

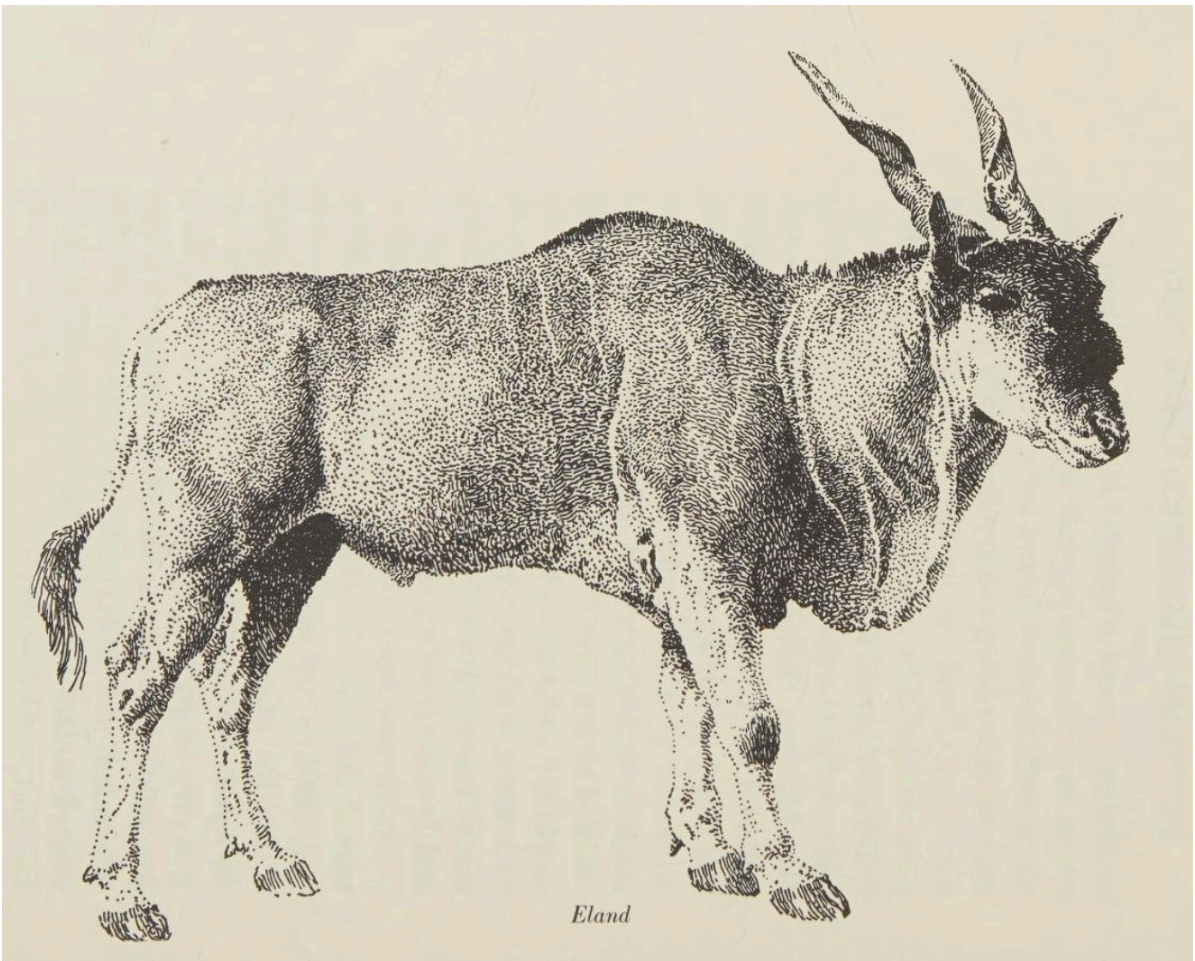
Ich hatte nicht erwartet, das Pferd jemals wiederzusehen, aber zu meiner Überraschung stieß ich etwa zwei Monate später im Besitz einiger Buschmänner auf es, die es umherirrend gefunden hatten. Seine Knie waren vom ständigen Kniehalftern sehr wund, aber ansonsten fehlte ihm nichts; und obwohl ich die Buschmänner für das Finden und die Pflege reichlich belohnte, war es das wert. Ich verkaufte es später mit gutem Gewinn, und es stellte sich als erstklassiges Jagdpferd heraus.

In Bezug auf die Erfahrung meines Bruders kann ich sagen, dass das Handwerk des Jägers nicht an einem Tag erlernt wird, besonders was das Schießen von Elefanten betrifft. Man muss gegenüber allem um sich herum sehr aufmerksam sein, um sich fast zu jedem Zeitpunkt orientieren zu können. Manche Menschen geraten schnell in Aufregung, besonders wenn sie plötzlich aus dem Schlaf geweckt werden, und scheinen einige Minuten lang nicht in der Lage zu sein, ihre Sinne zu sammeln. Ich persönlich war, wenn ich zu irgendeiner Zeit der Nacht geweckt wurde, in einer Sekunde mit allen Sinnen

hellwach und konnte die Uhrzeit auf wenige Minuten genau sagen; während es sich von selbst versteht, dass ich ohne einen ausgeprägten Ortssinn und die Fähigkeit, meinen Weg ohne Zögern durch den Busch zu finden, die von mir geschossenen Elefanten nicht hätte verfolgen und anschließend wiederfinden können. Tatsächlich erinnere ich mich, mit Ausnahme jener bereits erwähnten Tage, an denen wir die Sonne tagelang nicht sahen, nie den Orientierungssinn verloren zu haben.

Ein weiterer Punkt für den erfolgreichen Jäger ist, dass er in der Lage sein muss, Wild selbst aufzuspüren. Das ist mehr als die halbe Miete, denn wenn er sich in dieser Hinsicht ganz auf seine eingeborenen Jungen verlassen muss, muss er damit rechnen, von ihnen auf alle möglichen Arten hinters Licht geführt zu werden. Sie werden absichtlich eine Fährte verlieren oder eine falsche Fährte aufnehmen, wenn es ihnen passt und sie zurück ins Lager wollen. Aber findet man erst einmal eine Fährte, die in Richtung der Wagen führt, dann sind sie, so teilnahmslos sie vorher auch gewesen sein mögen, scharf wie eine Rasierklinge – besonders wenn man einige Tage unterwegs war, ohne auf frische Fährten gestoßen zu sein.

Letzten Endes sind die Eingeborenen sehr menschlich, und angesichts der harten Zeiten, die sie manchmal erleben, ist es kein Wunder, dass sie zu Kniffen greifen, um allzu große Anstrengung zu vermeiden. Ihre Aufgabe ist keineswegs leicht, angenehm oder sicher. Wenn sie mit einem Jäger unterwegs sind, müssen sie häufig die ganze Nacht bei jedem Wetter draußen sein, manchmal im strömenden Regen ohne etwas, das sie trocken hält, mit Holz, das zu nass zum Brennen ist, und in der ständigen Angst, dass ein Löwe oder ein anderes Tier auf der Suche nach einem Abendessen sein könnte. Mancher schwarze Junge ist auf diese Weise weggeschnappt worden, denn Löwen sind sehr kühn und lassen sich nicht immer durch ein Feuer abschrecken, während andere Bewohner des Waldes in der Lage sind, einem einen Schrecken einzujagen, wenn nicht Schlimmeres.



Eland

Ich erinnere mich, wie wir einmal ein Lager für die Nacht errichteten. Es war bereits dämmrig, aber die Pferde grasten noch unter der Aufsicht eines Kap-Jungen. Plötzlich schrie er: „Bringen Sie das Gewehr, Baas, bringen Sie das Gewehr!“ Ich rannte sofort zu ihm, und er deutete auf einen großen männlichen Löwen, der nicht viele Meter entfernt war; die Bestie plante offensichtlich einen Angriff entweder auf die Pferde oder den Jungen. Es war so dunkel, dass ich das Visier an meinem Gewehr kaum sehen konnte, aber ich feuerte, und die Kugel verfehlte den Löwen nur knapp, wobei sie rings um seinen Nacken den Staub aufwirbelte. Mit einem wütenden Knurren machte er sich davon.

Wir sicherten die Pferde so schnell wie möglich, entfachten rings um uns einige große Feuer und legten uns nach der Abendmahlzeit gemütlich schlafen; Gifford, ich selbst und der Kolonie-Junge lagen zusammen an einem Feuer. Ich wurde wach, als ich die Pferde schnauben hörte, und wusste, dass dies Gefahr ankündigte. Hastig erhob ich mich auf die Knie, spähte über einen kleinen Busch, den wir an unseren Köpfen hatten, und blickte – direkt in das Gesicht einer großen Löwin, die nicht mehr als sechs Fuß entfernt war! Sie hatte das Lager im Schein der Feuer einer ruhigen Musterung unterzogen, und offensichtlich bekam sie, als ich meinen Kopf hochstreckte, einen ebenso großen Schreck wie ich und türmte sofort; dabei hinterließ sie einen besonders widerwärtigen Geruch, der uns zwang, unseren Platz zu verlegen, und uns noch einige Zeit wach hielt.

Es war etwa drei Stunden später, und wir schliefen gerade wieder fest, als es einen weiteren Schrecken gab. Das Feuer wurde plötzlich überallhin verstreut, es gab ein furchtbares Grunzgeräusch, die Pferde schrien vor Terror und rissen ihre Riemen ab, die Jungen kletterten mit Angstgeheul auf die nächsten Bäume, und das ganze Lager war ein vollkommenes Pandemonium. Die Ursache für all diesen Aufruhr war ein kampflustiges kleines schwarzes Nashorn, das sich von unserem Feuer nicht beirren ließ, sondern in seiner eigenen dickköpfigen Art mitten durch uns hindurch stolperte und uns fast zu Tode erschreckte. Es war wahrscheinlich selbst über den Lärm erschrocken, den sein kleiner Auftritt hervorrief, denn innerhalb einer Minute war es in der Dunkelheit davongeschlichen.

Wir hatten erhebliche Schwierigkeiten, die Pferde einzufangen. Die armen Tiere waren nach dieser zweiten Prüfung ihrer Nerven in einer einzigen Nacht sehr unruhig, und wir hatten große Mühe, sie zu beruhigen. Sie waren fast zu Tode erschrocken, und da zu diesem Zeitpunkt die Nerven aller mehr oder weniger erschüttert waren, war an weiteren Schlaf durch stillschweigende Übereinkunft nicht mehr zu denken. Die Jungen stapelten mehr Holz auf die Feuer, und wir kochten uns sogleich einen Kessel Kaffee und saßen bis zum Morgengrauen am Feuer trinkend zusammen.

KAPITEL X

WIEDER MR. HARTLEYS GRUPPE – EIN LÖWENABENTEUER – DER VORMANN ERGRIFFEN – MEINE TAT MIT EINEM ASSEGAI – EIN RISKANTES UNTERFANGEN – FEIGHEIT DER EINGEBORENEN – ZWEI MUTIGE PICANNINS – IHR KAMPF MIT EINEM LÖWEN

Sobald es hell war, brachen wir auf, und nachdem wir die Fährte von Elefanten aufgenommen hatten, nahmen wir die Verfolgung auf. Sie führten uns ein weites Stück den Ramaquabane River hinauf, wobei die Spur die Hauptstraße kreuzte. Wir waren etwas

überrascht, an dieser Stelle mehrere ausgespannte Wagen zu finden. Es stellte sich heraus, dass es die des alten Mr. Hartley waren; aber es waren zu der Zeit nur eingeborene Jungen zur Aufsicht da, da die weißen Männer ebenfalls auf Elefantenjagd gegangen waren. Die Anwesenheit weißer Männer war ein zu seltenes Ereignis, als dass wir die Gelegenheit, sie zu treffen, hätten verstreichen lassen; also überließen wir die Elefanten, die wir verfolgten, sich selbst, sattelten ab und warteten darauf, dass meine alten Freunde auftauchten. Dies taten sie schließlich auch, und nachdem wir die alte Bekanntschaft erneuert hatten, erzählten sie uns, dass sie bei ihrem speziellen Ausflug an diesem Tag erfolglos gewesen seien, aber ein Nashorn unweit des Lagers geschossen und eine Reihe von Jungen dort gelassen hätten, um die essbaren Teile herauszuschneiden und als Nahrung mitzubringen.

Wir hatten viele Erinnerungen auszutauschen, und gerade als wir mitten im Gespräch waren, kam einer von Mr. Hartleys Jungen in vollem Tempo herbeigerannt, schreiend und jammernd und in einem Zustand beträchtlicher Verzweiflung. Eine Zeit lang war es schwierig, eine zusammenhängende Geschichte aus ihm herauszubekommen, aber schließlich beruhigten wir ihn, und er erzählte uns dann mit vielen Gesten, dass der Vormann von einem Löwen gepackt, getötet und trotz ihrer Rettungsversuche ins Schilf weggetragen worden sei.

Als wir diese erschreckende Nachricht hörten, sprangen wir sofort auf, fingen unsere Pferde, sattelten auf und galoppierten – mit dem Jungen, der vor uns herlief, um uns den Weg zu zeigen – zum Schauplatz der Tragödie. Wir waren noch nicht die Hälfte des Weges geritten, als wir eine Prozession auf uns zukommen sahen.

An der Spitze schritt der „tote" Mann – zu Fuß, gestützt von je einem Jungen auf jeder Seite. Er war nicht ganz tot; tatsächlich war er so viel wert wie ein halbes Dutzend toter Männer, aber es gab keinen Zweifel daran, dass er übel zugerichtet worden war. Auf Befragung von ihm und seinen Kameraden stellte sich heraus, dass sie, weil sie zu faul gewesen waren, den ordentlichen Pfad zurückzunehmen, eine Abkürzung durch das Flussschilf gewählt hatten, als der Löwe von hinten auftauchte. Der König der Tiere, wahrscheinlich angelockt vom Geruch des Nashornfleischs und auf der Suche nach einem Abendessen, machte einen Sprung und – erwischte den Vormann beim Bücken. Es gab vier hässliche Wunden, die Abdrücke der vier großen Zähne Seiner Majestät in der Anatomie des Vormanns, aber abgesehen von der Tatsache, dass er einige Wochen lang nicht in der Lage war zu sitzen, fehlte ihm nicht viel.

Nachdem er auf diese würdevolle Weise umgeworfen und ein kurzes Stück weggeschleift worden war, schien es, dass die Gegenwehr des Vormanns und das Geschrei der anderen Jungen den Löwen so weit erschreckt hatten, dass er sein Opfer losließ; dieser erzählte uns nun mit vielen Einzelheiten und passenden Gesten, begleitet von zahllosen Stöhnern, wie sich der tragische Vorfall zugetragen hatte. Es dauerte natürlich seine Zeit, dies zu erzählen, denn obwohl der Löwe direkt zum Ziel gegangen war, hat noch nie ein Eingeborener gelebt, der dasselbe tun konnte, wenn er von etwas Geschehenem berichtete. Er musste ganz am Anfang beginnen und um das Thema herumschweifen, wobei er von seinen Kameraden unterstützt und angestachelt wurde; und als sie fertig waren, hatten wir die gesamte Szene vor unseren Augen nachgestellt bekommen und wussten, was jeder Mann gesagt, gedacht oder getan hatte, zusammen mit ihren Meinungen über den Löwen und seine hinterhältige und feige Art des Angriffs.

Schließlich war das Indaba beendet, und wir begaben uns an die Stelle, wo der Tumult stattgefunden hatte. Unsere Hunde waren bei uns, aber wir konnten sie nicht dazu bewegen, in das Schilf zu gehen, in das der Löwe sich geflüchtet hatte. Wir waren entschlossen, den Löwen zu bekommen, aber als die Hunde sich weigerten hineinzugehen, verspürte niemand den Drang, den ersten Schritt zu tun.

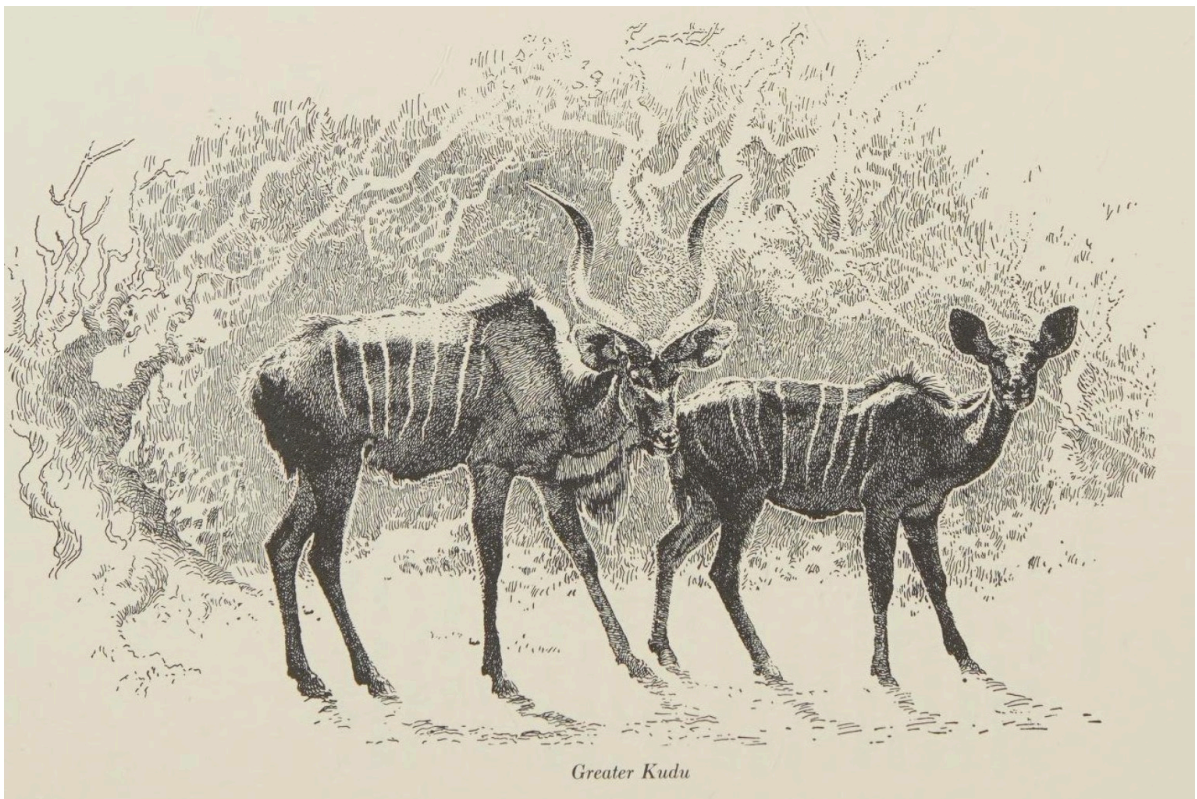
Da ich sah, dass sie alle zögerten, sagte ich – vielleicht etwas vorschnell –, ich würde hineingehen, vorausgesetzt, sie stünden alle mit ihren Gewehren bereit. Dem stimmten sie zu, und da ein Gewehr in einem Nahkampf nutzlos war, händigte ich meine Waffe einem der Jungen aus und bewaffnete mich mit dem großen Assegai, den der Vormann hatte fallen lassen.

Ich stieg die Böschung hinunter in das dichte Schilf, und schon beim zweiten Schritt trat ich auf etwas, das einen lauten Schrei ausstieß. Augenblicklich stach ich mit dem Assegai mit aller Kraft zu, und als ich die Waffe zurückzog, stellte ich fest, dass ich ein junges Löwenjunges, etwa sechs Wochen alt, aufgespießt hatte. Die Löwin, zweifellos erschreckt durch den Lärm unserer großen Gruppe, hatte Angst gehabt zurückzukehren und ihren Nachwuchs zu schützen. Dies war sicherlich ein Glück für mich, denn sie hätte mir zweifellos eine sehr harte Zeit bereitet.

Beim Anblick des Jungen fassten die Hunde Mut und kamen mit mir ins Schilf. Sie spürten noch zwei weitere Junge auf und töteten sie, aber die Elterntiere waren nicht zu finden.

Wir kehrten zu Mr. Hartleys Wagen zurück und schliefen dort in dieser Nacht. Am folgenden Morgen brachen wir entlang des Flussufers auf und spannten, als es noch früh war, an der Seite eines kleinen Baches aus. Wir machten ein Feuer, grillten etwas vom Nashornfleisch und streckten uns, nachdem wir unseren großen Appetit gestillt hatten, im warmen Licht der Morgensonne aus, füllten unsere Pfeifen und bereiteten uns darauf vor, zehn glückselige Minuten zu genießen.

Wir befanden uns mitten in jener herrlichen Träumerei, die der Jäger und Raucher so gut kennt, als meine Tagträume plötzlich durch Gifford verscheucht wurden, der mich leise am Arm berührte und auf eine Büffelkuh deutete, die nicht mehr als hundert Yards von uns entfernt graste. Wir hielten einige Sekunden lang vollkommen still, aber gerade als wir uns bewegen wollten, hörten wir ein grimmiges Knurren, sahen ein Aufblitzen von etwas Gelbbraunem – und die Büffelkuh rollte inmitten einer gewaltigen Staubwolke umher.



Greater Kudu

Das Ganze geschah blitzartig. Fast bevor wir uns von unserem Erstaunen erholt hatten, hatte sich der Staub verzogen, und wir konnten einen großen männlichen Löwen und eine Löwin sehen, die sich gierig über den Büffel hermachten. Unsere Gewehre lagen neben uns, und es dauerte nicht viele Sekunden, bis wir uns einig waren, wen jeder von uns aufs Korn nehmen sollte. Innerhalb von fünf Sekunden hatten unsere Gewehre gesprochen, und beide Löwen lagen tot neben ihrem Opfer. Wir luden nach, gingen zu den drei Kadavern hinüber und stellten fest, dass es der Löwe gewesen war, der den ersten Angriff geführt hatte. Er war dem Büffel direkt auf die Schultern gesprungen; während er sich mit einer Pranke am Nacken festhielt, hatte er die andere über die Nase des Büffels gelegt, seine gewaltigen Krallen hineingegraben und dem armen Tier mit einer einzigen mächtigen Drehung das Genick gebrochen.

Wir schauten uns um, wo unsere Jungen waren; aber wie üblich, wenn Löwen in der Nähe waren, hatten sie Vorsicht für den besseren Teil der Tapferkeit gehalten und befanden sich allesamt in den obersten Zweigen der nächsten Bäume. Wir riefen ihnen zu, sie sollten herunterkommen, aber sie waren mächtig widerstrebend. Die Feiglinge sagten, sie hätten Angst, dass noch etwas anderes auftauchen könnte, und sie kämen erst herunter, wenn sie sicher seien, dass alle Gefahr vorüber sei.

Vielleicht ist die Feigheit der Eingeborenen unter solchen Umständen entschuldbar, denn es hat unter ihnen genug Tragödien gegeben, und viele von ihnen sind Löwen zum Opfer gefallen.

Es gab jedoch eine sehr mutige Tat, an die ich mich erinnere und die von zwei jungen Matabele-Jungen vollbracht wurde; sie verdient es, festgehalten zu werden, denn es ist eines der großartigsten Beispiele für Tapferkeit seitens zweier Knaben, von denen ich je gehört habe. Diese Picannins hüteten eines Tages das Vieh. Es war in der Regenzeit, und ein unangenehmer Nieselregen verhüllte die gesamte Landschaft, außer in einem Umkreis von etwa zwanzig Yards. Plötzlich tauchten zwei Löwen auf, sprangen auf eine Kuh und töteten sie. Dies schreckte den Rest des Viehs auf, während die beiden verängstigten Jungen mit Entsetzensschreien wahnsinnig hinter der in Panik geratenen Herde herliefen.

Allmählich erholten sich die Jungen jedoch von ihrem Schrecken und hielten inne, um darüber zu sprechen. Ernsthaft debattierten sie die ganze Angelegenheit – und hier zeigt sich ein schönes Beispiel für Rassenstolz –, und sie sagten: „Wir sind Matabele-Jungen; wir sind die Söhne tapferer Männer; die Matabele fürchten keine Löwen, und weil wir Matabele sind, dürfen wir keine Angst haben. Wenn wir zum Kraal zurückkehrten und unseren Leuten erzählten, dass wir von Löwen erschreckt wurden, würden sie uns auslachen und sagen, wir würden niemals Matabele-Krieger werden, sondern seien nur ‚Mädchen' und nur tauglich, bei den Frauen in den Kraals zu bleiben. Und so würde man uns unser ganzes Leben lang auslachen. Wir müssen zurückgehen und die Löwen töten."

Es klingt unglaublich, aber diese mutigen Jungen kehrten zurück. Sie krochen vorsichtig durch den Busch, bis sie an die Stelle kamen, wo die Kuh angegriffen worden war. Dort sahen sie die Löwin, wie sie am Kadaver der Kuh riss. Sie besprachen den Schlachtplan und entschieden, dass der beste Weg, sich ihrem furchterregenden Feind zu nähern, darin bestand, im Gänsemarsch vorzurücken. Der vordere Junge sollte den Schild tragen, auf den die Löwin bei ihrem Satz springen sollte, und sobald sie dies tat, sollte der zweite Junge, der den Assegai trug, die Bestie erstechen. Diese tapferen Knirpse führten das Programm buchstabengetreu aus.

Die Löwin, in ihrer Mahlzeit gestört, blickte mit einem grimmigen Knurren auf, als die beiden Picannins mannhaft auf sie zuschritten. Mit blutverschmiertem Maul und Pfoten kauerte sie sich nieder und sprang mit einem wütenden Fauchen auf den ersten Jungen,

der den Schild mannhaft vorstieß, um den Ansturm abzufangen. Natürlich ging er nieder wie ein Grashalm, und die Löwin begann, ihn zu zausen und zu schütteln, wie ein Terrier eine Ratte zaust; aber in der Zwischenzeit stach der andere Junge zu, und stach, und stach wieder, bis die Löwin, tödlich verwundet, davon abließ, ihr Opfer zu zerfleischen, und nach einigen Yards wegkriechend verendete.

Der Junge, der die Last des Angriffs getragen hatte, war schrecklich zerfleischt und gebissen und starb schließlich. Der andere Knabe erhielt keinen einzigen Kratzer. Seltsamerweise kam der männliche Löwe seiner Gefährtin nicht zu Hilfe, sondern lief davon und überließ den Picannins das Feld.

KAPITEL XI

EIN BUSCHDIEB – DIE TRICKSREICHEN WEGE DER BUSCHMÄNNER – IM LAGER EINES JÄGERS – ELFENBEIN, RIEMEN UND SJAMBOKS – VON EINEM BÜFFEL GEJAGT – 3.000 PFUND ELFENBEIN – RÜCKKEHR NACH SHOSHONG

Wir hatten kein Glück beim Erlegen von Elefanten, und so beschlossen wir, als wir uns unseren eigenen Wagen näherten, einige Nashörner wegen des Horns und der Haut für Sjamboks (Peitschen) zu schießen. Sie waren in dieser Gegend extrem zahlreich, und wir hatten bald 18 Stück erlegt. Diese ließen wir häuten, die Haut in Streifen schneiden und ließen den Wagen kommen, um sie abzuholen. Als er ankam, waren wir erzürnt festzustellen, dass ein Buschmann einen unserer Ochsen gestohlen hatte. Da dies bereits der zweite war, der von diesen schlauen kleinen Wilden heimlich entwendet worden war, war ich entschlossen, der Fährte zu folgen und eine heilsame Lektion zu erteilen.

Schnell nahm ich die Fährte auf und nahm die Verfolgung auf, und ich hatte einen ordentlichen Tanz, bevor ich zum Kraal des Buschmanns gelangte; denn der Dieb hatte die Möglichkeit einer Verfolgung einkalkuliert und zu allerlei Tricks gegriffen, um die Verfolger in die Irre zu führen. Zu meinem Verdruss war der Kraal verlassen. Ich war nicht überrascht, denn diese kleinen Waldmenschen haben keinen festen Wohnsitz. Sie sammeln ein paar Stöcke und etwas Gras, um sich einen primitiven Unterschlupf zu bauen, und bleiben nie lange an einem Ort. In diesem Fall war klar, dass sie noch nicht lange fort waren; sie hatten offensichtlich den Ochsen getötet und das Fleisch in halbgetrocknetem Zustand mitgenommen. Da sie mir jedoch mindestens zwei Tage voraus waren, hielt ich es nicht für lohnenswert, ihnen weiter zu folgen, und kehrte zu den Wagen zurück – sicherlich in alles andere als guter Stimmung und mit Racheschwüren für die Zukunft.

Wir ruhten uns einige Tage aus und zogen diesmal nach Osten. Dies erwies sich als ein viel profitablerer Ausflug, denn schon am ersten Tag stießen wir auf frische Elefantenfährten. Wir schliefen auf der Spur und brachen am Morgen erneut auf, nachdem wir während der Nacht mehrmals durch das Trompeten von Elefanten geweckt worden waren.

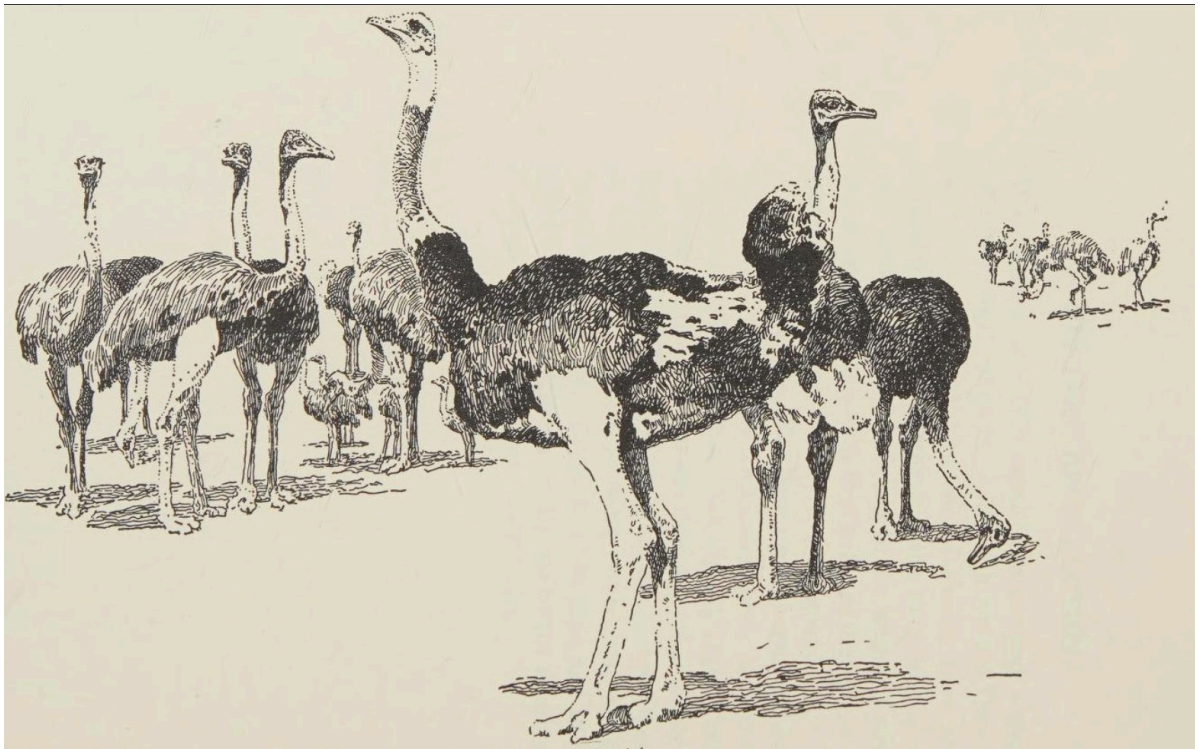
Wir stießen am frühen Morgen auf die Herde; ich erlegte fünf Bullen und Gifford drei Kühe. Wir ließen die wenigen Jungen, die wir bei uns hatten, zurück, um das Elfenbein herauszuhauen, und kehrten zu den Wagen zurück. Auf unserem Weg, nur eine Meile von den Wagen entfernt, stießen wir auf eine Büffelherde. Die Gelegenheit war zu gut, um zu

widerstehen: Ich streckte drei nieder und Gifford einen. Wir schickten so viele Jungen wie möglich aus, um sie zu häuten und zu zerlegen, da die Häute wertvoll für die Herstellung von Reims (Riemen) waren, während das Fleisch ebenfalls sehr willkommen war.

Als Beispiel dafür, wie faul Jungen sein können, wenn niemand da ist, der sie antreibt, kann ich erwähnen, dass die Jungen, die wir zum Herausbauen des Elfenbeins zurückgelassen hatten, acht Tage brauchten, bis sie wieder auftauchten. Wie dem auch sei, es gab genug Arbeit, die Büffelhäute für die Riemen vorzubereiten. Einige meiner Leser mögen sich für den Prozess interessieren. Nachdem die Haut in Streifen geschnitten wurde, werden die Riemen an den Ast eines geeigneten Baumes gehängt, wobei ein schweres Gewicht am unteren Ende festgebunden wird. Ein Junge nimmt dann einen Stock und dreht den Riemen immer wieder so fest wie möglich zusammen. Dann zieht er plötzlich den Stock heraus, und das Gewicht bewirkt, dass sich der Riemen mit großer Geschwindigkeit entrollt. Kurz bevor er zum Stillstand kommt, wird der Stock wieder angesetzt und der Riemen erneut aufgewickelt. Dieser Vorgang wird drei Tage lang fortgesetzt, wobei der Riemen zwischendurch gut eingefettet wird. Das Ergebnis dieses mühsamen Prozesses ist ein Lederstreifen, der so stark wie ein Drahtseil und so weich und geschmeidig wie ein Stück Samt ist. Aus einem Büffelbullen können etwa 50 Riemen geschnitten werden, aus einer Kuh etwa 40, die damals zweieinhalb Schilling pro Stück wert waren.

Ich werde diese spezielle Begegnung mit dem Büffel wahrscheinlich nicht vergessen, denn ich wurde von einer Kuh gejagt, und sie brachte mich dazu, alles zu geben. Ich mache kein Geheimnis daraus, dass ich mich umdrehte und so schnell davonraste, wie der gute alte Dopper nur konnte, denn ich glaube, ich würde lieber einem verwundeten Löwen gegenübertreten als einem Büffel. Dopper brachte mich nach einem harten Galopp aus der Gefahr; das Ergebnis seiner enormen Anstrengungen war eine geschwollene Fessel. Glücklicherweise hatte ich eine Flasche Einreibung bei mir, und mit viel kräftigem Einreiben konnten wir die Schwellung lindern.

Ich beschloss, nach Shoshong zurückzukehren, da ich eine Menge Waren bestellt hatte, die dort eintreffen sollten. Meine Absicht war es, meinen Bruder dort als Händler zu etablieren. Ich gönnte Dopper eine lange Ruhepause und schoss, während ich ein Pferd benutzte, das für die Elefantenjagd nicht taugte, anderes Wild wegen der Felle und Hörner. Ein paar Giraffen, etwa ein Dutzend Elenantilopen und 20 Nashörner fielen meinem Gewehr zum Opfer, was einen großen Zuwachs zu einem bereits stattlichen Vorrat an Riemen, Sjamboks und Peitschen darstellte. Gifford ging eines Tages hinaus und schoss zwei sehr ordentliche Elefantenbullen sowie einige Nashörner und eine Elenantilope. Es war fünf Monate her, seit ich Shoshong verlassen hatte, und in dieser Zeit hatte ich 53 Elefanten geschossen, was ungefähr 3.000 Pfund Gewicht an Elfenbein ergab. Im gleichen Zeitraum hatte Gifford 26 erlegt.



Ostriches

Während der fünfzehn Tage, die wir hier verbrachten, um uns auf unseren Trek nach Süden vorzubereiten, hatte ich einen großen Glücksfall. Zwei prächtige Straußenhähne kamen nah an die Wagen heran, und es gelang mir, beide zu erlegen. Ihre Federn waren sehr schön, und jeder Vogel erbrachte etwa 25 Pfund Sterling. Es war ein großer Zufallstreffer für mich, da ich ein schlechter Schütze bei Straußen war. Sie sind keineswegs eine leichte Beute, und ich war schon fast unmittelbar an ihnen dran und habe es dennoch versäumt, sie zu strecken. Ich erinnere mich, dass ich einmal 16 Schüsse mit einem kleinkalibrigen Gewehr auf einen Strauß abfeuerte und ihn trotzdem nicht bekam. Er war sicher getroffen, aber es gelang ihm zu entkommen, und ich war völlig außerstande, ihn zu finden. Ich mochte es nicht, eine verwundete Kreatur so zum Sterben zurückzulassen, aber es gab keine andere Möglichkeit. Ich konnte nicht zu lange warten, da das nächste Wasser 15 Meilen zurück und 25 Meilen voraus lag, und obwohl wir ein wenig für uns selbst hatten, mussten wir um der Ochsen willen Wasser finden.

Wir erreichten Shoshong rechtzeitig, und ich kaufte eine große Menge Waren von einem Händler aus Natal.

Hier trennte ich mich von meinem treuen alten Jagdpferd „Dopper“ gegen 900 Pfund Gewicht an Elfenbein. Es tat mir sehr leid, mich von ihm zu trennen, denn er hatte mir gute Dienste geleistet, aber er war allmählich mitgenommen und daher mehr oder weniger unsicher bei nahen Begegnungen mit einem Elefanten oder Büffel.

Mir wurden zwei weitere Pferde angeboten, beide garantiert „gesalzen“ (ein Pferd, das die Pferdepest überstanden hat und danach immun ist). Ich kaufte sie, dazu ein drittes mit einem sehr guten Körperbau, das ich mit der Pferdepest hatte stehen sehen und das zu diesem Zeitpunkt fast genesen war. Ich ging das Risiko ein und gab dem armen kleinen Johnny Stromboum 15 Pfund dafür. Es war ein Schnäppchen, denn das Pferd wurde wieder ganz gesund, und ich werde später noch mehr über ihn zu sagen haben.

Es war keine Zeit zu verlieren, wenn ich die Jagdsaison ausnutzen wollte, die von Mai bis November dauert, wenn die Bäume kahl sind und die Wahrscheinlichkeit geringer ist, seine Beute aus den Augen zu verlieren. An dieser Stelle muss ich einen bekannten

Charakter einführen. Diejenigen meiner Leser, die Selous' erstes Buch gelesen haben, werden sich erinnern, dass er einen kleinen Hottentotten-Jungen namens Cigar aus Grahamstown erwähnt. Nun, ich nahm Cigar auf seinen ersten Jagdausflug ins Matabeleland mit. Es versteht sich natürlich von selbst, dass Selous zu dieser Zeit noch keinen Fuß nach Südafrika gesetzt hatte.

Cigar erwies sich als guter Reiter und als passabler Schütze.

Mitte August brach ich auf und nahm nicht weniger als fünf Pferde mit – vier eigene und eines, das dem jungen Häuptling Khama gehörte und das er mir für die Expedition lieh. Zum zweiten Mal kam er selbst für einen kurzen Jagdausflug mit mir mit, aber diesmal dauerte sein Ausflug nur wenige Tage, da er lediglich etwas Fleisch beschaffen wollte. Wir fanden Giraffen an einer bekannten Wasserpfanne und schossen acht, genug, um die zwei Wagen zu füllen, die er mitgebracht hatte. Ich ließ ihn dort zurück, da der Vorgang des Fleischtrocknens mindestens zwei oder drei Tage in Anspruch nehmen würde. Und an dieser Stelle verlor ich mein erstes Pferd durch die Pferdepest. Es erübrigt sich vielleicht hinzuzufügen, dass es eines der beiden war, die mir mit der Garantie verkauft worden waren, sie seien „gesalzen".

Ich hatte auf dieser Reise eine große Karawane: zwei Wagen, eine doppelte Anzahl von Jungen (insgesamt sechsundvierzig Mäuler zu stopfen) und Cigar, der auf Erfolgsbasis (für die Hälfte der Beute) schoss. Drei der Jungen sollten Lohn und Bargeld erhalten, während zweiundvierzig für ihre Dienste bei einem dreimonatigen Ausflug jeweils eine Muskete mit einem Vorrat an Pulver, Blei und Zündhütchen erhalten sollten. Es besteht kein Zweifel, dass ich es diesmal „groß" anging und mich zum ersten Mal in Extravaganz stürzte. Ich nahm sogar unter meinen Lebensmittelvorräten sechs Dosen Marmelade, einen Topf Chow-Chow, einen Käse und – als Luxus der Luxusgüter – eine Kiste kleines „Bass" (Bier) mit. Was für ein Kontrast zu meinen früheren Reisen, als es trockene Kekse und Kaffee zum Frühstück gab, und dasselbe mit einer Dose Sardinen für uns drei als Hauptmahlzeit des Tages!

Wir überquerten den Macloutsie River, und etwa fünf Meilen weiter, während ich im Wagen ruhte und versuchte, mich vor der intensiven Hitze zu schützen, weckte mich mein Treiber mit dem Ruf „Elefant!" zum Leben. Da waren mindestens dreißig von ihnen, die uns ansahen! Ich wartete nicht erst, um aufzusatteln. Ich griff mein Gewehr, schnappte mir das Pony, das mir am nächsten war, schob ihm den Riemen ins Maul und galoppierte auf die Herde zu. Ich streckte drei prächtige Bullen nieder; ihr Gesamtertrag an Elfenbein betrug 300 Pfund. Unnötig zu sagen, dass ich mein Glück feierte, indem ich eine Flasche des kostbaren „Bass" öffnete. Es mag einige Leser interessieren zu wissen, dass die Jungen zusätzlich zum Herausbauen des Elfenbeins eine große Menge Fett gewannen. Elefantenfett ist dem Schafsschwanzfett sehr ähnlich, es ist ganz weiß, wird nie hart, eignet sich hervorragend zum Kochen und kann wie Butter auf Brot gegessen werden.

Wir verließen die Hauptstraße und zogen weiter den Shasha hinunter, wo ich anhielt, um eine etwas neuartige Form des Sports zu betreiben. Die Idee ist folgende: In das hohe Flussufer wird eine Höhle gegraben, wobei ein kleinstmöglicher Eingang und ein kleines Fenster oder Schießcharte gelassen werden. Ein Eimer Wasser wird ein paar Yards vom Fenster entfernt platziert, und wenn die großen Tiere zum Trinken herunterkommen, bieten sie ein leichtes Ziel. Nun, wir bauten ein solches „Fort" und ließen die Wagen etwa drei Meilen weiter flussabwärts zurück; ich und ein Junge nahmen unsere Positionen ein. Es ist eine höchst interessante Erfahrung, am Fenster zu knien und die wunderbare Prozession von Tieren aller Arten und Größen zu beobachten, die zum Fluss hinunterkommen, um zu trinken. Natürlich feuert man nicht, bis das spezielle Tier, hinter dem man her ist, ins Sichtfeld kommt. Nachdem ich einige Zeit an der Schießcharte

gekniet hatte, schmerzten meine Knie schrecklich, und gegen Mitternacht setzte ich mich hin, um meine Knochen zu entlasten, obwohl ich in dieser Position nichts sehen konnte. Wie zu erwarten war, verfiel ich in einen leichten Schlummer und wachte plötzlich auf, nur um festzustellen, dass die Höhle in völliger Dunkelheit lag. Ich fragte mich, was passiert war, denn es war eine helle Mondnacht, und begann umherzutasten, um das „Fenster“ zu finden. Während ich die Wände der kleinen Höhle absuchte, fühlte ich schließlich die kleine Öffnung, und dann ließ mich ein tiefes Schnaufen plötzlich wissen, dass irgendein Tier seine Nase von außen hineingesteckt hatte und versuchte, uns „auszuschnüffeln“. In diesem Moment jedoch wich es zurück, sodass das Mondlicht hereinströmen konnte, und dann sah ich, dass mein Besucher ein prächtiger männlicher Löwe war! Ich war dankbar, dass unsere Vorderwand sehr dick war, und doppelt dankbar, als er majestätisch über den Sand im Flussbett davonschritt und aus dem Blickfeld verschwand. Die Versuchung zu schießen war fast unwiderstehlich, aber ich war auf Elefanten aus, nicht auf Löwen, und meine Zurückhaltung wurde belohnt, denn gegen vier Uhr kamen fünf Elefantenbullen zum Trinken herab, und ich erlegte einen schönen jungen, der etwa 40 Pfund Elfenbein trug.

KAPITEL XII

CIGAR UND DER ELEFANT – EIN EINHORN-HORN – SECHS ELEFANTEN MIT FÜNF KUGELN – EIN KNAPPES ENTKOMMEN – DAS ELEFANTENBABY UND SEINE MUTTER – EINE AMÜSANTE SZENE – EIN ENTTÄUSCHTER BURE – BUSCHMANN-VIEHDIEB UND SEINE STRAFE

Wir setzten unsere Reise fort hinunter zur Mündung des Shasha und Simbokie zu der Stelle, an der Napier und ich zuvor die enorme Elefantenherde gesehen hatten. Wir fanden Elefanten ziemlich zahlreich vor und hatten eine profitable Jagd. Hier tritt Cigar zum ersten Mal als Elefantenjäger in Erscheinung. Ich hörte ihn am Lagerfeuer mit den anderen Jungen über die Angelegenheit sprechen, und daraus wurde ganz klar, dass er, obwohl er berühmt für seinen Umgang mit dem Gewehr war, die Vorstellung nicht sonderlich mochte, einem Elefanten zu nahe zu kommen. Ich war daher nicht überrascht festzustellen, dass er, als es zu einer tatsächlichen Begegnung kam, kein Erfolg war. Er feuerte eine Reihe von Schüssen ab, traf aber nichts; dann verlor er die Elefanten aus den Augen, und ein- oder zweimal verirrte er sich selbst und musste draußen im Busch schlafen. Während der gesamten Zeit, die er bei mir war, schoss er nie einen Elefanten, und schließlich teilte ich ihn ein, Nashörner zu schießen, wobei ich ihn in eine Richtung schickte, die der unsrigen genau entgegengesetzt war, wegen des Lärms, den er mit seinem ständigen Feuern machte.

Er erwähnte eines Tages, dass er auf ein Nashorn mit einem außergewöhnlich langen Horn geschossen und es verwundet habe, das Tier aber entkommen sei. Neugierig, ob er „Anglerlatein“ erzählte, ging ich in diese Richtung hinaus und fand, geleitet von einer Anzahl Geier, die in den Bäumen saßen, bald den Kadaver. Er hatte tatsächlich ein sehr schönes Horn, 3 Fuß 10,5 Zoll lang und mit einer sehr schmalen Basis. In der Tat sah es dem üblichen Nashornhorn so unähnlich, dass ich es später jemandem als ein schönes Exemplar eines Einhorn-Horns zeigte.

Ich war eine ganze Woche von den Wagen weg und hatte in der Zwischenzeit acht Elefanten geschossen. In der Nacht, in der ich ins Lager zurückkehrte, gab es einen schönen Regenschauer, und am Morgen erzählten mir die Jungen, sie hätten flussabwärts Elefanten gehört. Ich hatte es mir zur Regel gemacht, sonntags nie zu jagen, aber es war ein so schöner Morgen nach dem Regen, dass ich einem Ausritt nicht widerstehen konnte, und sei es nur, um zu sehen, welchen Weg sie genommen hatten. Ihre frische Fährte war weniger als eine Meile von den Wagen entfernt sichtbar, und bevor ich etwas dergleichen erwartete, war die Herde direkt vor mir.

Waterbuck

Als ich meine Tasche untersuchte, stellte ich fest, dass ich nur vier Kugeln darin hatte und eine im Gewehr. Dennoch machte ich mich mit meinen fünf Kugeln an die Arbeit. Mit der ersten erlegte ich eine Kuh, da die Bullen zu weit weg waren. Der Herde folgend, bekam ich einen Bullen mit einem Glücksschuss, den ich aus einer Entfernung von 12 Fuß abgab, ohne das Gewehr überhaupt an die Schulter zu setzen. Das war nicht meine übliche Praxis, aber in diesem Fall lag er im Hinterhalt für mich, und erst als ich fast direkt auf ihm war, sahen ich und mein Pferd ihn. Das Pferd wich aus, und ich drückte

gleichzeitig ab. Als es mir schließlich gelang, es zum Stehen zu bringen, waren meine Hände ziemlich mitgenommen, denn ich war galoppiert, während ich die Waffe an der Mündung festgehalten hatte – und das war mit einem durchgegangenen Pferd ausgesprochen misslich und schmerzhaft. Als ich zum Elefanten zurückging, stellte ich fest, dass mein Zufallsschuss glücklicherweise tödlich gewesen war; er lag ganz in der Nähe der Stelle, an der ich geschossen hatte. Als ich ihn untersuchte, bemerkte ich einen seltsamen kleinen Knoten an der Schulter; ich zog mein Messer, schnitt die Haut auf und fand dort meine Kugel, so perfekt wie beim Gießen. Aus so geringer Entfernung abgefeuert, war sie durch den Elefanten und fast auf der anderen Seite wieder hinausgegangen. Diese Kugel erwies sich als sehr nützlich, denn mit ihr erlegte ich noch einen Elefanten.

Tatsächlich war jeder meiner Schüsse an jenem Tag effektiv, sodass ich mit fünf Kugeln die einzigartige Leistung vollbrachte, sechs Elefanten zu erlegen. Ich hätte noch viel mehr haben können, wenn ich einen weiteren Vorrat an Kugeln gehabt hätte. Die Herde lief anschließend dicht an den Wagen vorbei, und die Jungen hätten sicherlich zumindest einen erwischen müssen. Einer von ihnen unternahm zwar einen Versuch mit Cigars Gewehr, und eine Zeit lang schienen sie einiges an Aufregung zu haben. Die Hunde hatten einen Elefanten angegriffen und hielten ihn in Schach, und es war ihr Lärm, der den Jungen dazu bewog, mit Cigars Gewehr hinauszurennen und einen Schuss abzugeben. Unglücklicherweise war er kein guter Schütze, und da sein erster Schuss das Tier nicht zur Strecke brachte, musste er zum Wagen zurückrennen, um mehr Munition zu holen. Als er zurückkehrte, war der Elefant davongelaufen, und obwohl der Junge der Fährte folgte, konnte er das verwundete Tier nicht finden.

Ich muss hier von einem seltsamen Vorfall erzählen, den ich am frühen Morgen sah, bevor ich die Herde zur Flucht trieb. Als ich mich dicht an die Herde heranschlich, sah ich einen jungen Elefanten, der eifrig an der Wurzel eines Mimosenbaums grub, die Elefanten sehr gerne mögen. Er lockerte den Boden mit seinen Stoßzähnen auf, scharrte die Erde mit seinem Fuß weg, fühlte die Wurzel mit seinem Rüssel ab und gab ihr einen Ruck; wenn sie noch fest saß, benutzte er wieder Stoßzahn und Fuß.

Eine alte Kuh, seine Mutter, stand daneben und schien zu schlafen; jedenfalls schenkte sie ihrem fleißigen Nachwuchs keine Beachtung. Doch als das Elefantenbaby schließlich nach viel harter Arbeit die saftige Wurzel abbrach und sie gerade in sein Maul stecken wollte, streckte die alte Kuh prompt ihren Rüssel aus und nahm sie ihm seelenruhig weg.

Das Elefantenbaby schrie vor ohnmächtiger Wut und stürzte sich auf seine Mutter, um zu versuchen, die Wurzel zurückzubekommen. Die alte Dame drehte ihm jedoch lediglich immer wieder ihr Hinterteil zu, steckte die Wurzel in ihr Maul und mampfte darauf herum, völlig ungerührt von den fast menschlichen Schreien ihres kräftigen Kindes. Es war eine höchst amüsante Vorstellung, und ich saß da und beobachtete sie eine ganze Zeit lang.

Ich verließ die Wagen wieder und stieß während der Woche auf die Fährte von drei Bullen. Ich holte sie in nur kurzer Entfernung ein und hatte gerade den dritten zur Strecke gebracht, als ein Mann im Galopp herbeigeflogen kam. Es stellte sich heraus, dass es ein Bure war, Piet Jacobs, der Vater des Mannes, dem ich den alten Dopper verkauft hatte. Er sagte, er sei seit der Morgendämmerung auf der Fährte dieser Elefanten gewesen und ihnen etwa fünfzehn Meilen weit gefolgt. Er war sehr enttäuscht, und um ihn zu trösten, versprach ich ihm etwas Mehl, Blei und Zinn zum Härten seiner Kugeln. Er sagte, er würde in der folgenden Woche zu meinen Wagen herunterkommen. Als er auftauchte, war ich etwas überrascht festzustellen, dass er seinen Wagen mitgebracht hatte, denn ich hatte ihn nicht gebeten, sich mir anzuschließen, und zog es vor, allein zu jagen.

Dennoch gingen wir während der Woche zusammen aus und stießen auf eine Herde Elefanten. Diese störte der alte Kerl, indem er auf ein fettes Zebra schoss und es tötete, gerade als wir uns an die Arbeit machen wollten. Die Entschuldigung des Alten war, dass er Fleisch brauchte und dass Zebrafleisch höchst köstlich sei. Für ihn mag das so gewesen sein, aber ich konnte es nicht anrühren. Dennoch schlugen wir für die Nacht das Lager auf, das Zebra wurde zerlegt, und zwischen dem alten Piet und den Jungen blieb am Morgen nichts übrig außer Haut und Knochen.

Am nächsten Tag machten wir es besser, obwohl unsere Beute nur aus Kühen mit jeweils etwa 20 Pfund Elfenbein bestand. Ich bekam fünf und Piet sechs. Am nächsten Morgen stießen wir auf einen alten Bullen mit einem prächtigen Paar Stoßzähnen. Wir vereinbarten, ihn gemeinsam zu erlegen und zu teilen. Das taten wir; unsere zwei Kugeln brachten ihn schnell zu Boden, und die Stoßzähne waren so gut, dass ich dem alten Mann 10 Pfund für seinen Anteil gab, um das Paar unversehrt zu behalten.

Als ich ihm sagte, dass ich an diesem Tag das Lager verlegen und den Fluss hinunterziehen würde, antwortete er, wie ich gehofft und erwartet hatte, dass er nicht mitkommen würde. Er sagte, er habe Angst, in das Gebiet der Tsetsefliege zu geraten. Ich überquerte den Fluss Shashani und fand Elefanten im Überfluss; fünf Bullen und zwei Kühe waren meine Beute am ersten Tag.

Mein alter Junge, der Treiber, erzählte mir später, dass die Herde direkt vor den Wagen vorbeizog. Er stand da und sah ihnen beim Vorbeigehen zu und ließ dann die Hunde los. Diese griffen prompt einen sehr großen Bullen an und trieben ihn aus der Herde heraus.

„Warum hast du nicht geschossen?“, fragte ich. „Du hattest ein Gewehr.“

„Ja, Baas“, antwortete er, „ich hatte ein Gewehr, aber er sah mir zu groß aus; und noch etwas, Baas, ich kann nicht laufen!“

Ich fragte Cigar, warum er nicht geschossen habe, und er antwortete, dass er nicht gerne zu Fuß auf Elefanten schieße, für den Fall, dass er von dem verwundeten Tier angegriffen würde.

Da wir uns nun mitten im Herzen des Elefantenlandes befanden, gab ich Anweisung, einen Kraal um die Wagen zu bauen, und richtete mich behaglich ein, damit nachts alles vor den Löwen sicher wäre. Das taten wir und errichteten auch einen Schuppen für die Pferde.

Unsere Vorsichtsmaßnahmen gegen nächtliche Besucher wurden nicht zu früh getroffen. Tatsächlich nicht früh genug, denn am nächsten Morgen, bevor alles ganz fertig war, kam der Ochsenhirte zu mir und berichtete, dass ein Ochse fehle und er den Verdacht habe, dass ein zweibeiniger Löwe ihn entführt habe. Ich hatte genug unter den Diebesgelüsten der Buschmänner gelitten und war entschlossen, dass diesmal jemand Ärger bekommen würde.

Ich schickte eine Anzahl von Jungen aus, um die Fährte aufzunehmen; wir fanden schnell die Richtung, in die der Ochse getrieben worden war, und nahmen die Spur am frühen Morgen auf. Diejenigen, die die Eigenheiten von Ochsen kennen, werden es kaum für möglich halten, dass ein einzelnes Tier getrieben werden kann, besonders nachts, aber diesmal gab es kein Vertun, und es zeigt nur, wozu ein wilder Mann des Waldes fähig ist. Die Fährte lag direkt vor uns, und da ich gute Spurensucher bei mir hatte und kalkulierte, dass wir beim Start nicht mehr als zwei Stunden hinter ihm waren, sollten wir den Dieb bald einholen.

Wir waren eine Strecke weit gegangen, als wir Blutstropfen sahen, und ich bemerkte auch, dass der Ochse lahm ging. Das spornte uns zu höherer Geschwindigkeit an, und gegen drei Uhr nachmittags sahen wir den Ochsen etwa eine Meile vor uns. Ich trieb mein Pferd an, galoppierte vorwärts und sah, dass hinter dem Ochsen ein Buschmann herlief und ihn mit aller Kraft vorwärtstrieb – er trug ein Gewehr.

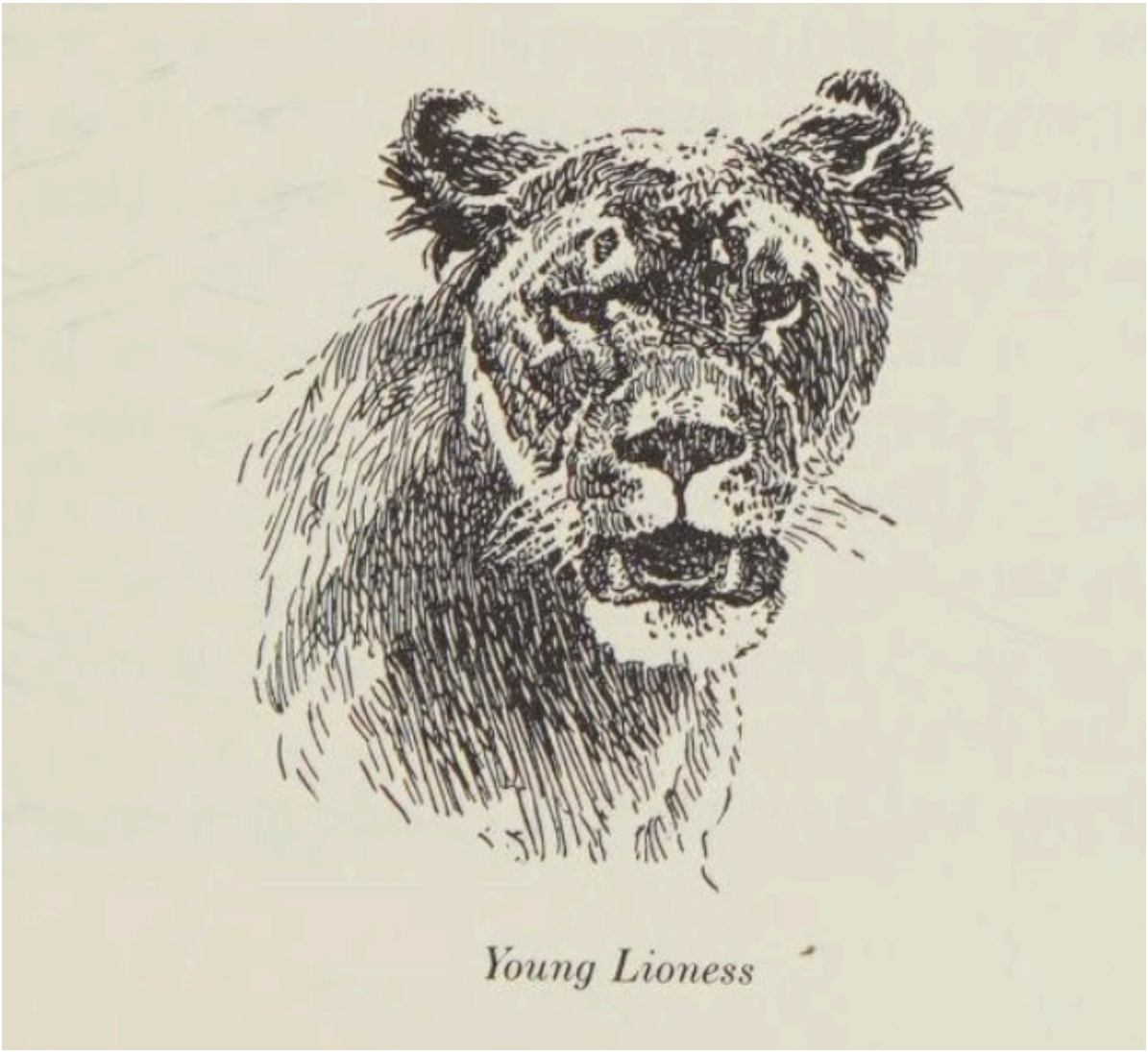
Er hörte bald das Geräusch der Hufe meines Pferdes, drehte sich um, setzte prompt das Gewehr an die Schulter und feuerte aus einer Entfernung von nicht mehr als 100 Yards. Es war eine knappe Angelegenheit, denn die Kugel schlug direkt vor dem Pferd ein und wirbelte eine Staubwolke über mich auf. Dann begann der Buschmann zu rennen, aber er kam nicht sehr weit.

Ich trieb den Ochsen zurück zu den Jungen. Das arme Tier war sehr lahm, denn der Buschmann hatte ihm mit teuflischer Genialität mit einer Axt in das Sprunggelenk gehauen, damit es ihm nicht davonlaufen konnte. Natürlich war er für Transportzwecke unbrauchbar, also tötete ich ihn und wies die Jungen an, so viel Fleisch wie möglich zu den Wagen zu tragen und den Rest in die Bäume zu hängen. Sie waren sehr neugierig zu erfahren, was aus dem Buschmann geworden war. Ich sagte ihnen, er sei weggelaufen – und das war er auch.

KAPITEL XIII

BÜFFELGEFAHREN – EIN WILDER ANGRIFF – EIN WAGENUNFALL – UNTER DEN LÖWEN – MEIN PFERD GETÖTET – EIN TAG DES SCHLACHTENS

Nachdem wir den zurückgeholten Ochsen zerlegt hatten, hatten wir einen langen Rückweg zu den Wagen und kamen erst nach Einbruch der Dunkelheit an. Ein gegrilltes Steak und ein langer Nachtschlaf machten jedoch bald alles wieder gut. Ich wachte am nächsten Morgen auf und stellte fest, dass das andere unter Quarantäne stehende Pferd krank war, und um zehn Uhr war es tot, so schnell wirkt die Pferdepest. Am nächsten Tag war ich wieder unter den Elefanten, schoss acht Kühe mit durchschnittlich etwa 24 Pfund Elfenbeingewicht, während ich auch ein Paar Bullen erlegte, die jeweils 90 Pfund Elfenbein lieferten. Mehrere Nashörner fielen ebenfalls meinem Gewehr zum Opfer, was mir reichlich Sjambok-Leder und Nashornhorn bescherte.



Young Lioness

Während des Ausflugs sah ich eine prächtige Büffelherde. Es waren viele Hundert Tiere, und sie boten eine verlockende Gelegenheit, die ich nicht ausschlug. Ich streckte jedoch nur zwei nieder, um ihrer Häute und ihres Fleisches willen. Persönlich war ich nie besonders scharf darauf, Büffel zu schießen, denn dieser aufregende Sport bot zu viel Risiko, sowohl für einen selbst als auch für das Pferd, und während der Jagd im Busch ist es nicht ratsam, ein wertvolles Pferd unnötiger Gefahr auszusetzen. Meiner Meinung nach ist der Büffel gefährlicher als jedes andere Tier in Südafrika, und der Kampf mit einer Herde von ihnen ist der riskanteste Sport der Welt. Bei diesen phänomenal listigen Tieren weiß man nie, wo die Sicherheit liegt, und gerade wenn man glaubt, man folge einer flüchtenden Herde, wird man von einem von ihnen von der Seite oder von hinten angegriffen. Ich würde nie auf den Pfad zurückkehren, den Büffel genommen haben, aus Angst, dass ein verwundetes Tier mir auflauern könnte. Das Problem ist, dass sie in ihren Manövern so unnatürlich schlau sind. Sie verbergen ihren ganzen Körper in einem dichten Busch, und wenn der ahnungslose Jäger des Weges kommt, gibt es nicht viel Spielraum für Irrtümer.

Viele Menschen sind von den wütenden Bestien getötet worden. Ich sah einmal ein sehr knappes Entkommen. Ein junger Mann namens Blanch hatte sich von einem Herrn Hudson ein Pferd im Wert von 75 Pfund geliehen, und wir ritten in Richtung Tati, um das Tier seinem Besitzer zurückzugeben. Ich ritt voraus, und ich und Blanch waren erst eine kurze Strecke weit gekommen, als ein paar Grunzlaute mich veranlassten, mich umzusehen; ich sah Blanch auf dem Boden liegen und das Hinterteil seines Pferdes in der Luft. Hinter ihnen stand ein bösartig aussehender Büffel, der einen höchst effektiven Angriff von hinten ausgeführt hatte. Ohne eine Sekunde zu warten, riss ich mein Gewehr

hoch und jagte dem Büffel vom Sattel aus eine Kugel in die Schulter. Er machte zwei Drehungen und fiel tot um.

Der arme Blanch war in einem schrecklichen Zustand, nicht so sehr wegen sich selbst, sondern wegen des geliehenen Pferdes, denn der Büffel hatte ihm mit seinen Hörnern den Bauch komplett aufgeschlitzt und eine tödliche Wunde zugefügt. Tatsächlich war es innerhalb einer Stunde tot, und da Blanch finanziell nicht in der Lage war, dafür zu bezahlen, fiel der Verlust auf Herrn Hudson, den Besitzer.

Nach dem Büffel würde ich den südafrikanischen „Tiger" (Leopard) als das gefährlichste Tier des Landes einstufen. Er ist gefleckt wie der Leopard, aber während der Leopard einen schwarzen Fleck in einem gelben Zentrum hat und eine Mähne besitzt, hat der Tiger einen schwarzen Fleck mit gelbem Zentrum. Die Schnelligkeit und Wildheit des „Tigers" sind bemerkenswert. Ich sah einmal, wie einer von ihnen drei Hunde mit einem einzigen Sprung tötete.

Als wir den Tati überquerten und bei Hudson ankam, war er natürlich sehr bestürzt über den Verlust seines Pferdes. Ich verkaufte ihm eines von meinen für 40 Pfund – ein recht gutes, gesalzenes Reitpferd, aber unbrauchbar für die Elefantenjagd. Ich hatte nun nur noch drei Pferde übrig, von denen zwei schon viel gearbeitet hatten, während das dritte, das ich von Stromboum gekauft hatte, in bester Verfassung und bereit für meinen nächsten Ausflug war. Das Schicksal bestimmte es jedoch so, dass ich ihn niemals reiten sollte.

Sein tragisches Ende kam folgendermaßen: Ich hatte meinem Jungen an einem bestimmten Tag gesagt, er solle die Wagen zu einem anderen Wasser verlegen, etwa sieben Meilen vom Shasshani entfernt, während ich mit meinem Gewehr ausritt. Später am Tag, als ich an dem Ort ankam, wo die Wagen hätten sein sollen, stellte ich zu meiner Überraschung fest, dass sie nicht aufgetaucht waren. Ich vermutete, dass etwas nicht stimmte, ritt zu einer Erhöhung in einiger Entfernung vom Flussufer und sah die Wagen in einem Tal in einiger Entfernung stehen. Ich ritt zu ihnen hinunter und stellte fest, dass sie einen Unfall gehabt hatten; der Hauptbolzen des Wagens war beim Durchqueren eines kleinen Bachlaufs gebrochen, aber sie hatten den Schaden repariert und waren nun bereit weiterzuziehen. Ich sah mich um und fragte: „Wo sind die Pferde?"

Der alte Junge antwortete, dass sie vor wenigen Augenblicken noch da gewesen seien und dass er einen Jungen geschickt habe, um sie herbeizuholen. Mir gefiel der Gedanke ganz und gar nicht, dass sie außer Sichtweite waren, also rief ich sofort einige Jungen herbei, nahm die Fährte auf und hatte die Pferde bis 11 Uhr zurück zu der Stelle verfolgt, wo sie die Nacht zuvor gelagert hatten. An dieser Stelle traf ich auf den Jungen, der ausgesandt worden war, um sie zu holen. Er kroch ganz unbekümmert im Schneckentempo dahin. Ich befahl ihm, so schnell wie möglich zu folgen, eilte vorwärts und gerade als ich die Stelle erreichte, wo die Wagen gestanden hatten, kam eines der Pferde in einem Zustand äußerster Panik und sehr aufgeregt auf mich zugerannt.

Ich fing es prompt ein, schob ihm den Riemen ins Maul, übergab es einem der Jungen und eilte weiter. Ich war erst ein kurzes Stück weiter gekommen, als ich an der Fährte sah, dass die Pferde zu galoppieren begonnen hatten. Ein kurzes Stück weiter vorne sah ich eine Löwenfährte neben der der Pferde, und an der Art, wie sich die Fährte im Sand abdrückte, konnte ich erkennen, dass er in höchstem Tempo dahinsprengte.

Zweihundert Yards weiter stieß ich auf mein schönes Pferd, das tot da lag. Ich sprang zu Boden, untersuchte die Fährte und konnte sehen, dass zwei Löwen den Angriff

ausgeführt und ihre Beute offenbar wegen meiner Ankunft verlassen hatten. Ein oder zwei Minuten später stand einer von ihnen etwa 50 Yards vor mir auf.

Ich feuerte und ließ ihn auf seiner eigenen Fährte zusammenbrechen; ohne eine Sekunde zu warten, lud ich wieder und ging langsam auf ihn zu. Dabei erhob sich ein weiterer in der Nähe, und mit schnellem Ziel erledigte ich auch ihn. Dann kehrten wir um, und wir waren noch nicht weit gegangen, als wir eine Löwin sahen, die offensichtlich zum selben Rudel gehörte. Vorsichtig arbeitete ich mich heran, feuerte und brach ihr das Genick. Ich fühlte mich ein wenig besser, nachdem ich mich für den Verlust meines Pferdes gerächt hatte, obwohl ich über den Vorfall immer noch sehr bestürzt war.

Vor Erreichen des Wagens sahen wir, dass Elefanten unsere Fährte gekreuzt hatten, seit wir vor etwa einer Stunde dort vorbeigekommen waren, und ich beschloss sofort, ihnen zu folgen. Wir waren etwa vier Meilen auf der Spur, als wir ein Geräusch hörten und stehen blieben, um zu lauschen. Nach ein paar Minuten hörten wir es wieder, und es klang wie das Rumpeln eines Elefantenmagens. Beide Jungen stimmten mit mir überein, dass es ein Elefant sei, und ich machte mich prompt bereit für die Arbeit, indem ich ein Pfund Pulver in meine Tasche leerte und mich vorsichtig in Richtung des Geräusches begab.

Auf einmal sah ich etwas, das wie ein großer blauer Felsen aussah, aber einer der Jungen war schärfer als ich und beanspruchte es als seine Beute. Als wir näher kamen, stellte es sich als ein totes Nashorn heraus, das ich einige Tage zuvor verwundet hatte. Aber an dem Kadaver riss ein großer Löwe herum, und sein Knurren war es gewesen, was wir gehört hatten!

Nun wollte der tapfere Junge, der das „Wild“ beansprucht hatte, natürlich zurückbleiben und zeigte Anzeichen von Flucht, also sprang ich von meinem Pferd, packte den Jungen am Ohr und marschierte mit ihm auf den Löwen und das Nashorn zu; ich sagte ihm, da er es als sein Wild beansprucht habe, müsse er nun auch davon Besitz ergreifen. Es gefiel ihm ganz und gar nicht. Sein Kiefer bebte vor Angst, seine Augen traten ihm aus dem Kopf, während sein Gesicht die Farbe schmutziger Asche annahm. Dennoch schleppte ich ihn mit mir fort, und da das Gelände bis auf einen Busch ganz offen war, hatte der Junge allen Grund zu befürchten, dass ich ihn als Opfer darbringen wollte. Er sträubte sich, so gut er konnte, war aber zu verängstigt, um zu heulen.

Zu diesem Zeitpunkt, als wir nur noch wenige Yards entfernt waren, hatte der Löwe unsere Anwesenheit bemerkt oder jedenfalls etwas gehört. Er unterbrach seine Mahlzeit und begann, starr umherzublicken, aber in diesem Moment feuerte ich. Der Löwe machte einen Satz, und im selben Moment tat der Junge das Gleiche, aber sie rannten in völlig unterschiedliche Richtungen davon.

Ich hatte mich bei meinem Schuss nicht geirrt. Die Kugel zerfetzte die Lungen; er stieß ein lautes Stöhnen aus und verendete.

Ich stand noch an diesem Busch und lud nach, als zu meinem Erstaunen ein weiterer Löwe erschien. Er war offensichtlich im Inneren des Nashorns gewesen und hatte sich im weichen Inneren nach Herzenslust vollgefressen. Er war über und über mit Schmutz, Blut und Fett beschmiert. Ich feuerte prompt und traf ihn. Er schien sehr überrascht, machte zwei gewaltige Sprünge in die Luft, während das Blut aus seinem Maul und seinen Nüstern schoss, und rollte dann tot um.

Mein Junge versuchte nicht, das Horn des Nashorns abzuschneiden, und gab jeden Anspruch auf die Beute auf.

Da es spät wurde und ich weder Decken noch Essen hatte, beschloss ich, so schnell wie möglich das nächste Wasser aufzusuchen, um ein Nachtlager zu errichten, da es viel zu gefährlich war, zu versuchen, die Wagen zu erreichen. An einem Wasserloch angekommen, sattelten wir ab. Ich teilte die Jungen ein, Gras für die Pferde zu schneiden und genügend Holz zu sammeln, um die Feuer die ganze Nacht über brennen zu lassen.

Lion Guarding Kill From Scavengers

Die Sonne war bereits untergegangen, also sagte ich ihnen, sie sollten sich beeilen. Einige Minuten später riefen die Jungen, die Holz sammelten: „Löwen! Löwen!“ Ich wies einen Jungen an, die Pferde zu fangen, rannte zu den Jungen, die Alarm geschlagen hatten, und sie deuteten auf eine Stelle, wohin die Löwen ihrer Meinung nach gelaufen waren. Ich rannte vorwärts und stieß auf den Jungen, der Gras schnitt. Er sagte, er sei in einer kleinen Senke eifrig am Schneiden gewesen, als er ein leichtes Rascheln hörte, einen Schatten sah und beim Aufblicken bemerkte, dass zwei Löwen direkt über ihn hinweg auf den gegenüberliegenden Rücken gesprungen waren.

Ich nahm die Richtung auf, die er angab, gefolgt von dem Jungen, und sah einen von den beiden, das Männchen, etwa 70 Yards entfernt. Ich feuerte und streckte ihn mit einem Schuss nieder.

Und dann beging ich eine Dummheit. Ich vergaß meine übliche Vorsichtsmaßnahme, nach einem Schuss immer sofort nachzuladen, und ging vorwärts, gefolgt von dem Jungen. Wir waren keine vier Yards entfernt, als der Löwe plötzlich sein gewaltiges Haupt hob, sein Maul weit aufriss und vier prächtige Reißzähne zeigte.

Der Junge und ich machten gleichzeitig einen Satz, und es ließe sich schwer sagen, wer dieses Sprintfinale gewann! Bald darauf erholte ich mich von dem Schreck und blickte mich um, doch da ich nichts sah, was uns folgte, hielt ich an. Nachdem ich mein Gewehr nachgeladen hatte, kehrte ich sehr vorsichtig zurück, aber der Löwe war völlig tot und hatte sich anscheinend nicht von seiner ursprünglichen Stelle wegbewegt.

Der Junge, der mit mir zurückgekehrt war, wurde plötzlich hellhörig und sagte, er könne die Löwin nach ihrem Gefährten rufen hören. Wir warteten schweigend, und dann lenkte er meine Aufmerksamkeit auf ein undeutliches Objekt in etwa 100 Yards Entfernung. Wegen der Dämmerung konnte ich nicht sehr genau zielen, aber ich drückte ab, so gut es mir möglich war, und an dem Gebrüll, das daraufhin einsetzte, war offensichtlich, dass ich sie verwundet hatte. Wir gingen näher heran und stellten fest, dass ich ihr das Rückgrat gebrochen hatte.

Bevor ich ging, schnitt ich ein fettes Stück Fleisch von den Rippen des alten Männchens ab. Es war zumindest etwas zu essen und schmeckte gar nicht schlecht, wenngleich es sehr zäh war.

Am nächsten Morgen gingen wir hinaus, um nach der Löwin zu sehen, die wir in der Dunkelheit kämpfend zurückgelassen hatten. Sie war nun völlig tot und steif.

Dies war der ereignisreichste Tag meines Lebens mit den Löwen. Ich hätte mich jetzt nicht mit ihnen abgegeben, wäre es nicht so gewesen, dass sie damit begonnen hatten, mein Pferd zu töten, und ich ein wenig Rache wollte.

In jenen Tagen waren die Felle wertlos, und wir dachten nie daran, Löwen zu häuten.

KAPITEL XIV

ENDE DER REISE – REKORD-ELEFANTEN-„AUSBEUTE“ – EIN UNKONVENTIONELLER RAUCHER – DAS ELFENBEIN EINES JAHRES: 5.000 PFUND – ABENTEUER MIT DEN ELEFANTEN – EIN

FASS PFIRSICHBRANNTWEIN – UND WIE ES ANGEZAPFT WURDE

Als ich die Wagen erreichte, die etwa sechs Meilen flussabwärts standen, musste ich eine Weile ruhen, denn die Pferde hatten wunde Füße, und es war notwendig, sie zu beschlagen. Da ich ein paar alte Hufeisen bei mir hatte, zusammen mit Nägeln, machte ich mich als Amateur-Hufschmied ans Werk und erledigte die Aufgabe mehr oder weniger ordentlich.

Da meine Zeit knapp wurde, beschloss ich, so schnell wie möglich zu einem weiteren Ausflug aufzubrechen; so machten wir uns auf den Weg und nahmen fast alle Jungen mit, die ich mit genügend Getreide belud, um die Pferde zehn Tage lang zu versorgen. Am zweiten Tag stießen wir auf die Elefanten, und fünf Bullen sowie fünf Kühe fielen meinem Gewehr an einem einzigen Tag zum Opfer. Dies war mein „Rekord", denn weder davor noch danach erreichte ich jemals wieder eine solche Ausbeute. Es war ein doppelter Rekord für einen Tag und ein Rekord aus einer einzigen Herde. Wir hauten das Elfenbein heraus, vergruben es, zogen weiter und stießen erneut auf eine gute Herde; nachdem ich vier schöne Bullen mit durchschnittlich etwa 90 Pfund Elfenbein pro Stück erlegt hatte, kehrte ich zu Pferd zu den Wagen zurück und wies die Jungen an, nachzufolgen. Es dauerte mehrere Tage, bis sie auftauchten, und was für ein fußlahmer Haufen sie waren.

Doch als ich ihnen am nächsten Tag sagte, dass wir im Begriff seien, nach Shoshong zurückzukehren, war ihre Müdigkeit vergessen. Sie tanzten und schrien vor Freude und begannen sofort mit den Vorbereitungen für die Rückreise am nächsten Morgen. Es war einfach erstaunlich zu sehen, welche Menge und Vielfalt an Unrat sie angesammelt hatten. Sie waren genauso schlimm wie Elstern beim Sammeln von wertlosem Tand, und als ich sah, was da zusammengekommen war, musste ich durchgreifen und das Mitführen eines Großteils des Zeugs auf den Wagen wegen des Gewichts untersagen.

Die Wagen waren bereits voll beladen. Einer war mit Riemen, Peitschen und Sjamboks beladen, während auf dem anderen das Elfenbein lag – etwa 3.000 Pfund an Gewicht.

Anfang November verließ ich den Sashani und hielt auf die Hauptstraße zu, wobei ich am Tati vorbeikam. Als ich zu den Hügeln zwischen dem Ramaquabane und dem Tati kam, stieß ich auf frische Elefantenfährten; ich folgte ihnen ein kurzes Stück, traf bald auf eine prächtige Herde und streckte acht Stoßzahnträger nieder. Bei dieser Gelegenheit hatte ich einige weiße Zuschauer, denn ich war auf das Lager einer Gruppe gestoßen, die von Sir John Swinburne heraufgeführt worden war, und sie kamen heraus, um der Elefantenjagd zuzusehen.

Diese guten Leute jagten nicht, sondern betrieben Goldbergbau. Sie hatten sich ein schönes Haus gebaut und ließen es sich recht gut gehen. Ich lagerte in jener Nacht bei ihnen, und wir feierten den Anlass mit einer sehr geselligen Singstunde. Wir machten bis in die frühen Morgenstunden weiter, denn sie nahmen es mit der Bettruhe nicht so genau, und was mich betraf, so war es keine alltägliche Erfahrung, einen fröhlichen Haufen weißer Männer als Gefährten zu haben, sodass ich es nicht eilig hatte, etwas von der Kameradschaft zu verpassen. Als das Konzert vorbei war, dauerte es bei niemandem lange, bis er einschlief.

Ich blieb einige Tage bei ihnen, während welcher Zeit ich ihnen eine schöne fette Giraffe als Fleischvorrat schoss, und setzte dann meine Reise fort. Ich erreichte Shoshong gegen Ende November, sehr zufrieden mit mir selbst. Während dieses einen Jahres hatte ich

einhundertundelf Elefanten erlegt, wobei das Elfenbein etwa 5.000 Pfund wog – kein schlechtes Jahresergebnis.

Ich blieb etwa vier Monate in Shoshong, während mein Bruder mit einer Menge Textilien zu einer Handelsexpedition in den Transvaal aufbrach. Wie sich herausstellte, waren diese Waren für den dortigen Handel nutzlos, und mein Bruder erlitt, anstatt Geld zu verdienen, einen Verlust von etwa 200 Pfund. Er verlegte sich auf den Kauf und Handel mit Vieh. Dann brach unter ihnen die Lungenseuche aus, er ließ sie impfen, und da es in der Regenzeit war, verlor er mehr als die Hälfte von ihnen! Als er mit seiner Unglücksbotschaft zurückkehrte, brachte er auch ein 15-Gallonen-Fass Pfirsichbranntwein mit (davon später mehr).

Die Jäger vom Sambesi und vom Ngamisee tauchten erst im Dezember und Januar auf, doch nach ihrer Ankunft sicherte ich mir eine sehr schöne Menge Elfenbein und Straußenfedern gegen Bargeld und Tauschwaren, ganz zu schweigen von meinem Anteil an der „Beute" für die Waren, Lebensmittel usw., die ich ihnen auf Kredit geliefert hatte, als sie hinaufzogen. Unter der Menge befanden sich zu dieser Zeit mehrere Neulinge, die aus Grahamstown und Natal heraufgekommen waren, um ihr Glück zu versuchen. Die Erwähnung derselben erinnert mich an einen kleinen Vorfall, der sich auf einer meiner früheren Reisen ereignete. Wir waren in einer großen Gruppe in den MaKobbies-Bergen zusammen, den ersten Hügeln südlich des Mangwe-Flusses (wo eine Anzahl von Barotsen lebte, bis der alte Mzilikatse 1863 die meisten von ihnen auslöschte).

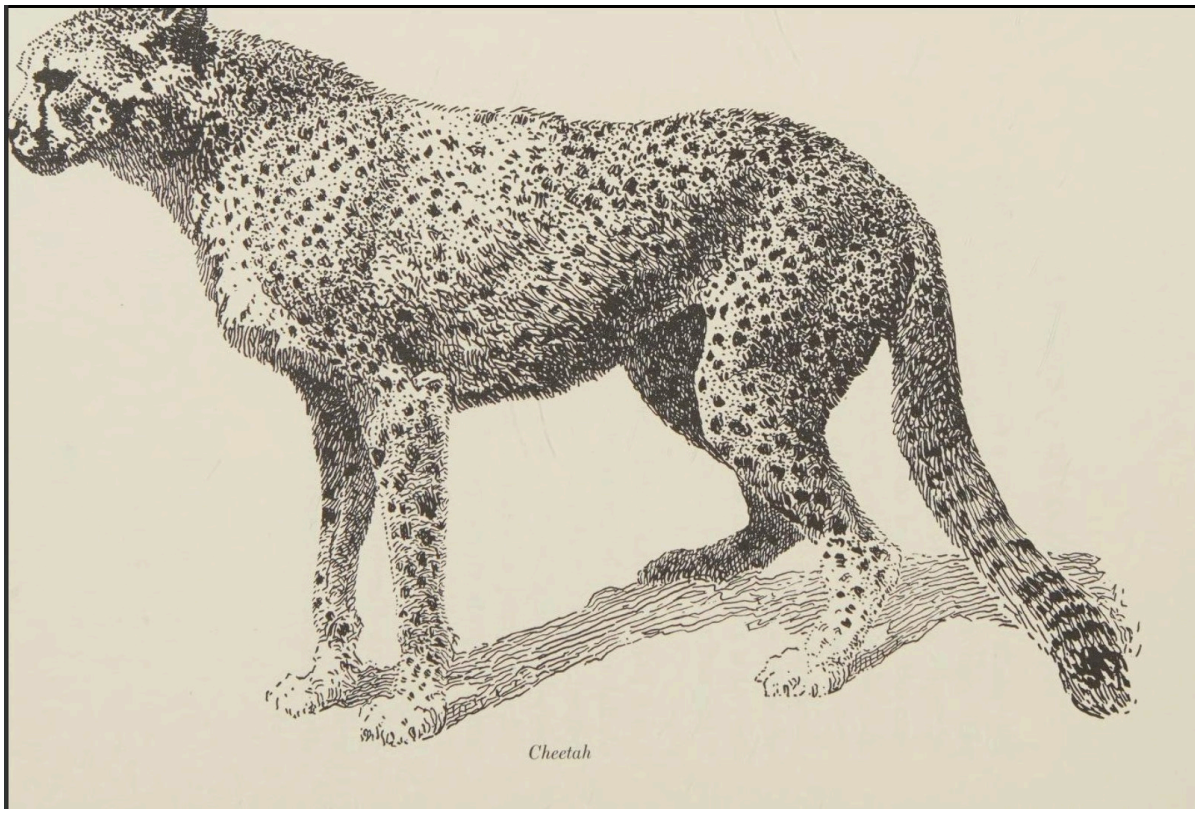
Unsere Gruppe bestand aus Chapman, Francis, Phillips, Gifford, Leask (aus Klerksdorp), mir selbst, einem alten Griqua (Haans High) und drei seiner Gefolgsleute, alle zu Pferd. Wir stießen auf die Fährte von drei Elefantenbullen, folgten ihnen fast den ganzen Tag, und dann preschte Chapman vor und feuerte. Ich sah zu der Zeit keinen anderen Elefanten, aber als ich sah, wie der alte Griqua mit seinen Jungen voranpreschte, folgte ich ihm, sah zwei Elefanten, sagte dem Griqua, welchen er nehmen dürfe, und brachte meinen bald zum Stillstand, während Leask, Phillips und Gifford den Rest erledigten. Er erwies sich als derjenige mit dem schwersten Elfenbein der drei, nämlich über 100 Pfund, während Chapmans 80 Pfund und das des alten Griqua 70 Pfund wog.

Ich habe noch nie einen Mann eine wirbelwindartige Jagd auf Elefanten so humorvoll beschreiben hören wie Phillips, als er meine Taten an jenem Tag schilderte. Ich war dem Elefanten über altes, von Kaffern kultiviertes Land gefolgt, wo die Eingeborenen der üblichen Praxis gefolgt waren, die Bäume etwa vier Fuß über dem Boden abzuscheiden, die Zweige um den Stumpf zu stapeln und sie zu verbrennen, wenn sie trocken waren. Diese Praxis hinterließ den Ort übersät mit halb verbrannten und verrotteten Zweigen, und mein kräftiges Pferd erschien den anderen wie eine belebte Dreschmaschine, als es über das Land raste und mit seinen Hinterhufen eine ständige Masse von Zweigen und Ästen hochwarf, was alle meine Gefährten versprengte und sie zwang, einen respektablen Abstand im Rücken zu halten.

Doch um fortzufahren. Ich verkaufte all meine Erzeugnisse in Shoshong und erlöste eine beträchtliche Summe Geldes, und im April kehrte ich in mein altes Jagdgebiet oberhalb des Tuli-Flusses zurück.

Ich hatte einen echten Grünschnabel bei mir, einen Jungen namens Hillier, der vor seinem Onkel in Kapstadt weggelaufen war. Der Onkel war Kapitän eines kleinen Schoners, und der Knabe war bei ihm in die Lehre gegangen, um das Seemannshandwerk zu erlernen. Aber das Seemannsleben war nicht nach seinem Geschmack, also entwich er seinem Onkel, gelangte nach Grahamstown und von dort in den Transvaal, wo er die Bekanntschaft meines Bruders machte, der ihn mit nach Shoshong brachte. Es war sein

Ehrgeiz, Elefanten in ihrem wilden Zustand zu sehen, und da er ein schönes und schnelles Pferd hatte, das er den ganzen Weg von Grahamstown herauf geritten war, gab es keinen Grund, warum sein Wunsch nicht erfüllt werden sollte. Ich lernte es, über dieses Pferd zu seufzen. Es war in Ordnung für die Jagd auf gewöhnliches Wild, aber bei Elefanten war es eine Niete. Es wurde aufgeregt, weigerte sich stillzustehen, um einen Schuss von seinem Rücken aus zu ermöglichen, und wenn man abstieg, rannte es ständig um einen herum. Ich hätte es beinahe ein- oder zweimal erschossen, als es diese Zirkusvorstellung mit mir versuchte.



Cheetah

Wir waren etwa einen Monat am Shashani gewesen, als die Brüder Jennings, begleitet von Blanch, auf der Bildfläche erschienen. Während wir am nächsten Morgen frühstückten, riefen uns die Jungen zu, dass sie Elefanten trompeten hörten, und es dauerte nicht lange, bis wir gesattelt hatten und fort waren.

Der junge Hillier war höchst aufgeregt und eifrig. Er wählte ein Gewehr aus, das ich zum Schießen von Niederwild benutzte, war schnell im Sattel und auf seinem schnellen Ross davon. Er wollte unbedingt dabei sein, aber ach, die guten Vorsätze der Jugend! Auf den ersten fünfhundert Yards, gerade als er sich einem Elefanten näherte, stürzte sein Pferd über einen umgestürzten Baum, und Hillier legte einen furchtbaren Sturz hin. Er war jedoch ein tapferer Kerl, denn er war schnell wieder auf den Beinen und feuerte beide Läufe auf den Elefanten ab, aber soweit ich sehen konnte, ohne Ergebnis. Ich hatte jedoch keine Zeit zu warten. Ich war bald auf eigene Rechnung bei der Arbeit und streckte vier Bullen und drei Kühe nieder. Jennings bekam eine Kuh mit einem Stoßzahn, und Blanch war leer ausgegangen.

Als ich ins Lager zurückkehrte, stellte ich fest, dass Hillier mein Gewehr gesprengt hatte. Es stellte sich heraus, dass beim Sturz die Mündung des Gewehrs mit Sand verstopft worden war, und als er feuerte, spalteten sich beide Läufe. Ich kürzte sie um vier Zoll, aber es war nie wieder dieselbe Waffe.

Um unseren ersten Jagdtag zu feiern, verkündete ich, dass ich der Gesellschaft eine Lustbarkeit in Form von etwas Pfirsichbranntwein spendieren würde. Das bereits

erwähnte Fass, das mein Bruder aus dem Transvaal mitgebracht hatte, wurde dementsprechend herbeigeholt, und ich zapfte gerade vorsichtig eine große Schüssel voll des köstlichen Geistes ab, als ein Schilfrohr herausploppte. Ich schenkte dem nicht viel Beachtung, aber als ich ein zweites sah, wurde ich argwöhnisch; nachdem ich es untersucht und festgestellt hatte, dass es ganz frisch war, bestätigten sich meine ersten Befürchtungen. Das Fass war angezapft worden; aber von wem? Ich sah den alten Haans an, doch er lächelte ein unergründliches Lächeln und schüttelte sein greises Haupt. Als ich Aufklärung verlangte, verwies er mich an den anderen Jungen, Farrel, der, nachdem er zur Rede gestellt worden war, zugeben musste, dass er durchaus den einen oder anderen kleinen Schluck durch ein Schilfrohr genossen hatte.

Ein Schluck oder zwei! Als wir es probierten, war es schwacher Branntwein mit Wasser! Ob mein Bruder im Transvaal fein „reingelegt" worden war und eine Gallone Branntwein und vierzehn Gallonen Wasser zum Preis von reinem Branntwein gekauft hatte, kann ich nicht sagen, aber ich habe den starken Verdacht, dass die Griquas mehr wussten, als sie zugeben wollten, und wir vermuteten stark, dass sie den Großteil des Inhalts mit herrlicher Großzügigkeit (gegenüber sich selbst!) abgezapft und das Fass mit Wasser aufgefüllt hatten.

Jedenfalls war der Pfirsichbranntwein, der ein solcher Luxus, Trost und Tröster auf der Reise hätte sein sollen, ein Reinfall. Nun ja, nicht ganz, denn Jennings und Blanch, die beide tief betrübt über den Betrug waren, fanden selbst in dem verwässerten Inhalt eine Quelle beträchtlicher Anziehungskraft während der zwei Tage, die sie blieben. Abgesehen vom Wertverlust war ich nicht sonderlich besorgt, da ich in jenen Tagen keine Spirituosen trank. Es wäre jedoch in vielerlei Hinsicht nützlich gewesen.

Nach zwei Tagen kehrten Jennings und Blanch zu ihren Wagen zurück, die weit oben am Simbookie-Fluss standen, wo ich mich ihnen später anschloss und an einem Ausflug auf Elefanten teilnahm, der drei junge Bullen und drei Kühe für meine Ausbeute einbrachte.

KAPITEL XV

ZWEI LEICHTSINNIGE JÄGER – WIE SIE DIE ELEFANTEN ERSCHRECKTEN – GIRAFFE FÜR DEN TOPF – EINE ERSCHRECKENDE ERFAHRUNG – „WASSER, WASSER, GEBT UNS WASSER" – DAN FRANCIS' BERGBAUTRUPP – STREIT MIT KHAMAS EINGEBORENEN

Auf meinem Weg hinaus traf ich auf eine Reihe von Jägern und anderen, die aus dem Sambesi-Distrikt herunterkamen. Sie reisten über den Tati. Ich trieb ein wenig Handel mit ihnen und sicherte mir im Gegenzug eine ansehnliche Menge Elfenbein. An einem Ort namens Gowkwe – wo ich, wie man sich erinnern wird, das Kudu-Fleisch in einen Baum gehängt hatte – traf ich Herrn Hume und den Sohn von Sir Percy Douglas, die auf einem Jagdausflug waren. Nichts half, sie bestanden darauf, dass ich für einige Tage mit ihnen zurückgehen müsse, damit sie einen Elefanten erlegen könnten.

Nach einigem Zögern stimmte ich zu, für vierzehn Tage zurückzugehen, jedoch nur unter der Bedingung, dass sie es für diese Zeitdauer im Elefantenland aushalten würden. Sie stimmten sofort zu. Da ich ihnen sagte, es sei zwecklos, unsere Wagen für eine so kurze Zeit mitzunehmen, beschlossen wir, die schwere Ausrüstung zurückzulassen. Wir ließen

meine Wagen am Gowkwe, direkt unterhalb der alten Tati-Furt, zurück, bestiegen alle unsere Pferde und wandten unsere Gesichter nach Norden. Ich erklärte Hume und dem Sohn von Sir Percy Douglas, dass sie, wenn sie Elefanten wollten, auf keinen Fall auf etwas anderes schießen dürften, da sonst der Schall ihrer Waffen alle Elefanten vertreiben würde, lange bevor sie von den Jägern gesehen werden könnten.

Sie hörten sich alles an, was ich zu sagen hatte, aber kurz nachdem wir den Tati überquert und einen hohen Bergrücken überwunden hatten, kreuzte ein kleines schwarzes Nashorn unseren Weg. Die beiden Sportsmänner vergaßen sofort ihren Vorsatz. Sie legten ihre neuen Hinterlader an die Schultern, und für mich klang es wie ein Regiment Soldaten bei der Arbeit.

Ich verlor prompt ein wenig die Fassung. Ich erinnerte sie an das, was ich ihnen darüber gesagt hatte, nichts außer Elefanten zu schießen, und sagte ihnen ohne Umschweife, dass sie durch ihre dämliche und unnötige Knallerei das Schießen für diesen Tag verdorben hätten, und dabei war es erst acht Uhr morgens. Ich wies darauf hin, dass sich zu diesem Zeitpunkt keine Elefanten mehr im Umkreis von sieben oder acht Meilen um uns befinden würden, da jedes Tier innerhalb dieses Radius Reißaus genommen hätte.

Dennoch ritten wir ein Stück weiter, als wir auf eine sehr schöne Gruppe Giraffen stießen. Hume konnte der Gelegenheit nicht widerstehen und bat mich, ihn „nur eine einzige“ erlegen zu lassen. Da ich wusste, dass es mit den Elefanten für diesen Tag hoffnungslos war, sagte ich „na gut“, und wir bewegten uns vorsichtig auf die Giraffen zu, die etwa eine Meile und eine Hälfte entfernt waren. Auf unserem Weg zeigte ich meinen Gefährten, was sie durch ihren lärmenden Angriff auf das Nashorn verpasst hatten, indem ich sie direkt auf unserem Pfad auf die frische Fährte von sieben Elefantenbullen hinwies – die offensichtlich durch die Berichte der Gewehre zur Flucht veranlasst worden waren. Meine Gefährten sahen darüber ein bisschen bedröppelt aus, aber sie ließen den Kopf nicht lange hängen, und ihre Stimmung erholte sich rasch beim näheren Anblick der Giraffen. Die Herde äste zufrieden an den zarten Knospen und jungen Blättern der Bäume, die gerade erst auszuschlagen begannen.

Da ein Vorrat an Giraffenfleisch sich wahrscheinlich als willkommene Ergänzung für meine Vorratskammer erweisen würde, hielt ich mich nach rechts, während meine beiden Gefährten direkt vorausgingen. Ich streckte eine fette Kuh nieder, und sie schossen zwei oder drei. Sie waren höchst zufrieden mit sich selbst und hätten kaum erfreuter sein können, wenn sie zwei oder drei Elefantenbullen geschossen hätten. Sie versprachen hoch und heilig, dass sie am nächsten Tag nicht für Fleisch schießen, sondern ihr Feuer zurückhalten würden, bis Elefanten in Sicht seien.

Die Jungen häuteten und zerlegten die Giraffe, und nach dem Genuss saftiger, gegrillter Steaks ließen wir den Rest des Fleisches in die Bäume hängen und mit Zweigen gegen den Raub der Vögel schützen.

Am nächsten Tag brachen wir bei Tagesanbruch auf, um nach Elefanten zu suchen, aber obwohl wir uns so still wie möglich verhielten, war keine einzige Elefantenfährte zu sehen. Die Knallerei des vorangegangenen Tages hatte sie aus dem Distrikt vertrieben. Da ich sah, dass es mit den Elefanten aussichtslos war, sagte ich ihnen, sie sollten sich am besten damit amüsieren, das zu schießen, was ihnen beliebte, und wir würden langsam unseren Weg zurück zu den Wagen antreten.

Sie amüsierten sich auf ihre eigene Weise und waren mit ihrem Sport ganz zufrieden. Wir kamen vier Tage nach unserem Aufbruch wieder am Rastplatz an, und meine Gefährten machten sich sofort an ihre Rückreise nach Süden. Auch ich kam mit meinen Wagen fort

und zog von dort weiter nach Serula. An jenem Morgen hatte ich eine Giraffe direkt am Straßenrand, innerhalb von 100 Yards von den Wagen entfernt, erlegt, als ich dadurch aufgeschreckt wurde, dass ich eine Anzahl weißer Männer sah, die mit Blechnäpfen in den Händen herbeistolperten und schrien: „Wasser, Wasser, gebt uns Wasser!“ und ihre Näpfe auf verzweifelte Weise vorstreckten. Es bestand kaum ein Zweifel daran, dass sie in einer schlimmen Lage waren und schwer unter Durst gelitten hatten. Tatsächlich waren sie in einem solchen Zustand, dass es für sie positiv gefährlich gewesen wäre, das schlammige Zeug in dem Wasserloch nahe unserer Wagen zu trinken.

Ich sagte ihnen daher, dass ich ihnen bald etwas geben würde, um ihren Durst zu löschen, wenn sie ein paar Minuten warten könnten. Ich bereitete schnell einen großen Kessel Tee für sie zu, und da die Hitze des Getränks sie daran hinderte, große Mengen auf einmal „hinunterzustürzen“, wurden ihre Durstqualen ohne Gefahr für sie selbst gelindert. Ich gab jedem von ihnen ein paar Becher voll. Während sie sich stärkten und ungeduldig darauf warteten, dass der Tee abkühlte, trafen nach und nach weitere Personen ihrer Gruppe in einem Zustand völliger Erschöpfung ein. Ich hielt den Kessel am Kochen, um für sie bereit zu sein. Es war eine große Gruppe, insgesamt 29 Personen, und sie stellten meine Fähigkeiten der Teezubereitung auf eine harte Probe.

Secretary Birds

Bald darauf trafen ihre Wagen unter der Leitung von Herrn Dan Francis ein (der erst vor wenigen Wochen Bulawayo einen kurzen Besuch abstattete). Ich warnte sie alle davor, das schmutzige Wasser an der Wasserstelle anzurühren, es sei denn, es würde abgekocht – außer sie legten Wert darauf, Typhus zu bekommen – und bot ihnen das Wasser an, das ich vorrätig hatte.

Wir blieben den ganzen nächsten Tag dort, während die Gruppe sich ausruhte. Es war eine seltsame Truppe von Männern, allesamt Bergleute, die zu dem gebracht wurden, was heute die Minen der Tati Concessions sind.

Und hungrig waren sie auch. An einem einzigen Tag verzehrten sie zwei Seiten der großen Giraffe, die ich geschossen hatte.

Am folgenden Morgen teilte Dan Francis sie ein, um eines der schmutzigen Wasserlöcher zu reinigen, um an einen Vorrat an frischem Wasser zu gelangen. Während sie mit dieser Arbeit beschäftigt waren, hörte ich ein schreckliches Gezänk, und bald kam es zu so etwas wie einer handfesten Schlägerei zwischen den Bergleuten und einigen von Khamas Eingeborenen.

Francis und ich rannten hinüber, und es war ein Glück, dass wir das taten, denn die Angelegenheit hatte bereits ein ernstes Stadium erreicht. Ich wies Francis an, den Männern zu sagen, sie sollten ihre Schaufeln weglegen, die sie gerade als Waffen benutzen wollten, und warnte ihn: Wenn die Weißen einen Angriff starteten und einen der Eingeborenen töteten, würde das einen Haufen Ärger für alle Beteiligten bedeuten.

Als ich der Ursache des Streits nachging, stellte ich fest, dass sie durch die Entdeckung eines Paares Spießbockhörner im Wasserloch ausgelöst worden war. Diese sind natürlich sehr lang und gerade, mit scharfen Spitzen, und die Eingeborenen hatten sie so im Schlamm des Wasserlochs „gepflanzt", dass Rinder oder wilde Tiere, die zum Trinken herunterkamen, von den Hörnern aufgespießt würden. Die Weißen, die die Hörner im Loch gefunden hatten, erhoben Anspruch auf sie, während die Eingeborenen, die die Bergung der Hörner beobachtet hatten, ebenso heftig darauf beharrten, dass die Hörner ihnen gehörten – was zweifellos der Fall war, auch wenn die Weißen ihren Standpunkt nicht verstanden oder nicht würdigten und sich weigerten, sie herauszugeben.

Ich konnte Francis jedoch dazu bewegen, dafür zu sorgen, dass die Hörner ihren rechtmäßigen Besitzern zurückgegeben wurden. Danach trennten wir uns in bester Kameradschaft. Sie zogen nach Norden und ich nach Süden. Damit endete meine Reise von 1869. Im folgenden Jahr zog ich erneut hinaus, erlebte jedoch keine besonderen Abenteuer.

KAPITEL XVI

EIN UNVERSCHÄMTER DIEBSTAHL – DER RAUB EINES DORFÄLTESTEN – WEITERE VIEHDIEBSTÄHLE – UND SCHNELLE BESTRAFUNG – ABENTEUER MIT LÖWEN – EINE UNANGENEHME ECKE – ZWISCHEN GRASBRAND UND EINEM VERWUNDETEN LÖWEN

An eben diesem Ort wurde ich das Opfer eines höchst unverschämten Diebstahls. Ich erwähnte in einem früheren Kapitel, dass ich bei meinem Aufbruch aus Shoshong nur sehr wenig Getreide hatte, da die Eingeborenen aufgrund einer sehr schlechten Ernte selbst kaum etwas besaßen; was sie hatten, brauchten sie für sich selbst und wollten es nicht verkaufen. Die Menge, die ich mitgebracht hatte, war zu diesem Zeitpunkt fast erschöpft, und es war notwendig, dass ich Nahrung für meine Jungen sicherte.

Nachdem ich von meinem kurzen Aufenthalt bei Jennings und Blanch zu den Wagen zurückgekehrt war, traf ich Vorbereitungen, um Getreide von den Eingeborenen zu kaufen. Ich baute die Hinterachse und die Räder des Wagens aus und fertigte darauf einen Aufbau aus Rohhäuten an. Es war ein gutes, brauchbares Gefährt für den Transport von Getreide, auch wenn es nicht besonders ästhetisch war, und es war groß genug, um bequem zwölf Säcke zu fassen. In diesen improvisierten Karren packte ich Handelswaren im Wert von 80 bis 100 Pfund: ein halbes Dutzend Musketen, zehn Beutel Pulver, etwas Blei und Zündhütchen, eine Menge Perlen, Decken, Hüte, Jacken und Hemden, außerdem

etwas Messingdraht und Kaffernhacken. Ich übergab alles der Obhut meines alten Jungen Hans, mit Anweisungen, wie er beim Tauschhandel vorzugehen habe.

Er war etwa 12 Tage abwesend und kehrte dann mit völlig leeren Händen zurück – alle Handelswaren waren weg und kein einziger Sack Mehl war an ihrer Stelle. Im ersten Moment war ich fast zu wütend, um zu sprechen, aber ich sah bald, dass etwas nicht stimmte, denn der arme Hans war offensichtlich in großer Bedrängnis und fast verhungert.

Ich brauchte nicht lange, um alle Einzelheiten zu erfahren. Es stellte sich heraus, dass er bei seinem Handelszug am späten Nachmittag an einem bestimmten Kraal in den Hügeln ankam. Er schlief dort in dieser Nacht und ging am Morgen zum Dorfältesten, der sich seine Geschichte anhörte und ihm herablassend mitteilte, er könne seine Waren zum Kraal bringen, damit er sie begutachten könne. Hans, der erklärt hatte, dass er bereit sei, gegen Vieh, Schafe und Getreide zu tauschen, ging zu seinem Lager zurück, brachte den Karren herbei und lud alle Dinge auf einige Decken ab, damit der herrische Dorfälteste sie inspizieren konnte. Dieser musterte die Artikel mit kritischer Miene und war so gütig zu sagen, dass sie seine Zustimmung fänden.

Dann befahl er seinen Männern, die Waren an sich zu nehmen und sie in die Hütten zu bringen. Hans stand daneben, doch gerade als er erwartete, dass der Dorfälteste das notwendige Vieh, Getreide usw. zum Austausch herbeiholen würde, befahl ihm der alte Schurke, anzuspannen und zu verschwinden, sonst würde er ihn kurzerhand auslöschen!

Der alte Hans brauchte keine zweite Drohung, denn er kannte den Charakter dieses Mannes zu gut, um daran zu zweifeln, dass die Drohung ernst gemeint war und dass er sogar Glück hatte, überhaupt eine Warnung erhalten zu haben. Ohne auch nur darauf zu warten, einen Bissen zu essen, kam er ein gutes Stück schneller zurück, als er hingegangen war!

Ich erfuhr von einigen meiner Jungen, dass dieser Dorfälteste namens M'Tibi ein berüchtigter Schurke war. Er tat sich später durch seine Grausamkeiten während des nachfolgenden Matabele-Aufstandes hervor. Für den Moment ließ ich seinen Diebstahl jedoch unbemerkt passieren. Ich konnte es mir nicht leisten, 12 bis 14 Tage aufzuwenden, um hinaufzuziehen und meine Waren zurückzuholen. Aber ich legte ein stilles Gelübde der Rache ab, behielt seine Unverschämtheit im Gedächtnis und nahm mir fest vor, es ihm bei meiner nächsten Reise heimzuzahlen. Was ich auch tat – mit Zinsen, wie sich zu einem späteren Zeitpunkt zeigen wird.

Wir arbeiteten uns ruhig den Fluss hinauf, und ich ging allein auf die Jagd. Ich hatte etwa sieben oder acht Meilen von den Wagen entfernt frische Elefantenfährten gefunden, fühlte mich aber nicht geneigt, ihnen zu folgen, da es nur eine unbedeutende Gruppe von Kühen war. Genau in diesem Moment, gegen 11 Uhr vormittags, traf ich auf drei Buren: einen gewissen Smidt und seine zwei Söhne. Sie waren auf der Fährte eines ihrer Ochsen, der gestohlen worden war oder sich von ihren Wagen entfernt hatte, und ich schloss mich ihnen an. Innerhalb kürzester Zeit stellten wir fest, dass es einen zweiten Ochsen gab. Ich wusste nicht, wem er gehörte, aber später stellte sich heraus – was ich damals nicht vermutete –, dass auch einer meiner eigenen Ochsen während der Nacht mitgenommen worden war.

Ich fragte Smidt, was er zu tun gedenke, und er antwortete grimmig:

„Ihnen folgen und in das Pack hineinfeuern."

„Ich bin dabei“, antwortete ich, „denn auch ich habe genug von ihrer Diebesnatur. Aber schick deine Leute zurück!“ Das taten sie und wiesen sie an, zu ihren Wagen zurückzukehren, die am Shasha standen, etwa sieben Meilen von meinen Wagen entfernt und fast gegenüber denen von Jennings. Auch ich schickte meine Jungen zurück.

Wir vier weißen Männer folgten der Spur bis zur Dunkelheit, und obwohl die Fährte ganz frisch wurde, waren wir gezwungen, die weitere Verfolgung bis zum Morgen einzustellen, da wir nichts mehr sehen konnten.

Wir errichteten ein Lager für die Nacht, und während wir am Feuer saßen, konnten wir in beträchtlicher Entfernung das Geräusch von Festlichkeiten hören. Wir wussten dann, dass wir den Viehdieben nicht weit auf den Fersen waren, die – da sie keine Verfolgung vermuteten – sich einer wilden Orgie hingaben, um ihren erfolgreichen Raubzug auf das Vieh der Weißen zu feiern. Ihr Schreien und Tanzen dauerte bis weit in die Nacht hinein an. Wir gönnten uns ein paar Stunden Schlaf, keineswegs besänftigt durch ihren Jubel, von dem wir wussten, dass er bedeutete, dass einer der Ochsen geschlachtet und teilweise verzehrt worden war.

Bei Tagesanbruch setzten wir unsere Verfolgung fort und schlichen vorsichtig durch den Busch. Gerade als die Morgendämmerung anbrach, erreichten wir den Kraal der Diebe. Zu meinem Erstaunen sah ich einen meiner Ochsen dort stehen – das friedlichste und faulste Tier, das ich besaß. Der Ochse der Niederländer war geschlachtet worden, um das Festmahl zu bestreiten, und die unverzehrten Teile lagen noch auf dem Boden. Davon war nicht viel übrig, denn sie hatten die ganze Nacht hindurch geschlemmt. Wer Buschmänner kennt – oder überhaupt Eingeborene –, weiß, wie viel Fleisch ein solcher Mensch in seinen Körper packen kann, wenn er die Gelegenheit dazu hat. Dort waren drei Männer, zwei Frauen und zwei oder drei kleine Kinder, und sie hatten sich offensichtlich bis zum Übermaß vollgestopft.

Es war jedoch das letzte Festmahl der Männer. Ich hatte keinen Streit mit den Frauen und Kindern, aber wir waren zu oft von den boshaften kleinen Buschmännern beraubt worden, um viel Mitgefühl für sie zu haben.

Ich holte meinen Ochsen zurück und trieb ihn zu den Wagen, während Smidt und seine Söhne ihre Reise zu ihrem eigenen Lager fortsetzten. Während ich mich am Shasha entlangarbeitete, bekam ich ein- oder zweimal Elefanten vor die Flinte und erreichte schließlich die alte Straße oberhalb der Ramaquabane-Furt. Ich wies die Jungen an, einen starken Kraal zu errichten, ritt zu Pferd auf Elefantenjagd aus und schaffte es, drei zu erlegen. Nach einem Bad im Fluss und dem Abendessen legte ich mich ins Bett, aber gegen elf Uhr hörten wir das Brüllen eines Löwen. Da es jedoch weit entfernt schien, schenkten wir ihm keine große Beachtung.

Bald jedoch näherten sich die Löwen unserem Kraal. So nah sogar, dass die Ochsen in Panik gerieten. Das Erste, was ich bemerkte, war, dass der alte Blessman – derjenige, der von den Buschmännern gestohlen worden war – gerade durch den Zaun brach. Da er das faulste Tier des Gespanns war und sich immer als Letzter bewegte, nahm ich natürlicherweise an, dass er auch der Letzte sein würde, der den Kraal verließ. Ohne darauf zu warten, mich anzuziehen, sprang ich barfuß auf, nur mit einem Hemd bekleidet, und stürzte los, um die Kette der Ochsen zurück in den Kraal zu treiben. Nur wenige Sekunden verstrichen, bis ein gewaltiges Brüllen, eine Staubwolke und das Brüllen eines Ochsen mir verrieten, dass der Löwe bereits am Werk war. Ich feuerte auf die Stelle, an der sich der Tumult ereignete – mit welchem Ergebnis, konnte ich nicht sagen.

Am selben Morgen bei Tagesanbruch war ich auf den Beinen und folgte, begleitet von zwei oder drei Jungen, den Rinderspuren. In Richtung des Tati holte ich die verängstigten Tiere ein. Sie waren sicherlich ordentlich erschreckt worden, aber wir bändigten sie bald wieder. Beim Zählen stellte ich fest, dass einer fehlte. Als ich gegen 3 Uhr ins Lager zurückkehrte, sagte der alte Hans, dass einer auf der Straße, keine 100 Yards entfernt, getötet worden sei. Wir gingen zu der Stelle hinüber, aber gerade als wir den Kadaver erreichten, sprang ein Löwe auf und raste davon. Ich gab einen Schuss auf ihn ab, verfehlte ihn aber. Es war ein riesiges Tier mit schwarzer Mähne; eines der stattlichsten, die ich je gesehen habe, und ich bedauerte es, ihn nicht erlegt zu haben. Es gab jedoch noch eine Chance. Ich schickte jemanden zu den Wagen zurück, um die anderen Gewehre zu holen, und ließ Hillier und Farrell mir helfen, einen Kraal um den Kadaver zu bauen. Wir machten zwei Eingänge in den Kraal und postierten an jedem ein Gewehr, wobei der Abzug so fixiert war, dass alles, was die Öffnung kreuzte, eine Kugel erhalten würde.

Nachdem wir einen herzlichen Empfang für Leo vorbereitet hatten, sollte er während der Nacht zurückkehren, kehrten wir zu den Wagen zurück. Dem alten Hans gaben wir die Anweisung, bis zum Einbruch der Dunkelheit in der Nähe zu bleiben und die Geier davon abzuhalten, sich über den Kadaver herzumachen.

Hillier und ich nahmen ein Paar Handtücher und gingen zum Fluss, um zu baden. Zu meinem großen Ärger hörte ich, gerade als wir fertig waren, eines der Gewehre mit einem lauten Knall losgehen.

Ich schimpfte laut über den alten Hans und seine krasse Dummheit, zog mich an und eilte zu ihm. Ich fuhr ihn an, weil er meine Anweisungen missachtet und zugelassen habe, dass sich die Geier auf dem Kadaver niederließen und das Gewehr auslösten.

Der alte Mann wartete, bis ich fertig war, und antwortete dann ganz ruhig: „Ich habe die Geier nicht landen lassen. Es war überhaupt nicht das Werk der Vögel, es war ein Löwe." Ich glaubte es nicht, denn vier Uhr nachmittags ist eine ungewöhnliche Zeit für einen Löwen zum Fressen, aber als wir hinübergingen, fanden wir den großen Löwen dort – mausetot.

Nachdem ich das Gewehr wieder hergerichtet hatte, kehrte ich zu den Wagen zurück, war aber keine Dreiviertelstunde dort, als ein weiterer Knall zu hören war. Es war nun fast dunkel, also befahl ich den zwei Jungen und dem alten Hans, mit mir zu kommen, und bat Farrell und Hillier, ebenfalls hinüberzugehen und nachzusehen. Als wir uns der Falle näherten, wies ich jeden an, eine ordentliche Fackel aus dem trockenen Gras zu machen, von dem es an jener Stelle reichlich gab und das zwei bis drei Fuß hoch stand.

Die Fackeln wurden angezündet, und bald erhellten die fünf Flammen die Szene.

In diesem Moment stöberten meine zwei Hunde – prächtige Bullmastiffs, die uns ohne mein Wissen vom Lager aus gefolgt waren – den zweiten Löwen auf und begannen einen Angriff. Der Löwe war von der Kugel nur verwundet worden, und als die Hunde auf der Bildfläche erschienen, begann er zu knurren. Bei diesem bedrohlichen Laut ließen sowohl die Eingeborenen als auch die Weißen mit erstaunlicher Schnelligkeit ihre Fackeln in das trockene Gras fallen und rannten zur Straße, etwa 100 Yards entfernt. Das Ergebnis war, dass ich, bevor ich diese erreichte, zwischen dem Löwen und einem lodernden Feuer festsaß – wahrlich die Wahl zwischen Teufel und tiefem Meer. Ich stürzte zurück, um zu versuchen, die zwei Gewehre zu retten. Bei einem, wusste ich, war die Ladung explodiert, und dieses versuchte ich sofort zu bergen. Ich zerrte und riss daran, konnte es aber nicht schnell genug aus seinen Befestigungen lösen. Inzwischen hatten die Flammen eine solche Stärke erreicht, dass ich alles so deutlich wie am helllichten Tag sehen konnte. Die Hunde

kämpften die ganze Zeit mit dem Löwen. Ich passte meine Gelegenheit ab, gab schließlich einen Schuss ab, streckte den Löwen nieder und rannte – begleitet von den Hunden – um mein Leben.

Beide Löwenfelle verbrannten, und auch der Schaft eines der Gewehre wurde versengt. Dies war bis dahin die einzige Gelegenheit, bei der ich die Felle als Trophäen sichern wollte, und ich war besonders verärgert, weil es die schwarzmähnige Variante und sehr große Exemplare waren. Ich hatte darauf gezählt, sie zu sichern, um mich für den Verlust der Ochsen zu entschädigen, denn ein Arzt, der mit Mauch, dem deutschen Forscher, herausgekommen war, hatte mir 7 Pfund und 10 Schilling pro Stück für zwei gute Löwenfelle angeboten.

KAPITEL XVII

„NOBBY“ UND DIE ELEFANTEN – ELENANTILOPEN UND HEUSCHRECKEN – EIN VIEHRAUB – DIE ABRECHNUNG MIT M’TIBI – WIE WIR SEIN VIEH „STOHLEN“ – EIN AUFREGENDER TRECK – EINE ERFOLGREICHE REISE – ICH VERKAUFE ALLES UND LASSE MICH NIEDER – DIE ABENTEUER MEINES ALTEN GEWEHRS – EINIGE BEOBACHTUNGEN ÜBER BÜFFEL UND DIE TSETSEFLIEGE

Nach dem Abenteuer der zwei jungen Smidts mit der Büffelkuh blieben wir für drei Tage in unserem provisorischen Lager, um das Fleisch zu trocknen. Mein Grünschnabel „Nobby“ schoss eine Giraffe und ein Paar Rappenantilopen, und danach war er nicht mehr zu halten. Wenn er mir einmal erzählte, wie er es gemacht hatte, erzählte er es mir ein Dutzend Mal. Er betrachtete sich bereits als gewaltigen Jäger vor dem Herrn und weihte mich in seine Pläne für das folgende Jahr ein, wenn er beabsichtigte, auf eigene Faust zu einer Jagdexpedition aufzubrechen und Elefanten zu schießen.

Frau Smidt war, metaphorisch gesprochen, bis zum Hals mit der angenehmen Aufgabe beschäftigt, Fett von den zahlreichen Tieren auszulassen, die wir geschlachtet hatten. Ich erwartete die Hälfte des so gewonnenen Fetts, aber nach der Art und Weise, wie die alte Dame davon Besitz ergriff, hatte ich die starke Ahnung, dass sie es als ihr persönliches Vorrecht betrachtete – was sich auch bewahrheitete.

Schließlich brachten wir die Wagen weg und unternahmen dann eine kleine Expedition zu Pferd, diesmal nahmen wir Nobby mit. Ich musste ihm einschärfen, dass auf nichts außer Elefanten geschossen werden dürfe – ein Ultimatum, das ihn sichtlich wurmte, da wir ständig an großen Herden von Großwild vorbeikamen. Nicht weit von den Wagen entfernt hatten wir das Glück, auf eine schöne Elefantenherde mit vielen jungen Bullen zu stoßen. Wir einigten uns darauf, dass jeder seine Beute wählen sollte, und sobald dieser Punkt geklärt war, eröffneten wir das Feuer. Ich streckte meinen mit einer Kugel durch die Schulter nieder, und der alte Smidt hatte ebenso viel Glück. Während ich der Herde folgte, erlegte ich vier weitere junge Bullen und eine Kuh; Smidt und seine Söhne erbeuteten fünf junge Bullen und sechs Kühe.

Der arme Nobby ging leer aus, denn obwohl er seinen Elefanten ordentlich getroffen hatte, verschwand dieser, und trotz Nobbys gläubiger Zuversicht, er würde innerhalb

weniger Yards umfallen, führte die Fährte ihn und zwei Jungen eine beträchtliche Strecke weit, bevor sie durch einen Heuschreckenschwarm völlig ausgelöscht wurde. Nobby kehrte sichtlich niedergeschlagen zu uns zurück – ohne Elfenbein, aber um eine kleine Erfahrung reicher.

Übrigens wusste ich zuvor nicht, dass Elenantilopen Heuschrecken fressen. Aber sie tun es. Wir beobachteten mit eigenen Augen, wie sie die Insekten mit großem Genuss verspeisten und sie offensichtlich als seltene Delikatesse betrachteten.

Ich leistete eine Woche lang gute Arbeit an den Wagen, bereitete Riemen und Sjamboks vor, und während dieser Zeit ließ ich Nobby ständig das Reiten und Schießen üben. In beiden Disziplinen zeigte er beträchtliches Geschick, und als er hinausging und ein Paar Nashörner schoss, war er sichtlich zufrieden mit sich selbst.

In der folgenden Woche zogen wir alle gemeinsam aus, erreichten aber wegen der Heuschrecken zunächst sehr wenig. Die Eier begannen zu schlüpfen, und der Boden war lebendig von den „Voetgangers“ (Hüpfern). Schließlich stießen wir auf eine Elefantenherde; meine Ausbeute belief sich auf neun, die der Smidts auf vierzehn. Wir brauchten den Rest der Woche, um das Elfenbein einzusammeln, und nach unserer Rückkehr zu den Wagen verbrachte ich weitere vierzehn Tage damit, Peitschen und Riemen zuzuschneiden und zu glätten. Ich hatte über tausend Riemen, etwa 400 Peitschen und 300 Sjamboks.

Während dieser Arbeitsphase führte ich mehrere Gespräche mit Smidt über die Bosheit von M'Tibi, der im Vorjahr meine Handelswaren beschlagnahmt hatte, die ich ihm geschickt hatte, um Getreide für meine Jungen und mein Vieh einzutauschen. Wir arbeiteten einen Schlachtplan aus, um es dem alten Gauner heimzuzahlen. Wir vereinbarten, die Wagen in einer Woche auf die Heimreise zu schicken; da wir kalkulierten, dass es mindestens einen Monat dauern würde, bis wir die Wagen wiedersähen, versteckten wir einen Vorrat an Kaffee, Zucker und Tee sowie eine Menge „Dampers“ (Aschebrot) an einem sicheren Ort, damit wir bei unserer Rückkehr an diesen Punkt Proviant hätten. Wir verabschiedeten die Wagen sicher auf ihren Weg und zogen dann in die entgegengesetzte Richtung. Die Gruppe bestand aus mir, Nobby, Farrel, dem alten Smidt und seinen zwei Söhnen sowie einem Kaffern aus der Kapkolonie, der uns als Führer dienen sollte, da er zur Zeit des Diebstahls bei dem alten Hans gewesen war. Wir alle wussten, worum es ging, und da das Wetter herrlich war und kurz vor Vollmond stand, war das Reisen bei Nacht ausgesprochen angenehm.

Wir erreichten M'Tibis Kraal am Mittwoch etwa bei Sonnenaufgang. Wir führten unsere Pferde hinauf in die Hügel, nahmen ihnen die Zäume ab und ließen sie das Gras unter den Bäumen fressen.

Wir setzten uns und warteten geduldig auf das Eintreffen des Viehs, denn wir waren entschlossen, als Entschädigung für meine gestohlenen Waren einen Teil von M'Tibis Vieh an uns zu nehmen! Es war nach zehn Uhr, als das Vieh begann, die Kraals zu verlassen. Zwei Herden kamen unseren Weg entlang, und wir beschlossen, uns die größte Herde zu sichern. Wir ließen sie ein Stück wegziehen und traten dann plötzlich vor die zwei erschrockenen Jungen, die sie hüteten, und befahlen ihnen, nicht zu versuchen zu fliehen. Wir banden sie zur größeren Sicherheit zusammen, sagten ihnen, dass sie zwei Tage lang mit uns kommen müssten und wir sie dann freilassen würden. Sie nahmen die Angelegenheit ganz ruhig auf, schienen keineswegs beunruhigt und nahmen ohne weiteres ihre Plätze hinter dem Vieh ein. Wir brachen sofort auf; obwohl wir damit rechneten, dass das Vieh erst bei Einbruch der Dunkelheit vermisst würde, wenn es nicht zum Kraal zurückkehrte, wollten wir so viel Distanz wie möglich zwischen uns und M'Tibi und seine

Krieger bringen. Wir reisten den ganzen Tag und bis Mitternacht mit nur kürzesten Ruhepausen durch. Am nächsten Morgen brachen wir früh wieder auf und passierten die Stelle unterhalb unseres letzten Lagers. Zwei aus der Gruppe ritten hinauf und holten den versteckten Proviant mit der Anweisung, uns flussabwärts zu folgen. Sie holten uns bald ein, und dann überquerten wir alle den Fluss, zogen querfeldein zum nächsten Fluss, durchquerten auch diesen und beschlossen, hier für die Nacht zu rasten.

Wir gaben unseren beiden Gefangenen so viel Fleisch, wie sie tragen konnten, und schickten sie zurück zu ihrem Kraal. Das enorme Tempo, mit dem wir gereist waren, setzte der Herde zu, und viele Tiere waren so erschöpft, dass sie die Reise nicht fortsetzen konnten und wir sie zurücklassen mussten. Ob M'Tibi uns folgte oder nicht, weiß ich nicht, aber er hat uns jedenfalls nie eingeholt. Wir gelangten sicher über den Crocodile River; dort nahm ich so viel Vieh an mich, wie mich für die mir gestohlenen Waren entschädigte, und den Rest teilten wir auf, wobei ich meinen Anteil als nur gerechte Belohnung für all die Mühen betrachtete, die mir durch M'Tibis Schurkerei entstanden waren.

Ich ließ mein Vieh bei einem dortigen Dorfältesten zurück und kehrte auf meinen Schritten dorthin zurück, wo ich dem alten Hans befohlen hatte, mit den Wagen zu warten. Ich traf Frau Smidt etwa 30 Meilen vom Fluss entfernt und sichtete dann meinen eigenen Wagen, wo ich eine sensationelle Geschichte darüber hörte, wie den Ma-Kalanga eine Rinderherde gestohlen worden sei und wie einige der Ma-Kalanga zu Segkoma gegangen seien, um sich darüber zu beschweren! Ich hörte mit großem Interesse zu, klärte sie aber nicht auf. Ich war 25 Tage von den Wagen fort gewesen, und meine Jungen waren sehr neugierig zu erfahren, wo ich gewesen war. Ich erzählte ihnen eine detailreiche Geschichte darüber, wie wir einer Elefantenherde gefolgt seien, eine große Anzahl geschossen und das Elfenbein vergraben hätten und es bei der nächsten Reise herausholen würden.

Ich war mit meiner kurzen Reise sehr zufrieden. Siebenundfünfzig Elefanten waren meinem Gewehr zum Opfer gefallen, und das Elfenbein wog fast dreitausend Pfund; zusätzlich hatte ich Riemen, Peitschen, Sjamboks, Hörner usw. im Wert von etwa 300 Pfund gewonnen.

Ich kehrte nach Shoshong zurück und beschloss, die Jagd aufzugeben. Ich ließ drei große Hütten bauen, zusätzlich zu dem kleinen Platz, an dem mein Bruder war, und ließ mich als Händler nieder. Ich verkaufte meine Pferde zu einem guten Preis und trennte mich – wie dumm von mir – von meinem alten Gewehr. Es war töricht, denn es wäre ein großartiges Kuriosum gewesen, und ich habe es seither immer bereut.

Ich verfolgte seinen Weg noch einige Zeit. Der Mann namens Horn, dem ich es verkaufte, hatte sehr bald genug davon und gab es an einen Mann namens Cunningham weiter, der – nachdem ihm der gewaltige Rückstoß des alten Vorderladers fast die Wange zertrümmert hätte – es an einen Herrn Saunders verkaufte, dem es ein Auge dauerhaft schädigte. Der letzte weiße Mann, von dem ich als stolzem Besitzer hörte, war der bereits erwähnte arme alte Blanch; man berichtete mir, er pflegte eine drei Pfund schwere Bleistange an die Mündung zu binden, um zu verhindern, dass sie beim Schießen hochsprang. Schließlich wurde es selbst für Blanchs Nerven zu viel, und er verkaufte es für einen Elefantenstoßzahn an einen Buschmann. Das alte Gewehr hatte gewiss einige Eigenheiten, aber ich hatte mich an sie gewöhnt und konnte seinen Rückstoß bis zu einem gewissen Grad ausgleichen; dennoch versetzte es einem immer einen ordentlichen Schlag und tat sein Bestes, einen aus dem Sattel zu werfen. Aber was konnte man auch von einem Gewehr dieses antiken Typs erwarten, dessen Ladung aus einer Handvoll Schwarzpulver und einer Kugel von etwa einem Viertelpfund Gewicht bestand?

Ich blieb von 1870 bis 1874 in Shoshong, genoss die Ruhe und war als Händler erfolgreich, denn ich war bei jedermann bekannt, und es gab einen ständig zunehmenden Strom von Jägern, Entdeckern usw. in den unbekannten und romantischen Norden.

Bevor ich den Bericht über meine Erfahrungen als Jäger beende, kann ich es mir nicht verkneifen, meinen Beitrag zu der viel diskutierten Frage über den Büffel hinzuzufügen. Ich bemerkte neulich einen Artikel in einer unserer Lokalzeitungen, in dem auf das „unsportliche" Verhalten einiger Büffeljäger in Nordwest-Rhodesien hingewiesen wurde, die verwundeten Büffeln nicht folgten, wenn diese sich in einen Sumpf zurückzogen. Der Verfasser des Artikels muss von dem Büffel und seinen Gewohnheiten völlig ahnungslos gewesen sein, denn ich halte es für überaus vernünftig von jenen Jägern, einem verwundeten Büffel nicht an einen Ort zu folgen, an dem er viel Deckung hat. Es ist weit besser, einem verwundeten Löwen zu folgen als einem verwundeten Büffel, denn Letzterer ist das grimmigste und listigste Tier, das in Afrika zu finden ist. Der deutsche Leutnant Graetz und seine Gefährten haben diese Tatsache kürzlich erfahren müssen, denn einer von ihnen wurde getötet und Leutnant Graetz schwer verletzt, weil sie einem verwundeten Büffel nachgingen. Nein, wer auf Büffel aus ist, muss schießen, um zu töten, und nicht, um zu verwunden; und wenn es ihm nicht gelingt, seine Beute zur Strecke zu bringen, sollte er es unter keinen Umständen wagen, ihr zu folgen, es sei denn in offenem Gelände. Er sollte einem Büffel niemals in Deckung folgen, es sei denn, er wird von einer Anzahl guter Hunde begleitet. Manch ein guter Mann hat sein Leben verloren, weil er diese Vorsichtsmaßnahme missachtete.

Im Zusammenhang mit dem Büffel möchte ich auch mein Scherflein zur Tsetsefliegen-Kontroverse und der Verbindung der Fliege mit dem Büffel beitragen. Ich kann drei große Landstriche nennen, die einst von der Fliege verseucht waren. Da war ein Gürtel am Crocodile River nahe Tuli; ebenso der Ort, an dem Khama heute sein Dorf hat, und ein drittes Gebiet um die Victoriafälle. An allen drei Orten kamen Büffel und Tsetsefliegen buchstäblich in Schwärmen vor. Heute gibt es in keinem dieser Distrikte mehr Büffel und keine Fliegen. Ich fühle mich verpflichtet, das Zeugnis der Eingeborenen in diesem Punkt zu akzeptieren; sie behaupten, dass die Fliege im Büffelmist brütet. Sobald der Büffel ausgerottet ist, verschwindet die Fliege, da sie keine Brutstätte mehr hat.

Ich muss aus eigener Erfahrung sagen, dass es möglich ist, die Fliege in Entfernungen von bis zu sechzig oder siebzig Meilen abseits der Büffelreviere anzutreffen, da die Plagegeister durch anderes Wild aus dem üblichen „Fliegengürtel" herausgetragen werden.

Die Büffel am Crocodile River wurden von Trek-Buren geschossen und vertrieben. Drei große Burenfamilien lagerten über ein Jahr lang an der Mündung des Marico in den Crocodile River, und wir alle wissen, welche gewaltige Menge Wild sie in dieser Zeit schießen würden.

KAPITEL XVIII

DIE LETZTE REISE – EINE WAFFENSCHMUGGEL-EXPEDITION – VON DIAMANTEN GELOCKT – KANONEN FÜR SECOCONI – VON BUREN VERHAFTET – EINE BRENZLIGE LAGE – WIE WIR UNSERE PEINIGER ÜBERLISTETEN

Im Jahr 1875 erwarb ich in Port Elizabeth drei alte Schiffskanonen im Hinblick auf ein kleines Abenteuer, das sich, wie ich dachte, als profitabel, wenn auch etwas riskant erweisen würde. Ich transportierte sie hinauf nach Grahamstown und von dort nach Kimberley.

Das kleine Projekt, das mir vorschwebte, bestand darin, sie in Secoconis Land im nördlichen Transvaal zu schmuggeln. Drei von Secoconis Jungen hatten einige Zeit für mich gearbeitet, und sie ließen immer wieder Andeutungen fallen, dass Secoconi äußerst begierig darauf sei, ein großes Geschütz zu erhalten; und dass er dem Mann, der in der Lage wäre, eines in sein Land zu bringen, um ihm gegen die Buren zu helfen, all seine Diamanten geben würde. Da es hieß, Secoconi besäße einen großen Vorrat an Diamanten – wie oder woher er sie hatte, weiß ich nicht –, schien mir der Versuch lohnenswert.

Ich hatte viele Geschichten über Secoconis Diamantenschatz gehört – und viele Legenden sind um diesen angeblichen Reichtum gewachsen –; manche sprachen von Töpfen voller Diamanten, andere von Säcken, aber allgemein herrschte die Vorstellung, dass Secoconis Diamanten beträchtlich mehr wert seien als ein Königslösegeld. Jedenfalls war es für mich Grund genug, zu versuchen, sie im Austausch für ein paar Kanonen zu bekommen.

Mein Bruder war bei mir. Wir hatten drei Wagen und kauften eine Menge Gewehre und Munition. Unter den Gewehren waren einige sehr gute Waffen – das Beste, was man in jenen Tagen kaufen konnte –, und wir wussten sehr wohl, dass wir im Landesinneren einen hohen Preis dafür erzielen konnten. Wir erhielten von der Transvaal-Regierung eine Genehmigung, mit „Waffen und Munition“ von ihrem Territorium in das „Kaffernland“ zu ziehen. Die Genehmigung sagte nichts über die Anzahl oder Größe der Gewehre aus; tatsächlich nichts über die Phrase „Waffen und Munition“ hinaus. Wir glaubten daher, mit der nötigen Autorität voll gewappnet zu sein, wenngleich ich hier anmerken darf, dass die Kanonen sorgfältig vor Blicken verborgen waren.

Als wir unsere Expedition starteten, beschlossen wir, den Versuch zunächst mit nur einer der Kanonen zu wagen und die anderen beiden vorerst in Kimberley zu lassen; denn ich dachte mir, wenn wir mit der ersten erfolgreich wären, bräuchten wir die anderen nicht mitzunehmen, während im Falle eines Scheiterns unseres ersten Versuchs noch zwei weitere in Reserve an einem günstigen Ausgangspunkt stünden. Es bestand also die Chance, dass ich wenigstens eine der drei zu dem alten Secoconi hinaufbringen könnte. Die Methode, die eine Kanone, die ich mitnahm, zu verbergen, bestand darin, sie fest auf das Gestell eines Karrens zu schnallen und das gesamte Gefährt mit einem doppelten Boden zu versehen. Die Arbeit wurde sauber ausgeführt, alles mit Schrauben befestigt, und es gab kaum eine Möglichkeit für neugierige Augen, zu entdecken, dass sich etwas in dem Karren befand.

Wir zogen ruhig am Rande des Transvaals entlang bis zu dem Punkt, den ich als den günstigsten Ort für den Vorstoß in Secoconis Land ausgewählt hatte. Dieser Punkt lag etwa 12 Stunden westlich von Rustenburg. Wir machten hier Rast, und während wir uns ausruhten, vorbereitend auf den Aufbruch aus dem Burenland, wurden wir durch die Ankunft von sechs bewaffneten Buren bestürzt, die heritten und ohne Umschweife nach unserem Begehren fragten und ob wir ein großes Geschütz – eine Kanone – in unserem Besitz hätten.

„Ja“, sagte mein Bruder mit einer, wie ich fand, unnötigen Unverfrorenheit.

„Wo ist sie?“, fragte der Anführer der Gruppe. Mein Bruder sagte mit beiläufiger Miene: „Sie ist im Zelt festgebunden.“ Die Buren verlangten, sie sofort zu sehen. Wir gingen zum

Zelt, und mein Bruder deutete seelenruhig auf eine alte, schwenkbare Entenflinte mit glockenförmiger Mündung, die dort hing.

Ich wäre fast geplatzt vor Lachen über diese Frechheit, wagte es aber nicht zu zeigen. Die Niederländer, die sahen, dass sie veralbert worden waren, waren sehr zornig, und der Anführer wandte sich wütend an meinen Bruder und fragte ihn, ob er ihn für einen Narren halte, dass er ihm weismachen wolle, jene alte Entenflinte sei eine Kanone?

Mein Bruder, der während des Vorfalls keine Miene verzogen hatte, antwortete ganz unschuldig, die Buren hätten gefragt, ob wir buchstäblich ein „großes Gewehr" (big gun) hätten, und er habe ihnen in seiner Unschuld das einzige große Gewehr gezeigt, das wir besäßen.

Der Bure sagte verärgert: „Ich meine nicht so ein Gewehr. Ich meine ein großes Geschütz (kanon)." Dann fügte er hinzu: „Wohin reisen Sie?"

„Ins Kaffernland", sagte mein Bruder.

„Haben Sie eine Genehmigung?", lautete die nächste Frage.

„Ja", antwortete mein Bruder, und wir legten die bereits erwähnte Genehmigung vor, die uns erlaubte, „Waffen und Munition" durch den Transvaal zu bringen.

Der Anführer nahm sie an sich. Obwohl er ein Niederländer war, war er kein Narr, und er bemerkte schnell eine Tatsache, die wir völlig übersehen hatten: dass die Genehmigung kein Datum trug. Sie war vom Landdrost Best in Christiana ausgestellt worden, und er hatte es nachlässigerweise versäumt, sie zu datieren. Ansonsten war die Genehmigung völlig in Ordnung. Die Buren suchten jedoch offensichtlich nach Ärger, erkannten die Unterlassung sofort und erklärten uns kurzerhand für verhaftet.

Wir setzten uns alle nieder und hielten ein langes Palaver, besprachen die Angelegenheit in all ihren Facetten, rauchten unsere Pfeifen, tranken einen Schluck und verhielten uns allgemein mit der Gelassenheit und Muße von Männern, deren Leben sich im Veld abspielte. Es gab keinen Grund zur Eile ihrerseits, denn sie waren auf einer bedeutenden Mission – für den Geist eines Buren konnte es nichts Imposanteres geben, als „verdomde Englesmen" wegen eines so schrecklichen Vergehens wie dem Schmuggel eines großen Geschützes durch ihr Land zu verhaften, das gegen sie verwendet werden sollte. In jener Phase der Landesgeschichte muss dies eine ebenso sensationelle Angelegenheit gewesen sein wie der Jameson Raid in späteren Jahren.

Es war mir völlig klar, dass der Geheimdienst der Buren weiter unten im Land recht gut funktionierte; denn obwohl ich jede Vorsichtsmaßnahme getroffen hatte, um absolute Geheimhaltung in Bezug auf die Kanone zu gewährleisten, hatte offensichtlich jemand „geplaudert". Es bestand kein Zweifel, dass unsere Bewegungen den ganzen Weg landeinwärts beobachtet worden waren, und gerade als wir im Begriff waren, die Grenze zu überschreiten, erwarteten uns die Buren. Allein die Tatsache, dass sie darauf beharrten, wir hätten eine große Kanone in unserem Besitz, zeigte, dass sie sich nicht so leicht täuschen lassen würden; und da ich das fühlte, hatte ich es sicher nicht eilig, das Gespräch zu beenden, bevor mir irgendein Plan eingefallen war, wie man sie überlisten könnte. Ich wusste, dass ich all meinen Einfallsreichtum aufbieten müsste, um aus der sehr brenzligen Lage herauszukommen, in der wir uns befanden, denn die Buren hegten keine Liebe für einen Mann, der versuchte, das zu tun, was ich vorhatte.

Schließlich sagten sie: „Wie weit wollt ihr heute Abend noch ziehen?"

Wir antworteten, dass wir nicht sehr weit gehen und an diesem Tag nur einen kurzen Treck machen würden, und fügten hinzu – was völlig der Wahrheit entsprach –, dass wir es nicht eilig hätten, tiefer in den Transvaal vorzudringen.

Sie sagten, wir müssten in Bezug auf die Situation zu einer Übereinkunft kommen, und fügten hinzu, dass sie nicht die Notwendigkeit haben wollten, uns alle unter formelle Verhaftung zu stellen und zu ihren Gefangenen zu machen, wie es ihnen angewiesen worden war. Sie fügten quasi in Klammern hinzu, dass sie von Präsident Burgers, dem damaligen Präsidenten der Republik, angewiesen worden seien, uns abzufangen; dieser habe befohlen, keine Umstände zu machen, sondern uns beim Auffinden der Kanone in unserem Besitz an den nächsten Bäumen aufzuhängen!

Das war, gelinde gesagt, eine schöne Bescherung; denn während ich wusste, dass die Buren unser Handeln sehr ernst nehmen würden, falls wir erwischt würden, dachte ich – da ich sie kannte –, dass wir im schlimmsten Fall mit einer beträchtlichen Geldstrafe davonkämen. Die Aussage, sie seien angewiesen worden, uns an den nächsten Bäumen aufzuhängen, war keineswegs eine angenehme Vorstellung.

Nachdem sie unsere Stimmung auf diese Weise aufgeheitert hatten, sagten die Buren, sie hätten keinen Wunsch, zum jetzigen Zeitpunkt übermäßig hart zu sein; wenn wir uns also über unser Verhalten usw. einig würden, stünde es uns frei, unseres Weges zu ziehen – natürlich begleitet von unseren freundlichen Wächtern.

Der Anführer sagte, er wolle an diesem Tag nicht sehr weit gehen, und riet uns, nicht über die nächste Farm hinauszuziehen, was für jenen Tag ein ausreichender Treck sei, da sie etwa fünf Meilen entfernt liege.

Ich antwortete: „Sehr wohl." Wir setzten unseren Weg fort, aber ich erfand eine Ausrede, um auszuspannen, bevor wir dort ankamen. Ich war keineswegs darauf erpicht, in der gegenwärtigen Situation in die Nähe irgendeiner Burenfarm zu gelangen.

Als wir ausspannten, geschah dies an einem von mir sehr sorgfältig ausgewählten Ort. Während des fünf Meilen langen Trecks hatte ich fieberhaft versucht, einen Plan auszuhecken, wie ich die Buren überlisten und meinen Hals retten könnte, und schließlich sah ich etwas, das mir Hoffnung gab. Ich ritt den Wagen voraus und ließ mich plötzlich zurückfallen, befahl ihnen auszuspannen, aber – entgegen meinem üblichen Vorgehen beim Lagern – ließ ich die Wagen nicht dicht nebeneinander aufstellen. Die drei Wagen standen in einer Linie in beträchtlichem Abstand voneinander, während am einen Ende der Linie der Karren stand. Von einem Ende der Linie zum anderen müssen es 50 Yards gewesen sein, wenn nicht mehr.

Am Ende der Linie, das dem Karren gegenüberlag, schlug ich unser Lager auf. Ich ließ eine große Menge weiches Gras schneiden und in Form eines Lagers in der Nähe der Wagen ausbreiten. Darauf warf ich eine Anzahl von Decken, Fellen usw., und es ergab ein luxuriöses Lager, wie für einen König geschaffen. Dieses Lager stellte ich unseren niederländischen Bewachern zur Verfügung, und sie ließen sich auf seiner nachgiebigen Oberfläche mit einer Miene von Luxus und Zufriedenheit nieder, die schön anzusehen war.

Während das Lagerfeuer entzündet und der Kaffee gekocht wurde, stahl sich mein Bruder Harry mit unseren drei Pointer-Hunden von den Wagen davon, angeblich um zu sehen, ob er ein paar Vögel oder Böcke zur Nahrung erlegen könne, in Wirklichkeit aber, um nachzusehen, ob andere Leute um uns herum waren. Es waren erstklassige Pointer, gut in ihrer Arbeit, und er brauchte nicht viele Minuten, um zu entdecken, dass unser Lager von

einem ganzen Ring von Eingeborenen umgeben war, die sich im hohen Gras und Busch verborgen hatten. Er stellte fest, dass sie den weißen Männern gegenüber nicht unbedingt feindselig gesinnt waren, dass sie aber im Dienste der Buren standen und uns von dem Moment an umstellt hatten, als die Buren an jenem Morgen aufgetaucht waren, und den ganzen Tag über neben den Wagen hergezogen waren. Sie bildeten nun einen lückenlosen Kordon um das Lager, sodass kaum Hoffnung auf einen Fluchtversuch bestand.

Ich entschied schnell, was zu tun war.

Als der Kaffee kochte, goss ich eine Flasche Drei-Sterne-französischen-Brandy in den Kessel, tat reichlich Zucker hinein – da ich die Vorliebe der Niederländer für Süßes kannte –, holte Zwieback hervor und servierte die Abendmahlzeit. Mein Wort, man hätte sehen sollen, wie sie diesen Kaffee tranken! Sie machten mir sogar Komplimente wegen des guten Geschmacks, und als der Kessel geleert war, lehnten sie sich auf dem Graslager mit ihren Pfeifen im Mund zurück, zufrieden mit sich und der ganzen Welt, glücklich in dem Bewusstsein, dass sie die berüchtigten Waffenschmuggler festgesetzt hatten und von einem Ring argusäugiger Eingeborener umgeben waren, denen nichts entgehen konnte.

Ich konnte ihre Gedanken ziemlich deutlich lesen, und um ganz sicherzugehen, schlug ich vor, dass sie vielleicht einen Tropfen Brandy möchten.

Brandy! Natürlich wollten sie einen Brandy. Gab es jemals einen Niederländer, der im Veld einen Tropfen Schnaps ablehnte? Ich kannte meine Niederländer zu gut, um zu glauben, dass ich Schwierigkeiten haben würde, sie dazu zu bringen, so viel Alkohol zu nehmen, wie ich ihnen anbieten konnte. Ich ging zum Wagen, holte eine weitere Flasche hervor – die erste, soweit sie wussten – und schenkte ringsum ordentliche, ordentliche Portionen aus.

Die doppelten Ration Schnaps begannen bald ihre Wirkung zu zeigen. Zuerst wurden die Niederländer gesprächig, dann mehr oder weniger ausgelassen, dann leicht streitsüchtig, und schließlich zeigten erst einer und dann der andere Anzeichen von Schlaf. Unnötig zu sagen, dass wir sie darin bestärkten, indem wir gähnten und jedes Symptom von Schläfrigkeit zeigten; diese Suggestionen zeigten mit der Zeit ihre Wirkung, und die Niederländer sanken sanft in den Schlummer.

Das war es, worauf wir gewartet hatten.

KAPITEL XIX

DIE BUREN ÜBERLISTEN – WIE WIR DIE KANONE VERSTECKTEN – UND UNSERE SPUREN VERWISCHTEN – ANKUNFT IN RUSTENBURG – VOR DEM LANDDROST

Unsere scheinbar schläfrigen Augen öffneten sich schnell. Wir schlichen so leise wie möglich vom Lagerfeuer weg und eilten zum Ende der Wagenreihe, wo der Karren stand.

Wir brauchten nun den Kordon der eingeborenen Spione um uns herum nicht zu fürchten, da mein Bruder Harry mit den drei großen Pointern ihnen die Furcht Gottes eingejagt und sie bis auf eine Entfernung von einer Meile oder mehr von unserem Lager zurückgejagt hatte.

Wir begannen sofort, meinen Plan in die Tat umzusetzen. Ich hatte an diesem speziellen Ort gelagert, weil ich beim Voranreiten an der Spitze der Wagen einige Fallgruben der Eingeborenen bemerkt und die Wagen sorgfältig so aufgestellt hatte, dass der Karren ihnen fast gegenüberstand. Mein Plan war, in der Nähe der Gruben auszuspannen, die Niederländer betrunken zu machen und, während sie schliefen, den Boden des Karrens herauszunehmen, die Kanone in einer der Fallgruben zu verstecken und dann mit ruhigem Gewissen einer weiteren Untersuchung entgegenzusehen; denn solange keine Kanone an Bord war, konnte es unmöglich zu einem Hängen oder zu weiterem Ärger kommen. Die Fallgruben waren in Form eines Halbmonds angeordnet, etwa 300 Yards lang, und waren von Eingeborenen zum Zweck des Wildfangs gegraben worden. Jedes Loch war etwa zwei Fuß breit und etwa sechs Fuß tief. Alle Löcher befanden sich auf der gegenüberliegenden Straßenseite von unserem Lager; ich hatte meine Wagen vorsorglich auf einer Lichtung auf der anderen Straßenseite aufgestellt, damit die Niederländer die Fallgruben nicht sehen würden, es sei denn, sie wären übermäßig neugierig.

Als wir den Karren erreichten, löste ich die vier Ochsen, die an seiner Deichsel befestigt waren, und weckte einen jungen Mann namens Slade, der sich unserer Gruppe einige Tage zuvor angeschlossen hatte.

Ich sagte zu ihm: „Steh auf, Mann, und hilf uns. Ich stecke in der Klemme."

„Was ist los?", fragte er.

„Rede nicht, Mann", sagte ich, „Komm und hilf. Ich habe etwas an Bord, das ich nicht haben sollte."

„Bei Gott! Das dachte ich mir", war seine Antwort.

„Egal, was du denkst", entgegnete ich, „komm und hilf mir."

Slade war in Ordnung. Er machte sich sofort bereit, und wir drei – einer an der Deichsel und je einer an einem Rad – schoben den Karren leise über die Straße zu den Fallgruben, etwa 300 Yards entfernt. Wir stiegen in den Karren und lösten mit Schraubendrehern die Beplankung, zogen alles heraus, lösten die Vertäuung des Geschützes und bereiteten uns darauf aus, es auszuladen. Ich befand mich am Mündungsende des Geschützes, während mein Bruder und Slade am anderen Ende waren, und es wurde vereinbart, dass sie bei „eins, zwei, drei" anheben sollten. Das Programm wurde getreu ausgeführt, aber wir hatten nicht mit der Wirkung beim Heben eines Geschützes in einem zweirädrigen Karren gerechnet. Beim Wort „drei" hoben sie an, aber da die beiden schwerer waren als ich, schoss die Deichsel des Karrens, die natürlich auf dem Boden ruhte, kerzengerade in die Luft, schleuderte den Karren nach hinten und warf uns alle drei der Länge nach zu Boden.

Zu unserem Glück hatten wir wegen der Dunkelheit nicht alle Vertäuungen gelöst, sonst wären das Geschütz sowie wir selbst herausgeflogen, und möglicherweise wäre einer oder mehrere von uns sehr ernsthaft verletzt worden. So aber war der Vorfall nur zum Lachen, und wir machten uns an einen zweiten Versuch.

Ich sagte Slade, er solle sich auf die Deichsel setzen, und ich und Harry würden versuchen, das Geschütz gleichzeitig anzuheben oder es zumindest aus dem Karren zu schieben.

Wir brachten den Karren wieder in Position, mit der Deichsel auf dem Boden, und Slade setzte sich auf deren Spitze. Ich stand rittlings über dem Geschütz, mein Bruder am Ende. Wieder wurde das Kommando gegeben: „eins, zwei, drei", und beim Anheben

stemmten wir beide zusammen und mit solchem Eifer, dass das Geschütz herauskam, das schwere Bodenstück mich zwischen den Beinen erwischte und mich mit ihm aus dem Karren schleuderte, fast direkt auf Slade obenauf.

Der ganze Vorfall war zu viel für uns, und wir brachen alle in ein schallendes Gelächter aus, das weit über den Ort hinaus gehört worden sein muss, an dem die Buren friedlich schliefen. Wären sie nicht – ich will nicht sagen betrunken, aber doch sehr nah dran – gewesen, hätten sie unser Lachen gehört und wären der Sache nachgegangen; denn es darf nicht vergessen werden, dass auch wir eine ordentliche Menge des Brandys zu uns genommen hatten und in einer ausgesprochen sorglosen und tollkühnen Stimmung waren. Als wir erst einmal angefangen hatten zu lachen, kümmerten wir uns nicht darum, wer es hörte, bis unser Lachen vorbei war – woraufhin uns natürlich die Notwendigkeit äußerster Vorsicht bewusst wurde.

Wir horchten gespannt und warfen ängstliche Blicke zum Ende der Wagenreihe, wo das flackernde Glimmen des Lagerfeuers die friedlich schlafenden Niederländer zeigte. Es gab keine Bewegung, und falls einer von ihnen durch unseren Lärm gestört worden war, gab er kein Zeichen. Nachdem wir uns vergewissert hatten, dass unser unzeitiges Lachen keine bösen Folgen gehabt hatte, machten wir uns unverzüglich daran, die Kanone zu bewältigen, die wir in eine der Fallgruben hinunterließen und deren Mündung wir sorgfältig mit einem großen alten Dornenbusch verdeckten, dessen Stumpf wir in das Loch stießen. Wir dachten uns, dass es ein scharfes Auge bräuchte, um zu erkennen, dass der Strauch dort nicht tatsächlich gewachsen war; und mit dem Einsetzen des Regens und dem Wachsen des Grases rechneten wir damit, dass das Versteck für mindestens zwei Jahre gut wäre, sofern es nicht durch Feuer zerstört würde.

Wir setzten den Boden des Karrens, das Spritzbrett usw. sorgfältig wieder ein, und hier war ich mehr als dankbar, dass ich die Voraussicht gehabt hatte, diese ganze Arbeit mit solcher Sorgfalt ausführen zu lassen, dass sie ohne Hämmern oder Zerbrechen der Bretter eingesetzt oder herausgenommen werden konnte und nur ein Schraubendreher für die Veränderung nötig war.

Es war nun zwischen ein und zwei Uhr morgens, und bis jetzt war alles zufriedenstellend verlaufen. Wir zogen den Karren in seine ursprüngliche Position zurück, und ich sagte meinem Bruder und Slade, sie sollten sich hinlegen und etwas Schlaf finden. Ich hatte jedoch noch etwas zu tun, um alles abzusichern. Da ich wusste, was für ein besonders scharfes Auge der Niederländer für Fährten hat, war mir klar, dass die Karrenspuren über die Straße am Morgen schnell entdeckt würden, wenn ich keine Schritte unternähme, sie vollständig auszulöschen. Meinen Plan hatte ich bereits gefasst und schritt nun zu seiner Ausführung. Ich ging zu den Wagen, wo die Ochsen angebunden waren, band sie alle los und weckte zwei meiner vertrauenswürdigsten Jungen, um mir zu helfen; schnell hatten wir die Ochsen zusammen.

Gerade in diesem Moment schrak ich auf, als ich sah, wie einer der Buren sich auf den Ellbogen stützte und schläfrig, aber doch argwöhnisch fragte: „Ihr wollt doch jetzt nicht anspannen, oder?“

„Nein“, antwortete ich ebenso schläfrig, „aber mir fiel ein, dass ich gestern Abend beim Ausspannen die Ochsen angebunden habe, anstatt sie grasen zu lassen, und wir hatten so eine schöne Zeit beim Brandytrinken, dass ich die armen Tiere ganz vergessen habe; also lasse ich sie jetzt los, damit sie etwas Nahrung finden, sonst müssten wir am Morgen zwei oder drei Stunden warten, bevor wir anspannen können!“

„Ja, Mynheer“, sagte er und sank auf sein Lager zurück, offensichtlich ganz zufrieden mit meiner Erklärung.

Ich und die Jungen trieben die Ochsen sofort zu der Stelle zwischen der Fallgrube, in die wir die Kanone versenkt hatten, und dem Ort, an dem der Karren gestanden hatte. Wir trieben sie vor und zurück und ein- oder zweimal darüber hinweg, wodurch jede Spur von Radspuren vollständig ausgelöscht wurde. Als ich dies zu meiner Zufriedenheit erledigt hatte, band ich sie an die Wagen, legte mich hin und schlief mit ruhigem Gewissen und einem tiefen Gefühl der Unschuld und Rechtschaffenheit ein! Ich öffnete meine Augen erst weit nach Sonnenaufgang – so fest schläft ein Mensch mit reinem Gewissen –; aber als ich schließlich erwachte, stellte ich fest, dass die Buren schon beträchtliche Zeit vor mir wach gewesen waren und dass zwei von ihnen zu Pferd aufgebrochen waren, um uns dem Magistrat in Rustenburg zu melden, während die anderen offensichtlich um die Wagen herumgeschnüffelt hatten, um zu sehen, was sie finden konnten. Sie zeigten jedoch keine Anzeichen dafür, etwas Verdächtiges entdeckt zu haben, und wir spannten an und reisten etwa anderthalb Meilen weit, bis wir an ein Bächlein kamen, auf dessen anderer Seite ein Farmhaus stand, das Eigentum von Paul Krügers Schwiegersohn. Wir kamen hier am Samstag an und erhielten die Anweisung, an diesem Ort zu bleiben, bis die Boten aus Rustenburg mit Instruktionen zurückkehrten, was mit uns geschehen solle. Natürlich legte ich eine Miene gekränkter Unschuld an und wollte wissen, was sie sich dabei dachten, harmlose Händler auf diese Weise aufzuhalten, da wir doch keine große Kanone an Bord hätten. Tatsächlich forderte ich sie auf, die Kanone vorzuzeigen, und drohte ihnen mit allerlei Unannehmlichkeiten, Schadensersatzklagen und so weiter, falls sie uns nicht ziehen ließen.

In der Zwischenzeit hatten wir jedoch keine schlechte Zeit, denn wir gingen auf die Jagd, und zum ersten Mal in ihrem Leben sahen diese Niederländer gut ausgebildete Pointer bei der Arbeit. Sie waren einfach verblüfft über die Klugheit der Hunde und über die Ergebnisse, die bei der Jagd erzielt wurden. Es gab ein ganz bestimmtes kleines Stück Land am Ende des Geländes, und ich schätze, wir müssen dort bei einem einzigen Ausflug 30 bis 40 Fasanen geschossen haben. Wir gaben alle Vögel den Niederländern, und sie waren hocherfreut. Sie waren erstaunt über die Schnelligkeit, mit der die Vögel durch unsere Gewehre fielen, und sagten, sie hätten so etwas in ihrem Leben noch nie gesehen. Ich sollte hinzufügen, dass wir bei dieser Gelegenheit Hinterlader benutzten. Diese nützlichen Waffen waren gerade eingeführt worden, und der alte Vorderlader, mit dem ich zu meiner Zeit so berühmten Sport getrieben hatte, gehörte der Vergangenheit an. Der Hinterlader hatte seinen Platz eingenommen, und dies war die erste Gelegenheit, bei der ich ihn einem praktischen Test unterzog. Natürlich war er in jenen Tagen eine große Neuheit, und für die Buren war er völlig neu. Ich hatte eine große Anzahl von Hinterlader-Gewehren auf den Wagen, und gerade wegen ihrer Neuheit und Effizienz rechnete ich damit, mit ihrem Verkauf ein recht gutes Geschäft zu machen, ganz abgesehen vom Loswerden der Kanone.

Am Sonntagabend kehrten die Buren aus Rustenburg mit dem Befehl zurück, dass wir zum dortigen Landdrost gebracht werden sollten und dass sie nichts unternehmen sollten, bis wir in jenem berühmten niederländischen Dorp einträfen. Ich wusste ganz genau, dass unsere Wagen dort gründlich durchsucht würden, zumal die Boten aus Rustenburg völlig klarmachten, dass die Buren es ernst meinten und dass Präsident Burgers Anweisungen im Falle eines Schuldspruchs ausgeführt würden. Zwar war ich die Kanone losgeworden, aber es gab noch ein paar andere Kleinigkeiten auf den Wagen, die mit dem Geschütz in Verbindung standen und uns verraten könnten. Eines davon war eine große Messingform zum Gießen von Vollkugeln für das Geschütz. Ich hatte diese Form eigens von einem Messinggießer in Grahamstown anfertigen lassen, der mir übrigens 7 Pfund und 10 Schilling für die Arbeit berechnete. Es war eine gute Form, jedoch ein großes und

auffälliges Stück Arbeit. Ich stellte mir vor, dass die Buren, falls sie diese auf meinem Wagen fänden, zurückgehen und jeden Zentimeter meiner Fährte absuchen würden, bis sie die Kanone fänden. Dann gab es noch einige schwere Gussteile, die das Gestell des Geschützes bildeten. Auch diese waren auf den Wagen, zusammen mit den Rädern, und die Frage war, wie man sie loswerden sollte?

Ich hielt Rat mit meinem Bruder und sagte ihm, dass vor allem diese Dinge in jener Nacht verschwinden müssten. Es war unsere einzige Hoffnung, und wir mussten einen Plan entwerfen, um sie beiseite zu schaffen.

Er sagte: „Warum werfen wir sie nicht in jenen Wasserpool dort, wenn die Buren schlafen?“

Wir beschlossen, dies zu tun, und spät in jener Nacht, als alles ruhig war, warfen wir die Eisenbeschläge des Geschützgestells, die Messingform und alles, was mit der Kanone zusammenhing, in das Schlammloch. Es sah für mich so aus, als ob es dauerhaft Wasser enthielte, und ich stellte mir vor, dass diese schweren Metallgegenstände im Schlamm versinken und dort verborgen bleiben würden bis zum Jüngsten Gericht. Darin täuschte ich mich jedoch, wie die Fortsetzung zeigen wird; aber dazu später mehr. Für den Moment war alles außer Sichtweite, und wir zogen mit den Buren frohen Muttes weiter nach Rustenburg.

Wir erreichten Rustenburg am Mittwochabend und wurden am folgenden Morgen vor den alten Magistrat dort gebracht. Ich kann mich nicht an seinen Namen erinnern – und ich glaube nicht, dass er ihn selbst schreiben konnte –, aber er war eigentlich kein schlechter Kerl. Ich war der Erste, der vor ihn gerufen wurde. Die erste Frage war: „Gehören die Wagen Ihnen?“

Ich antwortete: „Nein, sie gehören meinem Bruder. Ich bin nur mit ihm auf einer Reise mitgekommen. Alles, was ich besitze, ist der kleine Karren und vier Pferde. Der eigentliche Grund für meine Reise war ein wenig Jagd am Crocodile River, und danach werde ich nach Kimberley zurückkehren. Die Wagen und alles andere gehören meinem Bruder.“

„Ah“, sagte er, „Sie sind nicht der Mann, den wir suchen. Wir brauchen Sie überhaupt nicht. Wir wollen den Mann, dem die Wagen gehören“, und er hieß mich abtreten.

Dann wurden Slade und mein Bruder aufgerufen und beschuldigt, Gewehre, einschließlich einer großen Kanone, ohne Genehmigung zu besitzen. Wir alle räumten ein, Gewehre und Munition sowie ein Oxhoft Brandy und andere Handelswaren auf den Wagen zu haben, bestritten jedoch jede Kenntnis von einer großen Kanone und legten unsere Genehmigungen vor, um zu zeigen, dass wir die Autorität hatten, die Gewehre und Munition mitzuführen.

KAPITEL XX

DEN MAGISTRAT ÜBERLISTEN – MEINE FLUCHT AUS RUSTENBURG – „IN DIE HÖHLE DES LÖWEN“ – EIN SCHRECK AM FRÜHEN MORGEN – EIN VORSTOSS NACH SÜDEN – DER LÖWE UND DIE DECKE – DER KOMISCHSTE KAMPF AUF ERDEN

Der Magistrat hörte sich die Beweise an, so dürftig sie auch waren, und während er mir freundlich mitteilte, dass ich gehen könne, da ich offensichtlich nichts mit dem Eigentum an den Wagen zu tun habe, schickte er meinen Bruder und Slade in Untersuchungshaft. Ich bat ihn sogleich um einen Pass. Diesen weigerte er sich zunächst auszustellen, da er nicht sähe, wozu ich einen bräuchte.

Zu meinem Glück sprach ich Niederländisch wie ein Gebürtiger, wenn ich es darauf anlegte. Ich wandte mich in seiner eigenen Zunge an den Landdrost und sprach ein so gutes Taal wie irgendein Bürger: „Hören Sie, Euer Ehren, ich trage denselben Namen wie dieser berüchtigte Bruder von mir, dem diese Wagen gehören. Er wurde unter einer sehr schweren Anklage verhaftet, einer in der Tat sehr schweren Anklage, wie alle guten Bürger wissen. Nun erkennen Sie an, dass ich frei bin, dass die Anklage rein gar nichts mit mir zu tun hat und dass ich weder mit seinen Angelegenheiten noch mit Ihnen etwas zu schaffen habe. Nehmen wir nun an, ich ziehe nach Norden und stoße auf einen Ihrer Feldkornetts, und der sagt zu mir: ‚Wie ist Ihr Name?' Ich antworte: ‚Finaughty.' Er wird zu mir sagen: ‚Sie sind der Mann, der verhaftet wurde, weil er ein großes Geschütz in den Transvaal geschmuggelt hat.' Ich sage ihm: ‚Aber das ist mein Bruder.' Er wird sofort erwidern: ‚Nein, Sie sind der Mann; Sie haben keinen Bruder, sondern sind aus der Haft geflohen, und ich werde Sie jetzt verhaften und nach Rustenburg zurückbringen.'"

Ich fuhr fort: „Sehen Sie nicht, Euer Ehren, dass ich ohne einen Pass Gefahr laufe, überall, wo ich hinkomme, zur Umkehr gezwungen zu werden, und dass mir viel Leid und Ärger bevorsteht? Außerdem werde ich nicht im Transvaal bleiben. Ich bin nur auf einer kurzen Reise und muss schnell zurück nach Kimberley, sonst leidet mein Geschäft. Nun also, Euer Ehren, wenn ich den Feldkornetts einen Freipass von Ihnen zeigen kann, werden sie mich meines Weges ziehen lassen, und deshalb möchte ich, dass Sie ihn mir geben."

Ich sah, dass der alte Mann von meinem Argument beeindruckt war, aber es lag noch ein Hauch von Widerstreben in ihm. Ich wandte mich prompt an den Staatsanwalt (für den ich seit unserer Ankunft in Rustenburg eine recht stattliche Summe in Form von Getränken ausgegeben hatte und auf dessen Wohlwollen ich daher zählen konnte!) und sagte: „Sie wissen, dass das, was ich sage, richtig ist. Setzen Sie sich für mich ein und sagen Sie Seiner Ehren, dass mein Argument juristisch fundiert und vernünftig ist."

Der Staatsanwalt antwortete: „Ja, Euer Ehren, er hat vollkommen recht, und er wird draußen große Schwierigkeiten haben, wenn Sie ihm diesen Pass nicht geben."

Der Landdrost war nun überzeugt und befahl dem Schreiber, den Pass auszufertigen, der mir ausgehändigt wurde, woraufhin ich entlassen wurde.

Als ich zu den Wagen zurückkam, stellte ich fest, dass die fünf Buren darin geschlafen hatten und dass sie von einem Ring von Eingeborenen umgeben waren, die darauf achten sollten, dass weder einer von uns entkam noch irgendetwas, das zu den Wagen gehörte.

Mit meinem Pass in der Hand konnte ich mich behaupten und machte mich sogleich daran, mein zweisitziges Buggy fahrbereit zu machen. Ich suchte mir die vier besten Pferde aus, suchte das Geschirr zusammen, und als die burenischen Wachen gerade nicht hinsahen, gelang es mir, eine Menge Munition, eine Schrotflinte und ein Westley-Richards-Blockverschlussgewehr von den Wagen zu holen. Außerdem ergatterte ich etwa 600 Schuss Munition und verstaute alles im Karren. Die zwei Jungen, die mir mit den Ochsen geholfen hatten, die Spuren des Karrens beim Verstecken der Kanone zu verwischen, waren zu gefährlich, um sie zurückzulassen; ich wusste, dass die Buren eine Art hatten, Informationen aus Leuten herauszupressen, und wollte kein Risiko eingehen.

Nachdem ich die Pferde angespannt hatte, verfrachtete ich die beiden Kaffern in den Karren und machte mich auf den Weg nach Westen, wobei ich zwei Ersatzpferde von den insgesamt acht, die wir mitgebracht hatten, nebenherführte.

Es war eine wunderschöne Mondnacht, und ich kam gegen 3 Uhr morgens unbemerkt davon. Ich trieb die Pferde zu Höchstleistungen an und hielt erst bei Tagesanbruch an, um für ein paar Stunden auszuspannen. Dann spannte ich wieder an und treckte so schnell ich konnte, als beim Überqueren einer Anhöhe das Haus eines Niederländers in Sicht kam. Zu der Zeit wusste ich nicht, wem es gehörte, aber in der klaren, frischen Morgenluft stieg mir der Duft von gegrilltem Hammelfleisch in die Nase. Ich hätte meine Reise eigentlich fortsetzen sollen, aber der Geruch von gegrillten Koteletts nach meinem langen Nachtmarsch war zu verlockend; ich befahl den Jungen auszuspannen und begab ein mich in das Gehöft, in der Hoffnung auf ein Frühstück. Zu meinem Erstaunen stellte ich fest, dass ich direkt in das Farmhaus des Feldkornetts geraten war, der natürlich alles über meine Verhaftung wusste. Es half jedoch nichts. Ich hatte meinen Kopf wieder direkt in den Rachen des Löwen gesteckt und musste das Risiko eingehen.

Sie waren sehr gastfreundlich, luden mich zum Frühstück ein, und ich kann Ihnen versichern, dass ich in meinem ganzen Leben noch nie Hammelkoteletts so genossen habe.

Während ich frühstückte, bemerkte ich einen Burenjungen, kaum mehr als ein Jüngling, der mich gelegentlich ansah; aber in dem Moment schenkte ich dem keine große Beachtung. Kurz darauf hörte ich ihn mit den Jungen sprechen und erkannte dann, dass er einer der Buren war, die zur Eskorte nach Rustenburg gehört hatten, aber unmittelbar nach unserer Ankunft dort umgekehrt und erst gerade wieder zum Farmhaus zurückgekehrt waren. Er erzählte den anderen Buren eine höchst detailreiche Geschichte über ein riesiges Geschütz, das sie gefunden hätten, welches die Engländer ins Land gebracht, aber versteckt hatten. Er erklärte ihnen mit einer Fülle von Einzelheiten, wie er es gefunden habe, beschrieb, was für eine gewaltige Kanone es sei, und zeigte mit seinen Händen an, dass sie eine „riesige Mündung wie diese“ habe.

Zu sagen, dass mich diese Enthüllung ein wenig unruhig machte, ist gelinde ausgedrückt; aber als ich weiter zuhörte, stellte ich zu meiner Erleichterung fest, dass der Junge nichts als ein erstklassiger Lügner war, der rein gar nichts über irgendeine Kanone wusste, außer dem, was man ihm erzählt hatte, und dass er sich in der üblichen burenischen Prahlerei und Lügerei erging, um seinen Kameraden zu zeigen, was für ein feiner Kerl er sei.

Während dieses Gesprächs, dem wir alle lauschten, wurde mir das Garn des Jungen so zuwider, dass ich abrupt sagte: „Glaubt ihm nicht; er erzählt Lügen.“

Der alte Mann sagte: „Still, seien Sie vorsichtig und sagen Sie nicht zu viel“, und fügte hinzu: „Ich bin der Feldkornett dieses Distrikts, und Sie sagen mir besser, was Sie hier tun.“

Ich zeigte ihm meinen Pass, den er sorgfältig prüfte und sagte: „Ja, das ist in Ordnung.“ Ich blieb danach nicht mehr lange. Ich war der Gefahr zu nahe, um mich irgendwie wohlzufühlen, spannte sogleich an, entschuldigte mich für meine Eile und fuhr davon, so schnell die Pferde laufen konnten.

Zwei Stunden später traf ich zwei junge englische Farmer, denen ich zuvor schon begegnet war. Ich tauschte eines meiner Pferde gegen ein „gesalzenes“ (gegen Pferdesterbe immunes) Pferd aus, das sie besaßen, und gab ihnen für den Tausch meinen Scheck über 40 Pfund auf Kimberley.

Ich fuhr die ganze Nacht durch, bis ich den Crocodile River überquert hatte. Früh am nächsten Morgen spannte ich an und zog stetig den Crocodile River hinunter, wo ich auf ein Burenlager stieß. Hier erlebte ich ein unheimliches Abenteuer. Eines meiner Pferde lag mir besonders am Herzen, und ich pflegte es nachts mit besonderer Sorgfalt vor Unfällen oder Krankheiten zu schützen. Es wurde jede Nacht in eine meiner Decken eingewickelt, und bei dieser Gelegenheit bedeckte ich es mit einer großen weißen Wolldecke, die an der Kehle mit einem kleinen Stück dünnem Bindfaden und über dem Rücken mit einem Bauchgurt, ebenfalls mit Bindfaden befestigt, gesichert war. Ich tat dies, damit der Faden im Falle eines Verhedderns im Gebüsch leicht reißen und das Pferd frei kommen würde. Diese kleine Aufmerksamkeit rettete ihm in jener Nacht das Leben.

Kurz nach Mitternacht wurde ich plötzlich durch den Todesschrei eines Pferdes geweckt; ich sprang auf und sah im Mondlicht eine Staubwolke an der Stelle, wo das Pferd gestanden hatte. Fast im selben Moment hörte ich das Reißen eines Riemens, und dann kam mein Pferd ohne die Decke aus dem Staub auf mich zugelaufen. Ich griff nach meinem Gewehr und schoss auf die Stelle, die es gerade verlassen hatte, konnte aber nicht sagen, ob meine Kugel traf. Nachdem ich das Pferd eingefangen hatte – ich musste eine Viertelmeile hinter ihm herlaufen –, band ich es fest und ging dann nach dem Löwen und meiner weißen Decke suchen. Keiner von beiden war zu sehen, aber am nächsten Morgen fand ich in kurzer Entfernung die Decke, die auf die außerordentlichste Weise zerfetzt und zerbissen war. Es gab kein Stück, das so groß wie eine Handfläche war und nicht voller Zahn- und Krallenspuren gewesen wäre. Etwas ganz Außergewöhnliches schien passiert zu sein.

Es war klar, dass der Löwe auf das Pferd gesprungen war, denn es hatte eine vier Zoll lange Wunde am Schenkel, aber die Decke war sein Verderben gewesen. Als sich die Krallen des Löwen in der Decke verfingen, hatten das Gewicht der Bestie und der erschrockene Sprung des Pferdes dazu geführt, dass die dünnen Befestigungen rissen, mit dem Ergebnis, dass der Löwe mit der Decke über ihm zu Boden gefallen war!

Er hatte offensichtlich einen außerordentlichen Kampf ausgefochten, bevor es ihm gelang, sich aus ihren umschlingenden Falten zu befreien. Es gab Anzeichen dafür, dass er sich überall herumgewälzt hatte, und wie bereits erwähnt, hatte er die Decke an hundert Stellen zerbissen und zerrissen; tatsächlich war kaum mehr etwas von der Decke übrig, nur noch ein Haufen Lumpen und Fetzen.

Wäre ich nicht mit der Verfolgung meines Pferdes beschäftigt gewesen, hätte ich den komischsten Anblick erlebt, der einem Jäger je vergönnt war – einen Kampf auf Leben und Tod zwischen einem Löwen und einer Decke! Was der Löwe über das Ganze dachte, kann ich nicht sagen, aber es besteht kaum ein Zweifel, dass er trotz seiner verzweifelten Begegnung nur ein sehr dürftiges Abendessen aus der Decke bezog und am Ende froh war, die Überreste seines Feindes als Herr des Feldes zurückzulassen.

KAPITEL XXI

EINE GLÜCKLICHE FLUCHT – VON EINEM KOMMANDO GEJAGT – NUR EIN PAAR STUNDEN VORSPRUNG – OCHSEN STATT PFERDE – EINE WEITERE KANONEN-EXPEDITION – ANKUNFT IN BULAWAYO – VON LOBENGULA GEKAUFT

Indem ich meine Reise nach Süden mit aller möglichen Eile fortsetzte, erreichte ich den Crocodile River, überquerte ihn und gelangte zum Marico River. Am Südufer des Letztgenannten angekommen, folgte ich dem Flusslauf ein Stück in Richtung Kimberley. Bei 'Mtwani stieß ich auf einen weißen Händler, dem ich meine vier ermüdeten Pferde verkaufte und im Austausch sechs junge Ochsen erhielt. Diese spannte ich anstelle der Pferde vor den Karren, und sie brachten mich in einem viel schnelleren Tempo voran. Es ist erstaunlich, wie schnell frische Ochsen mit einer nur leichten Last hinter sich reisen können, und ich war mehr als erfreut über das exzellente Tempo, das sie vorlegten, und die Art und Weise, wie sie die Distanz zwischen mir und meinen einstigen Burenfreunden vergrößerten! Obwohl ich meinen Pass hatte, war ich keineswegs sicher, ob der Magistrat von Rustenburg seine Entscheidung nicht bereuen und Befehle aussenden würde, mich festzuhalten und zurückzubringen.

Es war mein Glück, dass ich das Land so eilig verließ, denn später hörte ich, dass der Magistrat am Morgen nach meiner heimlichen, aber hastigen Abreise aus Rustenburg ein vierzig Mann starkes Kommando aussandte, um mich einzuholen und als Gefangenen zurückzubringen. Die Boten, die er mit der Nachricht von der Verhaftung der Waffenschmuggler nach Pretoria geschickt hatte, waren in Eilmärschen mit einer Nachricht von Präsident Burgers zurückgekehrt, dass wir alle sofort nach Pretoria gebracht werden sollten. Unglücklicherweise für sie, aber glücklicherweise für mich, war ich ein paar Stunden zuvor abgereist. Selbst als sie feststellten, dass ich sie überlistet hatte und das Kommando befohlen wurde, gab es erhebliche Verzögerungen und Verwirrung. Einige konnten keine Pferde bekommen; diejenigen, die Pferde hatten, konnten keine Sättel auftreiben, während jene, die beides hatten, ohne Gewehre und Munition dastanden! Bis sie alle ausgerüstet waren, war es neun Uhr, aber mit dem Vorsprung, den ich mir gesichert hatte, hatten sie – Unfälle ausgeschlossen – keine Chance, mich einzuholen. Ich stelle mir vor, dass sie recht niedergeschlagen zurückkehrten, weil sie von einem Engländer genarrt worden waren.

Aber um fortzufahren: Mit den Ochsen kam ich wesentlich schneller voran als mit den Pferden und hörte den ganzen ersten Tag nicht auf zu traben, da sie kaum etwas zu ziehen hatten und, da sie erst halb zugeritten waren, voller Feuer steckten. Ich schlug den Weg in Richtung Kanya ein, wo ich Selous zum ersten Mal traf, obwohl ich glaube, dass er schon einmal dort gewesen war. Hier verkaufte ich ihm das „gesalzene“ Pferd, das ich zuvor von Topper erworben hatte. Wenn ich mich recht entsinne, gab mir Selous 90 Pfund dafür; jedenfalls war es sicher ein sehr hoher Preis, denn es war außergewöhnlich groß und stark und in perfekter Verfassung.

Von hier aus machte ich mich ruhig auf den Weg nach Kimberley, das ich ohne weitere Abenteuer erreichte.

Nach einer Rast begann ich mit den Vorbereitungen, um die zwei Kanonen zu bewegen, die ich hier zurückgelassen hatte. Ich kaufte einen Wagen und Ochsen und erhielt eine Genehmigung, mit Gewehren und Munition ins Landesinnere zu ziehen – natürlich für eine Jagdreise. Mein nächster Schritt war das Beladen der zwei Kanonen, sodass die Behörden nichts davon merkten – eine keineswegs leichte Aufgabe. Zuerst lud ich sie, bedeckt von anderem Gut, auf den Wagen eines Buren, der in Heilbron lebte; ich sagte ihm, er solle eine rote Flagge benutzen, um anzuzeigen, dass Schießpulver an Bord sei, nach Heilbron fahren und dort auf mich warten.

Als ich dort ankam, hörte ich, dass sein Wagen draußen vor Heilbron stehe; und als ich zu ihm ging und ihn fragte, warum er den Wagen nicht auf die andere Seite der Stadt, dicht an meinen heran, gebracht habe, fing er an zu wimmern und zu flennen wie ein Baby und sagte, er habe eine schreckliche Fahrt hinter sich und habe nicht gewusst, was er geladen

habe, und er hätte den Auftrag nicht angenommen, wenn er es gewusst hätte, und so weiter und so fort. Ich durchschaute schnell, was in seinem Kopf vorging. Ich sagte: „Sie wissen ganz genau, dass Sie lügen. Sie wussten die ganze Zeit, was Sie geladen hatten, denn Sie trugen meine Genehmigung bei sich. Sie hatten Gewehre und Munition und ein Paar alte Pumpen geladen."

„Das sind aber sehr komische Pumpen mit Zündlöchern darin?", erkundigte er sich mit einem listigen Blick in seinen feuchten, verschlagenen Augen und fügte mit einem Weinausbruch hinzu: „Und ich habe gerade erst einen Bruder in Secoconis Land verloren, wohin diese Geschütze wohl gehen sollen, um ihm zu ermöglichen, meine Verwandten und andere rechtschaffene Buren zu töten!"

„Hören Sie, McGrauw", erwiderte ich, „ich weiß, was Sie bedrückt. Nicht Ihr Gewissen, nicht der Verlust Ihres angeblichen Bruders oder der einiger rechtschaffener Bürger, sondern Sie hoffen, aus einem riskanten Geschäft mehr für sich herauszuschlagen. Nun gut, ich gebe Ihnen weitere 10 Pfund, wenn Sie sie an meinen Wagen heranbringen."

Dies trocknete seine Tränen schnell, und er versprach bereitwillig, sie heranzubringen; doch als er dies getan hatte und ich mit Hilfe von ein paar weißen Kumpels die Kanonen auf meine Wagen geschafft hatte, gab ich ihm einen Fünf-Pfund-Schein und warf ihn wegen seiner Habgier aus meinem Lager.

Ich ritt Tag und Nacht, bis ich aus Griqualand herauskam. Es dauerte drei volle Tage und Nächte, um über die Grenze zu gelangen, was ich am Morgen des vierten Tages schaffte. Meine Ochsen waren, wie zu erwarten, nach einer so langen Zeit schwerer Arbeit schrecklich erschöpft, und ich hatte beabsichtigt, ihnen eine ordentliche Pause zum Ausruhen und Erholen zu gönnen; aber sie nahmen die Sache selbst in die Hand, liefen weg und ließen mich zurück, und trotz der verlockendsten Belohnungen konnten sie zwei Wochen lang nicht gefunden werden. Schließlich brachten einige Eingeborene sie zurück, aber sie waren so müde, dass sie sich kaum bewegten.

Dennoch brachen wir schließlich auf und erreichten Kanya, wo ich auf drei andere Wagen warten musste, die mein Bruder Harry mitbringen sollte.

Ich muss hier erklären, dass mein Bruder und Slade aus der Haft entlassen worden waren. Nach ihrer Ankunft in Pretoria konnten Präsident Burgers und die dortigen Buren nichts ausrichten, da sie keine Kanonen auf den Wagen fanden und ihnen die Genehmigung zum Mitführen von Waffen und Munition vorgelegt wurde. Sie warfen jedoch ein begehrliches Auge auf den schönen Vorrat an Gewehren in den Wagen und machten schließlich ein Angebot, die Gewehre und die Munition zu einem hohen Preis zu kaufen. Unglücklicherweise war dies zu jener historischen Zeit, als kein Geld in der Staatskasse des Transvaals war; und obwohl mein Bruder Bargeld wollte, wollte er auch aus ihren Fängen entkommen und akzeptierte daher einen Wechsel auf sechs Monate zu 11 Prozent Zinsen.

WIEDER DIE GESCHÜTZTEILE

Wir zogen zum Marico, wo ich einem Mann namens Taylor 400 Stück Rinder abkaufte. Einige von ihnen waren geimpft worden, und viele waren krank. Ich übergab sie meinem Bruder und sagte ihm, er solle sie mit einem Gewinn von 50 Prozent weiterhandeln – ein in jenen Tagen durchaus angemessener Wert. Er zog mit den Ochsen und einem Wagen landeinwärts, während ich einen Wagen verkaufte und mit zweien nach Norden aufbrach, wobei sich in einem davon die zwei Kanonen befanden.

In Shoshong trieb ich ein wenig Handel, und während ich hier rastete, amüsierte mich der Erhalt eines Briefes von meinem Bruder. Darin informierte er mich, dass er an jenem Schlammloch gelagert hatte, in dem wir die Messingform sowie das eiserne Gestell und die Beschläge der ersten Kanone versteckt hatten; und anstatt dass sie für immer und ewig aus dem Blickfeld der Menschen verschwunden wären, wie wir gehofft hatten, musste mein Bruder zu seinem Erstaunen feststellen, dass das Wasser völlig vertrocknet, der Schlamm hart war und die örtlichen Buren von der großen Messingform Besitz ergriffen hatten, die nach dem Trocknen des Wassers schamlos mitten im Teich emporragte! Doch das war nicht alles; sie waren so überzeugt, dass auch die Kanone dort sei, dass sie die Angelegenheit Präsident Burgers meldeten. Dieser, zornig darüber, die „Waffenschmuggler" entkommen lassen zu haben, sandte einen riesigen Trupp Eingeborener aus, um den Schlamm auszuheben und das *Corpus Delicti* zutage zu fördern!

Als mein Bruder ankam, hatten sie ein gewaltiges Loch von etwa 40 Fuß Tiefe ausgehoben, aber alles, was sie gefunden hatten, waren die Eisenteile des Gestells; und da sie so etwas noch nie zuvor gesehen hatten, wussten sie nicht, was es war. Natürlich klärte mein Bruder sie nicht auf, und da sie ihn aufgrund der Messingform nicht erneut verhaften konnten, mussten sie sich mit Drohungen begnügen, was sie tun würden, wenn sie erst die Kanone fänden.

Aber sie fanden sie nicht; und kurz nach diesem Datum, als der Transvaal von der britischen Regierung annektiert wurde, reichte mein Bruder seinen Wechsel für die Gewehre und die Munition ein; er wurde von den Briten honoriert, die ihm einen Tratte auf Kapstadt gaben, und im Laufe der Zeit wurde das Geld ausgezahlt. Dies war hervorragend und machte die erste Kanonenschmuggel-Expedition zu einem profitablen kleinen Unternehmen, auch wenn sie nicht den Reichtum einbrachte, den ich mir erhofft hatte.

Aber zurück zu den anderen beiden Kanonen. Nachdem ich der burenischen Schlinge einmal entwischt war, wollte ich es kein zweites Mal riskieren; also beschloss ich, Secoconi links liegen zu lassen und die zwei Kanonen zu Lobengula zu bringen. Ich kam 1876 in Old Bulawayo an, wo Lo Ben mich herzlich empfing. Er hatte die Geschichte meiner Verhaftung durch die Buren gehört und war offen gestanden verblüfft, um nicht zu sagen enttäuscht von mir.

Er sagte, er könne nicht verstehen, wie der berühmte „Billy", den er von früher kannte – „der all mein Großwild und meine Elefanten zur Strecke zu bringen pflegte" und sich nichts dabei dachte –, es zulassen konnte, dass ein halbes Dutzend Buren ihn gefangen nahmen. Er erzählte mir, dass er es nicht habe glauben können, als er davon hörte. Er musterte mich ungläubig von oben bis unten und brach dann in Gelächter aus, in das seine Schwester herzlich einstimmte; beide behandelten die Angelegenheit häufig wie einen riesigen Scherz. Ich nahm bei ihm in seiner Hütte eine große Fleischmahlzeit ein, und wir saßen da und sprachen über alte Zeiten. Dann ließ er etwas sehr ausgezeichnetes Bier holen – Mealie-Bier (Maisbier), das mit Honig gesüßt war – und sagte mir mit einem verschmitzten Blick, ich solle nicht zu viel davon trinken. „Warum, König?", fragte ich unschuldig. „Denn wenn du es tust", bemerkte er bedeutungsvoll, „wirst du furchtbare Kopfschmerzen haben – ich weiß das." Woraufhin wir beide herzlich lachten.

Nachdem ich zu meinen Wagen zurückgekehrt war, schenkte ich ihm eine Kiste moussierenden Apfelwein, den ich jedoch als „Champagner" bezeichnete, und sagte ihm, dass in der ganzen Kiste kein einziger Kopfschmerz stecke. Er sah gut aus und schmeckte so gut, wie er aussah, und der alte Mann schätzte ihn ebenso sehr, als wäre es das echte Getränk gewesen. Nachdem ich ihn so in gute Stimmung versetzt hatte, brachte ich einen gewissen Jack Deans, der bei mir war, dazu, das Thema der großen Geschütze

anzuschneiden, da ich meinen Namen damals nicht mit dem Handel in Verbindung gebracht sehen wollte. Er machte kein besonders gutes Geschäft. Alles, was er für sie herausholen konnte, war Elfenbein im Wert von etwa 190 Pfund.

Wir ließen die Kanonen dort, und sie blieben unbenutzt in der Nähe von Lobengulas Hütte liegen bis zur Besetzung und der Flucht Lobengulas, als sie versteckt wurden, um erst vor etwa zwei Jahren ausgegraben und dem Museum von Bulawayo übergeben zu werden. Dort liegen sie nun, verrostet und vernachlässigt, vor dem Haupteingang jenes Instituts, ohne dass auch nur ein Holzblock unter ihnen läge, um sie zur Geltung zu bringen. Was die Kanone betrifft, die ich in die Fallgrube versenkt hatte, so kümmerte ich mich nie weiter darum; aber ich hörte später, dass in jener Gegend eine Kanone gefunden worden war, die sich viele Jahre im Besitz eines eingeborenen Häuptlings befand und später nach Mafeking gebracht wurde, wo sie bei der berühmten Belagerung dieser Stadt ihren Dienst tat, um anschließend einen Ehrenplatz unter den Relikten der Belagerung zu finden. Ich weiß nicht, ob es mein altes Geschütz war oder nicht – aber die Fakten scheinen zusammenzupassen.

KAPITEL XXII

EIN ELFENBEINGESCHÄFT – MIT HINTERLADERN AUF ELEFANTENJAGD – EINE SCHMERZHAFTE ERFAHRUNG – EIN FEIGER HUND – EIN NÜTZLICHER ELEFANTEN-„LUMPEN“ – ABENTEUER MIT EINER LÖWIN – EINE SCHRECKLICHE BEGEGNUNG – MEIN JUNGE SCHWER ZUGERICHTET

Ich sollte erwähnen, dass ich diese Reise nicht allein zu dem Zweck antrat, die zwei alten Schiffsgeschütze zu verkaufen. Mein Ziel war es, sozusagen das Geschäftliche mit dem Angenehmen zu verbinden und sie so weit wie möglich zu einer profitablen Handelsreise zu machen. Abgesehen von der kleinen Menge Elfenbein, mit der Lobengula die Kanonen bezahlte, hatte er keines für Handelszwecke verfügbar, so sehr er auch betonte, dass er gerne ein Geschäft abgeschlossen hätte. Er sagte, wenn ich Ochsen wolle, würde er meine Waren eintauschen, aber ich antwortete, dass der Weg zu weit sei, um sie zu treiben, und zudem, dass ich es eilig habe.

Bei meiner Ankunft in Mangwe erwarb ich eine schöne Partie Elfenbein von John Lee und zahlte ihm 300 oder 400 Pfund in bar. Ich verkaufte ihm auch ein gesalzenes Pferd und einige Musketen. An dieser Stelle verließ ich die Hauptstraße und zog hinauf zum Simookie, wo einige der Viljoens, einschließlich des alten John selbst, zeitweilig niedergelassen waren. Der alte John war gerade auf der Jagd, und ich brachte einen seiner Söhne (der später dort starb, wie ich glaube) dazu, mit mir den Fluss entlangzuziehen. Wir stießen auf jede Menge Elefantenspuren, und am folgenden Tag spürte ich sie mit meinem Zwölfer-Hinterlader auf; und ich hatte in meinem ganzen Leben noch nie eine so qualvolle Zeit. Ich benutzte selbstgemachte Patronen. Die Kugeln hatte ich selbst gegossen und sehr hart gemacht, und die Patronenhülsen waren fast bis oben hin mit feinem Pulver gefüllt. Der Rückstoß war furchtbar, und noch heute schießen mir die Tränen in die Augen, wenn ich daran denke. Bei den ersten zwei oder drei Schüssen spürte ich es noch nicht so sehr, aber danach brachte jeder Schuss unerträgliche Qualen. Mit dem ersten erlegte ich einen prächtigen Bullen und vergewisserte mich so, dass das

Gewehr in Ordnung war. Im Laufe des Tages gab ich noch mehrere Schüsse ab und erlegte sechs Kühe, wobei mein Arm mit jeder Entladung schmerzhafter wurde.

Am nächsten Morgen konnte ich meinen Arm nicht mehr heben. Meine Schulter und meine Brust waren einfach schwarz und blau, sehr empfindlich und stark geschwollen. Es genügt zu sagen, dass ich meinen Arm zwei Wochen lang nicht benutzen konnte, und es steigerte meine Bewunderung für den neu erfundenen Hinterlader nicht gerade – zumindest nicht für die Elefantenjagd. Aufgrund der Unwissenheit der eingeborenen Jungen und meiner Unfähigkeit, meinen Arm zu gebrauchen, dauerte es über zehn Tage, das Elfenbein der von mir geschossenen Elefanten herauszuschneiden und einzusammeln.

Etwa am elften oder zwölften Tag brachen wir auf und überquerten den Shashi. Es war jedoch eine langsame und schmerzhafte Reise wegen der Schiefersteinfelsen, die hier hochkant stehen und das Reisen zu einer sehr mühsamen Angelegenheit machen. Bevor ich die Viljoens verließ, gab mir der Junge, der die Wagen beaufsichtigte, einen Hund. Ich hatte keinen bei mir, daher war das Geschenk sehr willkommen. Jener Hund muss jedoch von feigem Geblüt gewesen sein, denn er ging bei Dunkelheit niemals nach draußen. Ein Wolf konnte bis dicht an die Wagen herankommen, und der Hund blieb nur still liegen und knurrte. Ich band ihn ein- oder zweimal draußen an den Kadavern von Tieren fest, die ich geschossen hatte, aber es half nichts; Wölfe mochten herankommen und an einem Ende des Kadavers fressen, während der Hund am anderen Ende kauerte und knurrte, aber keinen Versuch unternahm, die Diebe anzugreifen.

Es war, glaube ich, am 13. Tag nach dem Erlegen der sechs Elefantenkühe und des Bullen, als ich den Shasha von der Südseite her überquerte. Am folgenden Morgen, bei Tagesanbruch, gab der Hund ein oder zwei kurze Belllaute von sich. Ich wunderte mich, warum er sich zu etwas so Wildem wie einem kleinen Bellen hinreißen ließ, und normalerweise hätte ich mich nicht darum gekümmert; aber da es fast Zeit zum Aufstehen war, weckte ich den alten Boy und sagte ihm, er solle Kaffee kochen. Nach einer Tasse und einem Keks befahl ich den Jungen, anzuspannen und den Fluss entlangzuziehen, und nahm ein Gewehr – obwohl meine Schulter noch immer schmerzte – und ging hinaus, wobei ich schnell feststellte, was den friedfertigen Hund zum Bellen gebracht hatte. Nicht mehr als 200 Yards von den Wagen entfernt befand sich die frische Spur einer sehr großen Elefantenherde. Nachdem ich einige Zeit verloren hatte, während der Junge zurückging, um eine Axt zu holen, folgte ich der Spur, holte die Herde gegen 2 Uhr nachmittags ein und begann mit der Arbeit.

Ich sollte hier erwähnen, dass ich seit der Verletzung meiner Schulter und Brust jenen Hinterlader und seine Eigenheiten mit einigem Nutzen studiert und festgestellt hatte, dass ich die Patronen erheblich überladen hatte. Es war meine erste Erfahrung mit dieser Waffe bei Großwild, und ich dachte natürlich, ich müsse die größtmögliche Pulverladung hineinpacken, um eine Kugel durch die dicke Haut eines Elefanten zu treiben. Jedenfalls war es ein wenig zu viel für mich, also nahm ich diesmal ein Westley-Richards-Gewehr mit Fallblockverschluss mit, das praktisch überhaupt keinen Rückstoß hatte.

Als ich neben einen sehr schönen Bullen gelangte, gab ich einen Schuss mit dem kleinen Gewehr auf ihn ab. Für mich klang es wie das Knallen eines Zündhütchens nach den gewaltigen Entladungen der Gewehre, die ich zuvor benutzt hatte. Ich konnte nicht glauben, dass es wirksam war, und ich hatte das Gefühl, wenn ich Elefanten schießen wollte, müsste ich gut mit losen Patronen versorgt sein, bevor ich meine Beute zur Strecke bringen könnte. Ich begann, den Inhalt zweier großer Patronenpackungen in meine Taschen zu leeren, während ich der Spur des großen Elefanten folgte; aber man stelle sich

meine Überraschung vor, als ich gerade, als ich zu ihm aufschloss, sah, wie er taumelte, seinen Rüssel zu Boden senkte und umfiel.

Dies war meine erste Erfahrung mit einem kleinen, aber wirklich effektiven Hinterlader ohne einen schlimmen Rückstoß. Es begeisterte mich, und ich zog schnell Nutzen daraus. Indem ich eine Reihe von Kühen auf ein offenes Stück Gelände trieb, sprang ich von meinem Pferd und gab sieben Schüsse auf jene mit dem größten Elfenbein ab. Vier der Kühe kamen schnell zum Stillstand, und mit ein paar zusätzlichen Schüssen brachte ich zwei davon zur Strecke. Der Herde folgend, erlegte ich zwei weitere. Insgesamt sicherte ich mir einen Bullen und sechs Kühe, und dies trotz eines langsamen Pferdes, das an einer steifen Schulter litt. Es war für mich eine Offenbarung, was man mit einem kleinen Gewehr ausrichten konnte – nach meiner langen Erfahrung mit einer riesigen Elefantenbüchse.

Ich war gerade auf dem Weg hinunter zum Fluss, wo ich die Wagen zu sehen erwartete, als ich ein gewaltiges Rascheln in den Blättern hörte und dann eine weitere riesige Herde in Sicht kam; oder es war vielleicht die ursprüngliche Herde, die durch irgendetwas umgekehrt war. Unglücklicherweise war mein altes Pferd völlig erschöpft, und ich ebenfalls. Dennoch gelang mir ein guter Schuss auf einen prächtigen Elefantenbullen, und ich folgte ihm dann im Jogg-Tempo, da er in Richtung der Wagen zog. Schließlich brach er zusammen, was meine Gesamtbeute für diesen Tag auf zwei Bullen und sechs Kühe brachte.

Am nächsten Morgen nahm ich meinen Jungen zu Pferd mit, um das Elfenbein herauszuschneiden. Nachdem ich die Spur des ersten Elefanten aufgenommen hatte, sagte ich, dass nicht weit hinter ihm noch einer liegen müsse; und während ich mir vorsichtig meinen Weg bahnte, fand ich den Elefanten, aber nicht allein. Eine große Löwin spähte über seinen Nacken zu uns herüber!

„Gib mir das Gewehr!“, rief ich meinem Jungen zu, der die Waffe wegen meiner verletzten Schulter für mich getragen hatte. Er eilte herbei und händigte es mir aus, und dann stellte ich fest, dass ich keine Patronen hatte; der Junge hatte sie in seiner Tasche! Bevor er mir eine geben konnte, war die Löwin davongeschossen. Ich folgte ihr schnell, da ich wusste, dass ein Stück weiter vorne eine Lichtung war, wo ich sie zu sehen hoffte. Als ich jedoch zur Lichtung kam, sah ich nur zwei tote Elefanten. Ich sah mich überall sehr genau und vorsichtig um, und als ich mich dann dorthin umwandte, von wo ich gekommen war, sah ich die Löwin nicht weit entfernt, wie sie mich ansah! Ich musste ganz nah an ihr vorbeigekommen sein, als ich meinen Weg zur Lichtung suchte.

Hastig vom Pferd springend, schoss ich, aber zu meinem Erstaunen verfehlte ich sie. Sie drehte ab und raste davon; aber indem ich wieder auf mein Pferd sprang, kam ich erneut in ihre Reichweite, und ein Schuss vom Pferderücken aus erwischte sie unter dem Hinterbein und verletzte den Unterleib. Es war nicht tödlich und nicht wirklich ernst, und sie hätte sich davon erholen können, wenn sie die Wunde in Ruhe gelassen hätte; aber sie sprang in einen Busch und begann, in die Wunde und in den Busch zu beißen. Ich jagte ihr eine weitere Kugel direkt durch beide Schultern, aber das reichte nicht aus, um sie zu erledigen, denn sie lief zu einem Mopane-Baum in etwa 200 Yards Entfernung, wo sie innehielt. Ich hatte nur noch eine Elefantenpatrone übrig, und gerade als ich sie benutzen wollte, sah ich meinen Jungen zu Pferd herankommen, direkt in der Schusslinie. Ich pfiff ihm zu, um seine Aufmerksamkeit zu erregen, und wies ihm mit der Hand den Weg, den er nehmen sollte.

Der Idiot ritt etwa 50 Yards weit und blieb stehen. Ich pfiff erneut und signalisierte ihm, sich weiter zu entfernen. Zu diesem Zeitpunkt war er gut 100 Yards weit weg und deutlich

außerhalb meiner Schusslinie, aber nicht außerhalb der Gefahr durch die verwundete Löwin. Ich saß auf meinem Pferd, nur etwa 40 Yards von der Löwin entfernt, und obwohl der Junge doppelt so weit weg war, schien sie instinktiv zu wissen, dass ich zwar zu fürchten, der Eingeborene hingegen harmlos war. Ich jagte ihr eine weitere Kugel direkt durch den Körper, fast im selben Einschussloch wie die vorige.

Mit einem Knurren sprang sie auf und stürzte direkt auf den Jungen zu. Er fing an, am Maul seines Pferdes zu reißen, anstatt mit dem Sjambok auf es einzuschlagen. Das panikerfüllte Tier warf einfach den Kopf zurück und weigerte sich, sich von der Stelle zu rühren; und im Nu hatte die Löwin das Pferd erreicht, machte einen Satz auf den Jungen zu und hatte ihn im Handumdrehen heruntergerissen und am Boden. Dort begann sie ihn zu zerfleischen, wie ein Terrier eine Ratte zerfleischt. Schließlich hielt sie inne und blieb still liegen.

Ich rief dem Jungen zu: „Baren."

„Ja, Baas", antwortete er schwach.

„Bleib jetzt ganz still liegen. Mache nicht die geringste Bewegung, und die Löwin wird dich in Ruhe lassen, weil sie denken wird, dass du tot bist."

„Ja, Baas", erwiderte er.

Ich wusste, dass ich am Vortag eine Patrone ganz in der Nähe der Stelle verloren hatte, wo die zwei Elefanten tot auf dem freien Feld lagen, und ich hoffte, sie jetzt zu finden. Ich ritt weg, aber kaum war ich auf meinem Pferd, um nach der Patrone zu suchen, hörte ich einen Schrei des Jungen. Ich eilte zurück, und er rief mir zu, dass die Löwin, die etwa fünf Yards entfernt gelegen hatte, sich erneut auf ihn gestürzt und ihn zugerichtet habe.

Wieder sagte ich ihm, er solle ganz still liegen bleiben, dass er diesen zweiten Angriff wahrscheinlich selbst heraufbeschworen habe, indem er versucht habe wegzukommen, und dass die Löwin in ein paar Minuten tot sein würde, wenn er nur noch etwas länger stillhielte.

Ich sah sie ein Stück weiter weggehen. Sie torkelte, und ich konnte sehen, dass ich sie schwer verletzt hatte und sie in den letzten Zügen lag. In diesem Moment hörte ich einen Ochsen brüllen, und da ich wusste, dass dies bedeutete, dass meine Wagen ganz in der Nähe sein mussten, rief ich dem Jungen erneut zu, er solle ganz still liegen bleiben, während ich zu den Wagen eilte, um mehr Patronen und Hilfe zu holen.

Ich galoppierte in Richtung des Brüllens und stellte fest, dass sie gerade ausgespannt hatten. Ich holte mir einen neuen Vorrat an Patronen und setzte einen anderen Jungen auf den Rücken des anderen Pferdes, das eine hässliche Wunde am Schenkel von den Hinterkrallen der Löwin davongetragen hatte. Wir galoppierten so schnell wir konnten zu der Stelle, an der ich den Jungen zurückgelassen hatte, aber zu unserem Erstaunen war er nirgends zu sehen. Einen Moment lang dachte ich, die Löwin hätte ihn völlig erledigt und weggeschleppt, aber sie lag vollkommen still an der Stelle, an der ich sie zuletzt gesehen hatte.

„Sei bereit, John", sagte ich zu dem Jungen, „aber ich glaube, sie ist tot." Wir gingen langsam vorwärts, und tatsächlich, sie war tot.

Dann folgten wir der Fährte des Jungen, und wir konnten sehen, dass er ein ganzes Stück gekrochen war und dann aufgesprungen und gerannt war. Ich konnte an seiner Spur sehen, dass er lahmte. Wir holten ihn etwa 200 Yards von dem Platz ein, wo die Wagen

standen. Es war ihm gelungen, ein Wasserloch zu erreichen, wo er seinen Durst gelöscht hatte und sich dann in die Sonne gelegt hatte. Er war in einem schrecklichen Zustand, seine vielen Wunden waren steif, und er befand sich in einem Zustand des Zusammenbruchs. Es war eine sehr schwierige Angelegenheit, ihn auf eines der Pferde zu bekommen, aber schließlich trugen wir ihn zu den Wagen. Hier wuschen ihn die Jungen und betupften seine Wunden mit Karbolöl, während er ihnen erzählte, wie er die Löwin „gelinkt" habe.

Er erzählte mit vielen Einzelheiten, wie er „seinen Hut und seine Kleider an einen Baumstumpf gehängt habe, um sie in dem Glauben zu wiegen, er sei noch da, und wie er dann eine weite Strecke auf Händen und Knien gekrochen sei, und als er glaubte, er sei außer Sichtweite, auf die Füße gesprungen und davongerannt sei." Eine sehr hübsche Geschichte, die jedoch durch seine Fährte nicht bestätigt wurde.

Es besteht kein Zweifel, dass er schrecklich zugerichtet worden war. Die Löwin hatte ihn an praktisch jedem Teil seines Körpers gebissen – Knöchel, Beine, Hüften, Handgelenke und Schultern – und ihre Zähne hatten ein Handgelenksband auf beiden Seiten durchtrennt.

KAPITEL XXIII

TSETSEFLIEGE UND BÜFFEL – MEINE THEORIE – MEIN ERSTER FIEBERANFALL – DER VERLETZTE EINGEBORENE – SCHWERER WAGENUNFALL – IM SUMPF UMGEKIPPT

Wir mussten eine Woche lang an dieser Stelle bleiben, um das Elfenbein der von mir geschossenen Elefanten herauszuschneiden und zu den Wagen zu bringen, da mehrere der Tiere in beträchtlicher Entfernung lagen. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich meine Schulter so weit von der qualvollen Wirkung des Hinterladers erholt, dass ich helfen konnte, sonst hätten wir zwei Wochen oder länger für die Aufgabe benötigt.

Nachdem wir alles aufgeladen hatten, wandten wir uns nach Süden in Richtung des Crocodile River. Wir gelangten tief flussabwärts, wo es, wie ich wusste, in früherer Zeit die „Fliege" gab; aber bei dieser Gelegenheit gab es keine Spur von der Fliege, noch konnten wir irgendwelche Büffelspuren sehen. Da ich nach Möglichkeit ein paar Büffel erlegen wollte, zog ich an eine andere Stelle weiter flussaufwärts, wo Büffel und Fliege einige Jahre zuvor häufig anzutreffen waren; aber auch hier war ich zu Enttäuschung verdammt – keine Fliege, kein Büffel.

Die einzige Erklärung, die ich anbieten kann, ist folgende: Als ich 1875 herauskam, wimmelte es an den Flüssen Marico und Crocodile geradezu von „Treck-Buren". Insgesamt müssen es etwa 300 Familien gewesen sein, und da es keine kleinen Familien waren und sie praktisch von nichts anderem als Fleisch lebten, kann man sich leicht vorstellen, wie viel Jagd nötig war, um sie alle durchzufüttern. Es war nun völlig klar, dass sie die Büffel aus jenen Gegenden geschossen und vertrieben hatten, und die Fliege verschwand mit ihnen. Meine eigenen Beobachtungen zu diesem Thema, die sich über viele Jahre erstreckten, sind, dass es eine direkte Verbindung zwischen der Tsetsefliege und dem Büffel gibt: dass die Fliege im Büffelmist brütet und nirgendwo sonst, und dass die Fliege ausstirbt, wenn der Büffel ausgerottet oder vertrieben wird, weil es an geeigneten Brutplätzen fehlt. Ich will nicht sagen, dass sie in einem Jahr verschwinden

wird, aber ich setze drei Jahre als Grenze an. Ich weiß nicht, ob der Lebenszyklus der Tsetsefliege gründlich und vollständig erforscht wurde, aber ich glaube nicht, dass sie einen einjährigen Zyklus hat wie die meisten Fliegen. Soweit ich es entdecken konnte, erstreckt sich ihre Geschichte über drei Jahre, obwohl es möglich ist, dass einige wenige das vierte Jahr überleben, aber das wäre meiner Vorstellung nach das Äußerste.

Dass Büffel und Fliege miteinander verbunden sind, scheint durch die Tatsache bestätigt zu werden, dass es im Becken der Victoriafälle früher große Büffelherden und reichlich Fliegen gab, während die Fliege nun, da keine Büffel mehr da sind, verschwunden ist. Angesichts der Unruhe, die derzeit im Zusammenhang mit der Schlafkrankheit und der möglichen Verbreitung dieser Krankheit durch die gewöhnliche Tsetsefliege (*Glossina morsitans*) entsteht, empfehle ich diese auf Erfahrung basierenden Beobachtungen den Behörden. Ich vertraue darauf, dass sie, bevor sie einen Feldzug beginnen, dessen Ziel die rücksichtslose Ausrottung all des prächtigen Großwilds von Rhodesien und Njassaland ist, zweifelsfrei die derzeit sehr zweifelhafte Theorie beweisen, dass die Tsetsefliege unabhängig vom Büffel existieren kann. Sollten sie feststellen, dass nur der Büffel für den Fortbestand der Plage verantwortlich ist, dann würde es nicht lange dauern, diesen auszumerzen; in jedem Fall könnte dies der erste Schritt sein, bevor andere Wildarten beeinträchtigt werden.

Wir zogen stetig südwärts, ohne dabei ein hohes Tempo vorzulegen, hauptsächlich aus Rücksicht auf den eingeborenen Jungen Baren, der von der Löwin so übel zugerichtet worden war. Wir hatten für ihn hinten auf dem Pritschenwagen eine Art Kasten gebaut, in dem er mitfahren konnte, da seine Verletzungen so schwer waren, dass er weder gehen noch irgendetwas ohne Hilfe für sich selbst tun konnte. Er war sehr fröhlich und lag in dem Kasten, während er lebhafte Gespräche mit den anderen Jungen austauschte, die stets bereit waren, ihn mit einem Scherz aufzuheitern.

Aber der wichtigste Kamerad des kranken Jungen war ein etwa fünfjähriger Matabele-Junge – ein lebhafter, amüsanter kleiner Picannin, so verspielt wie ein Kätzchen. Er kletterte oft zu dem kranken Jungen in den Kasten und hielt ein kleines Schläfchen, während der Wagen dahinrollte.

Es war während der Regenzeit, und wir kamen nur langsam voran, denn der Wagen blieb häufig stecken, und wir hatten manchmal beträchtliche Schwierigkeiten, ihn wieder freizubekommen. Eines Tages hatte ich den Wagen verlassen und war zu Pferd vorausgeritten, als einer der Jungen hinter mir hergelaufen kam, um zu sagen, dass der Wagen umgekippt sei. Ich galoppierte zurück und stellte fest, dass der alte Hans, der der ständigen Verzögerungen müde geworden war, beim Durchqueren eines Sumpfes etwas zu ungestüm mit den Ochsen umgegangen war. Das Ergebnis war, dass das riesige und schwer beladene Fahrzeug komplett umgekippt war – mit dem verletzten Jungen Baren und dem Picannin darunter.

Baren lebte noch, denn ich hörte ihn um Hilfe rufen. Nachdem ich ihm gesagt hatte, dass wir ihn in wenigen Minuten herausholen würden, spannte ich schnell die Ochsen aus und hakte das Gespann mit Hilfe der Jungen am Wagenrahmen ein, um ihn ganz herüberzuziehen. Obwohl wir so schnell wie möglich arbeiteten, vergingen etwa drei Minuten, bis wir ihn so weit bewegen konnten, dass wir den Jungen befreien konnten, der vom Gewicht des gesamten Elfenbeins niedergedrückt und in die Wagenplane sowie eine Menge Gras gehüllt war, das ihm als Lager gedient hatte. Wir drehten ihn schließlich um, aber wir kamen gerade zu spät. Der arme Baren tat seinen letzten Atemzug, genau in dem Moment, als wir ihn befreiten. Der kleine Picannin war bereits tot.

Wir hoben zwei Gräber aus und begruben sie; es war eine sehr traurige kleine Gesellschaft, die von diesem Ort weiterzog, denn sowohl Baren als auch der Picannin waren Lieblinge gewesen. Gerade ihre Hilflosigkeit hatte sie zum Gegenstand der Sorge aller gemacht, und ihr tragisches und unerwartetes Ende wirkte deprimierend.

Etwa drei oder vier Tage später bekam ich meine erste Dosis Malaria-Fieber. Wir hatten den Crocodile River erreicht, nicht weit von der Stelle, wo die Treckburen stationiert waren, obwohl sie sich zu dieser Zeit weiter flussaufwärts befanden. Es erscheint erstaunlich, dass ich so viele Jahre lang davon verschont geblieben war, aber so war es. Ich weiß nicht, worauf meine Immunität zurückzuführen ist. Es mag daran gelegen haben, dass ich Spirituosen mied, oder an meiner robusten Konstitution. Vielleicht lag es auch daran, dass ich gewöhnlich gut lebte und keine Sorgen hatte. Ich kann es nicht sagen. Damit Antialkoholiker den ersten der oben genannten Vorschläge nicht als Argument nutzen, sei erwähnt, dass auch Eingeborene, die selten Alkohol bekommen, Fieber kriegen. Es lag sicher nicht daran, dass ich irgendwelche Vorsichtsmaßnahmen gegen Moskitos getroffen hätte, denn die Moskito-Theorie war in jenen Tagen noch gar nicht erdacht, und ich habe in Gegenden geschlafen und gejagt, in denen es von Moskitos so sehr wimmelte, dass das Gesicht schwarz von ihnen war, wenn man schlief. Ich bekam meinen Teil an Moskitostichen ab, aber bis jetzt hatte mich das Fieber nicht erreicht.

Diesmal gab es jedoch keinen Zweifel, und ich schrieb es der Tatsache zu, dass mein Essen nicht so gut wie üblich war, während ich zudem geplagt und abgehärmt war. Fünfzehn Tage lang lag ich hilflos da, geschüttelt vom Fieber. Die meiste Zeit war ich bewusstlos und erinnere mich nicht an das, was geschah, außer dass ich weiß, dass ich mich nach langen Zügen bitteren, kalten Tees direkt aus der Teekanne sehnte. Meine Jungen waren wegen meines Zustands in großer Sorge, aber sie taten ihr Bestes. Sie töteten zwei der Ochsen, um Suppe für mich zu kochen, aber nachdem sie diese zubereitet hatten, konnte ich sie nicht anrühren. Der bittere Tee war alles, was ich wollte.

Gegen den sechzehnten Tag, als ich anfing, die schlimme Phase zu überwinden, traten drei barmherzige Samariter auf den Plan: Captain Scott, Sandy Anderson und ein Mann namens Webster. Captain Scott nahm mich sofort in seine Obhut und begann buchstäblich damit, Gin in mich hineinzuschütten. Es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich ihn kostete, und ich kann nicht sagen, dass er mir besonders schmeckte, aber der Captain verabreichte mir weiterhin reichliche Dosen und hörte auf keine meiner schwachen Ablehnungen.

„Wir müssen dich wieder aufpäppeln", war seine Antwort, „und das werden wir tun." Während er den Gin in mich hineinschüttete, bemächtigten sich seine Gefährten einer Reihe herrenloser Schafe, die dort herumliefen – herrenlos, weil die Matabele ihre früheren eingeborenen Besitzer getötet oder vertrieben hatten. Aus diesen Schafen bereiteten mir diese guten Kerle Hammelbrühe zu, und vier Tage lang wechselten sich Gin und Hammelbrühe alle paar Stunden ab. Dies bewirkte eine höchst erstaunliche Veränderung, und bald war ich in der Lage, mich zu Pferd fortzubewegen und meine Reise südwärts nach Kimberley fortzusetzen.

Meine drei Freunde in der Wildnis setzten ihre Reise nach Norden fort, nachdem sie meinen herzlichen Dank für ihre uneigennützige Freundlichkeit und Unterstützung in einer so kritischen Zeit entgegengenommen hatten.

Zwar erlitt ich einen Rückfall, aber erst als ich Kimberley bereits in Reichweite hatte. Bei diesem Rückfall geriet ich in einen noch schlimmeren Zustand als beim ursprünglichen Anfall. Ich brach völlig zusammen und war der Tür des Todes so nahe, wie ein Mensch nur sicher gehen und auf eine Rückkehr hoffen kann.

Ich lag bereits etwa zehn Tage darnieder, als mein Bruder, der in Kimberley war, von einigen meiner Freunde hörte, dass er besser sofort herauskommen solle, wenn er mich noch lebend sehen wolle. Er verlor keine Zeit, gabelte mich etwa acht Stundenreise von Kimberley entfernt auf und brachte mich in die Stadt. Dort blieb ich über drei Monate lang in einem sehr schlechten Zustand, bevor ich wieder umherlaufen konnte.

KAPITEL XXIV

EIN ANGELABENTEUER – VON KROKODILEN BEOBACHTET – EINE TRAGÖDIE IM WALD – LÖWEN, ZEBRAS UND KROKODILE – DAS FESTMAHL DER SAURIER

Ich hoffe, meine Leser werden es mir verzeihen, wenn ich in meinen Erinnerungen gelegentlich zurückspringe. Ich habe mich bemüht, eine einfache, geradlinige Erzählung zu verfassen, aber manchmal entfällt einem ein Vorfall für den Moment, um dann durch ein zufälliges Wort wiederbelebt zu werden. Ein solcher war ein unheimliches Erlebnis, das ich auf meiner letzten unglücklichen Reise hatte. Es geschah auf meinem Weg südwärts von Lobengulas Land, bevor ich das Fieber bekam. Ich hatte den Crocodile River erreicht, und nachdem ich ausgespannt und ein wenig gegessen hatte, nahm ich eine Angelschnur und einen Haken mit zum Fluss, um mein Glück beim Aalfang für das Abendessen zu versuchen.

Ich fing zwei kleine Aale (die sich später jedoch als bemerkenswert schmackhaft herausstellten) und wäre länger geblieben, aber – nennen Sie mich einen Feigling, wenn Sie wollen – der Ort war mir insgesamt viel zu unheimlich. Alle paar Minuten tauchte der große, hässliche Kopf eines Krokodils direkt vor mir im Wasser auf, der Besitzer starrte mich lange und stetig an und sank dann außer Sichtweite. Der Ort wimmelte buchstäblich von den Bestien, und meine Nerven begannen bald die Auswirkungen zu spüren, derart scharf von einem Dutzend oder mehr hungrigen Sauriern gemustert zu werden, die darauf brannten, meine Bekanntschaft an ihrem Abendbrottisch zu machen. Die Leute, die den Fluss ursprünglich Crocodile River nannten, hatten sich nicht geirrt! Hätte ich meine schwere Büchse dabei gehabt, hätte ich den Krokodilen ein paar Kugeln verpasst, aber da ich nur eine Flinte hatte, konnte ich nichts tun. Sie schienen zu wissen, dass ich machtlos war, ihnen zu schaden; denn normalerweise halten sich Krokodile außer Sichtweite, wenn sie im Wasser sind, aber diese Gesellen waren fast schon unverschämt in ihrem regen Interesse an mir. Der Ort gefiel mir ganz und gar nicht. Das Schilf und das Gras waren dort sehr dicht, dicht genug, um allerlei Gefahren zu verbergen, und ich hielt nicht nur das Wasser, sondern alles um mich herum scharf im Auge.

Einige Yards von der Stelle entfernt, an der ich saß, bemerkte ich einen alten Nashornpfad, der zum Wasser hinunterführte. Er war vom Nashorn recht gut ausgetreten worden, schien nun aber von kleineren Tieren benutzt zu werden, um zum Wasser zu gelangen. Es war keineswegs ein idealer Trinkplatz für sie, denn erstens war das Ufer sehr steil, und dann mussten sie einen Absatz von etwa einem Fuß Tiefe hinunter und standen sofort fesselhoch im Wasser.

Ich hatte insgesamt etwa eine Stunde lang an diesem Pfad gesessen, als ich drei Zebras sah, die den Weg herankamen. Ich verhielt mich vollkommen still, und da ich gut verborgen war, konnte ich ihre Bewegungen beobachten. Sie kamen sehr vorsichtig heran, als ob sie Gefahr ahnten, und als sie etwa auf halber Höhe des Abhangs waren, hielten sie

an und sahen sich überall um. Scheinbar zufrieden mit ihrer Prüfung setzten sie ihren Weg zum Wasser fort und kletterten den Absatz hinunter.

Sie hatten gerade ihre Schnauzen am Wasser, als plötzlich ein nervenerschütterndes Brüllen ertönte und ein riesiger Löwe, der verborgen im Schilf gelegen hatte, durch die Luft auf den Rücken des mir am nächsten stehenden Zebras sprang.

Der Aufprall und der Schreck bewirkten, dass die drei Zebras und der Löwe gemeinsam kopfüber ins tiefe Wasser fielen. Mit Todesschreien gelang es zwei der Zebras, herauszuklettern, und sie verschwanden hastig den steilen Hang hinauf im Busch.

Zu meinem Erstaunen tauchte das andere Zebra nicht wieder an der Oberfläche auf, ebenso wenig wie der Löwe. Für einige Sekunden war das Wasser aufgewühlt, als ob sich darunter eine schreckliche Tragödie abspielte, und dann stiegen Blutsprudel an die Oberfläche und färbten das Wasser ringsumher. Ich blieb noch einige Minuten, aber das Blut verschwand allmählich, die Oberfläche nahm wieder ihr früheres friedliches Aussehen an, und nichts deutete darauf hin, dass sich eine weitere Tragödie des Waldes abgespielt hatte. Nichts? Nun, die Krokodile waren aus dem Sichtfeld verschwunden! Diese hungrige, schreckliche Meute hätte nicht viele Sekunden gebraucht, um sowohl Löwe als auch Zebra Glied für Glied zu zerreißen.

Ich hörte danach mit dem Angeln auf und eilte ohne Zeitverlust zurück zu den Wagen, da mir diese spezielle Nachbarschaft ein wenig zu aufregend war. Als ich bei den Wagen ankam, waren die Jungen ganz begierig zu erfahren, was passiert war, denn sie hatten das kombinierte Brüllen des Löwen und die Schreie der Zebras gehört.

Als ich ihnen vom Schicksal des Löwen erzählte, waren sie sichtlich erschrocken und stimmten sogleich dafür, dass wir anspannen und für die Nacht in weniger gefährliche Gefilde umziehen sollten.

KAPITEL XXV

VOM JÄGER ZUM HÄNDLER – EIN GROSSES GESCHÄFT – DER BASUTO-KRIEG – IN DEN TAGEN VON „MAJUBA“ – VON EINGEBORENEN BERAUBT – DAS LEBEN IN JOHANNESBURG – RÜCKKEHR NACH BULAWAYO – EINIGE ABSCHLIESSENDE BETRACHTUNGEN

Ich bin mir nicht sicher, ob die späteren Abschnitte meiner Laufbahn für den allgemeinen Leser von Interesse sind, aber da mein Herausgeber mich informiert hat, dass mehrere Personen angefragt haben, ob ich am Ende meiner letzten Jagdreise „dieses irdische Jammertal verlassen“ habe, mag es angebracht sein zu erklären, dass das Ende meiner Jagdtage nicht mein eigenes Ende bedeutete. Die finanziellen Ergebnisse meiner Jagd- und Handelsreisen waren derart, dass ich über eine beachtliche Summe auf der Bank verfügen konnte, und in der Schule der Erfahrung hatte ich entdeckt, dass im Handel mehr Geld und weniger Risiko steckte, als meine Geschicklichkeit gegen wilde Bestien auf die Probe zu stellen. Zudem hatte meine letzte Reise mit den schweren Fieberanfällen in mir – zum ersten Mal in meinem Leben – das Gefühl geweckt, dass ich gegen die allgemeinen Gefahren des Buschvelds nicht immun war. Bis man ernsthaft erkrankt, erkennt keiner von uns diese Tatsache; und nachdem ich dem Rachen des Todes so

entronnen war, fühlte ich, dass ich es mir selbst schuldig war, das anstrengende Leben den jüngeren Männern zu überlassen und die Dinge ruhiger anzugehen.

Zwei Jahre lang blieb ich in Kimberley und baute allmählich meine zerrüttete Konstitution wieder auf. Dann, als sich die Gelegenheit bot, zog ich nach Mamusa, nicht weit von der Diamantenhauptstadt entfernt, und eröffnete dort eine Handelsstation; meine Kunden waren größtenteils Koranna-Eingeborene. Hier blieb ich drei Jahre lang und war geschäftlich sehr erfolgreich, indem ich Mealie und Kaffernkorn gegen die üblichen Tauschartikel handelte. Während meines Aufenthalts hier brach der Basuto-Krieg aus, und das Land wurde nach Nahrung für die Truppen abgesucht. Ich war der glückliche Besitzer von etwa 1.200 Säcken Getreide, und obwohl nur meine eigenen Wagen für den Transport zur Verfügung standen, gelang es mir durch enorme Anstrengungen, es nach Kimberley zu bringen, wo es 4 Pfund und 5 Schilling pro Sack einbrachte. Da es mich nicht mehr als etwa 10 Schilling pro Sack gekostet hatte, war es den Kampf wert, es zu dem oben genannten Preis nach Kimberley zu bringen!

Das Leben plätscherte ruhig dahin, bis der Burenkrieg ausbrach, der mit dem Majuba-Zwischenfall endete. Ich war nie ein Freund der Buren gewesen und hatte daraus kein Geheimnis gemacht, und meine Heldentaten mit der Kanone trugen nicht dazu bei, ihre Liebe zu mir zu steigern. Als sie daher die Oberhand gewannen, ihr Land von der britischen Regierung zurückerhielten und der Union Jack eingeholt wurde, war es eindeutig keine Zeit für einen bekennenden Briten, in ihrer Reichweite zu bleiben. Ich hätte mir nie träumen lassen, als ich beschloss, für eine Weile wegzugehen, dass die Dinge so kommen würden, wie sie kamen. Daher tat ich nichts weiter, als den Laden abzuschließen – der randvoll mit Handelswaren im Wert von bis zu 4.000 Pfund war – und ihn in die Obhut von David Mashouw, dem Häuptling der Korannas, zu geben. Er erwies sich als schwaches Rohr und war, wie die meisten seiner Art, von Natur aus ein Dieb; denn bei meiner Rückkehr einige Zeit später stellte ich fest, dass jener Würdenträger und sein Volk den Laden bis auf das letzte Stück geplündert hatten. Es ist mir kein Trost zu bedenken, dass die Buren die Korannas später praktisch vom Antlitz der Erde tilgten.

Ich zog dann weiter in den Transvaal und blieb von 1883 bis 1887 in den ländlichen Gebieten. Danach zog ich in den frühen Tagen des Witwatersrand-Booms nach Johannesburg und nahm meinen kleinen Teil am „Leben“ und Sport jener erstaunlichen Gemeinschaft teil. Obwohl ich so manche glänzende Geschichte enthüllen könnte, unterlasse ich es, denn dies hier ist die Geschichte eines Jägers, und solch lebhafte Vorfälle, wie ich sie berichten könnte, haben nichts mit der Elefantenjagd im Land der Matabele zu tun. Die Tage, an denen Männer sich am Freitag zu einem Kartenspiel zusammensetzten und nicht vor Montag oder Dienstag aufhörten, an denen Vermögen in einer Nacht gewonnen oder verloren wurden, an denen ein Tollkopf sein Pferd in einen Laden oder eine Bar ritt (und den Eingang durch das Fenster fand!) und unter den begeisterten Rufen der sportlustigen Umstehenden aus allem „Kurz und Klein“ machte, gehören zu den Erinnerungen an andere Tage. Solche Vorfälle sind wahrscheinlich allen Bergbaugemeinden gemein, wo das Geld fast wie Wasser fließt und der Geist des Abenteuers stark in den Adern der Männer pulsiert.

Meine Gedanken waren jedoch immer im Land meiner frühen Heldentaten, und als schließlich das für mich Unerwartete geschah und die Macht des großen Matabele-Häuptlings gebrochen war, packte ich meine Sachen und zog, wie viele andere, nach Norden. Für mich war es natürlich alles vertrautes Land. Es war im Jahr 1894, als ich in meine alten Jagdgründe zurückkehrte, und hier habe ich gelebt und eine weitere große Einwanderung der britischen Rasse miterlebt. Ich hatte gesehen, wie Johannesburg von einem Lager zu einer Stadt aufstieg, und der Prozess wiederholte sich in Bezug auf

Bulawayo. Dass solch wunderbare Veränderungen im Leben eines Einzelnen bewirkt werden konnten, erfüllt mich noch heute mit Staunen. Während meiner Jagdtage hier schien die Macht der Matabele unbesiegbar zu sein, und ich hatte nicht erwartet, dass sie zu meinen Lebzeiten gebrochen würde. Ich hatte nicht mit der Unerschrockenheit der Briten gerechnet – obwohl meine eigene Laufbahn mir einen kleinen Hinweis auf ihre Rücksichtslosigkeit und ihren Wagemut hätte geben können – und mit der ständig vorwärtsfließenden Flut der Menschheit, die aus dem Mutterland herüberströmt.

Vielleicht werden andere Gelegenheiten haben – und haben sie bereits –, unter dem Großwild der Welt zu jagen, wie ich es in diesen Erinnerungen zu beschreiben versucht habe, obwohl ich vermute, dass jene Tage für immer vorbei sind. Ich glaube nicht, dass jemals wieder ein Mensch solch gewaltige Herden von Elefanten und Großwild sehen und verfolgen wird, die einst über die Orte streiften, wo heute Städte stehen und die Eisenbahn ihren eisernen Weg bahnt. Die weiten Räume Afrikas werden von allen Seiten erschlossen, und vor dem unaufhaltsamen Vormarsch der Eisenbahn und des Mannes mit dem Hinterlader verschwindet das Wild unweigerlich.

Ebenso macht der Eingeborene, wenn er nicht verschwindet, einen Wandel durch. Zweifellos ist es für die Zivilisation besser, dass der „Indaba"-Baum eher ein Objekt der Neugier für Weltenbummler ist als der Ort des schnellen und schrecklichen Urteils eines dunklen Herrschers wie 'Mzilikatse oder Lobengula, und dass selbst unverbesserliche Barbaren ihre Strafen innerhalb der vier Wände eines komfortablen Gefängnisses absitzen, anstatt ihr sofortiges Schicksal unter freiem Himmel im Beisein des Volkes zu ereilen. Möglicherweise weiß der Eingeborene den Wandel zu schätzen; möglicherweise auch nicht. Er mag sich geistig, moralisch und spirituell verbessert haben, seit er dazu übergegangen ist, Hosen zu tragen und Lesen und Schreiben zu lernen, aber ich habe meine Zweifel.

Der Matabele, wie ich ihn in den alten Tagen kannte, bevor er durch die Zivilisation verdorben wurde, war alles in allem ein Mann, den man sowohl bewundern als auch dem man vertrauen konnte. Während all meiner Jagdjahre hatte ich keinen Grund, ihn als etwas anderes denn als einen Freund zu betrachten. Es gab gelegentliche Abweichungen vom Pfad der strikten Ehrlichkeit, wie ich bereits erwähnt habe, aber diese Vorfälle waren selten und lagen weit auseinander, und als die Matabele das Land regierten, war ein weißer Mann vor Misshandlung oder Diebstahl ebenso sicher wie heute – vielleicht sogar sicherer! Grausamkeit, Blutvergießen und Raub waren nicht die kennzeichnenden Züge des Volkes oder seiner Herrscher, wie manche uns glauben machen wollen.

Nun, ihre Zeit ist vergangen, und die Zeit des Großwilds in Süd-Rhodesien geht ebenfalls zu Ende. Zu gegebener Zeit werde auch ich in „die ewigen Jagdgründe" hinübergehen, aber nicht mit Bedauern, denn ich habe jede Stunde eines sehr ausgefüllten Lebens gelebt und trete gerade in die Grenze der siebzig Lebensjahre ein. Es war mir vergönnt, Abenteuer zu bestehen und eine Jagd zu genießen, wie sie nur wenigen Männern zuteilwird, und unversehrt daraus hervorzugehen; ich habe gesehen, wie sich das Antlitz eines Kontinents fast bis zur Unkenntlichkeit verändert hat; dennoch bin ich immer noch gesund und munter, in der Lage, einen Fünf-Meilen-Marsch gegen die Jungen zu bestreiten, eine gesellige Pfeife und ein Glas zu genießen und, wenn die Lampen angezündet sind, aus dem Speicher der Erinnerung jene Fragmente der Erinnerungen eines Jägers hervorzuholen, die hier niedergeschrieben wurden.

Das Ende